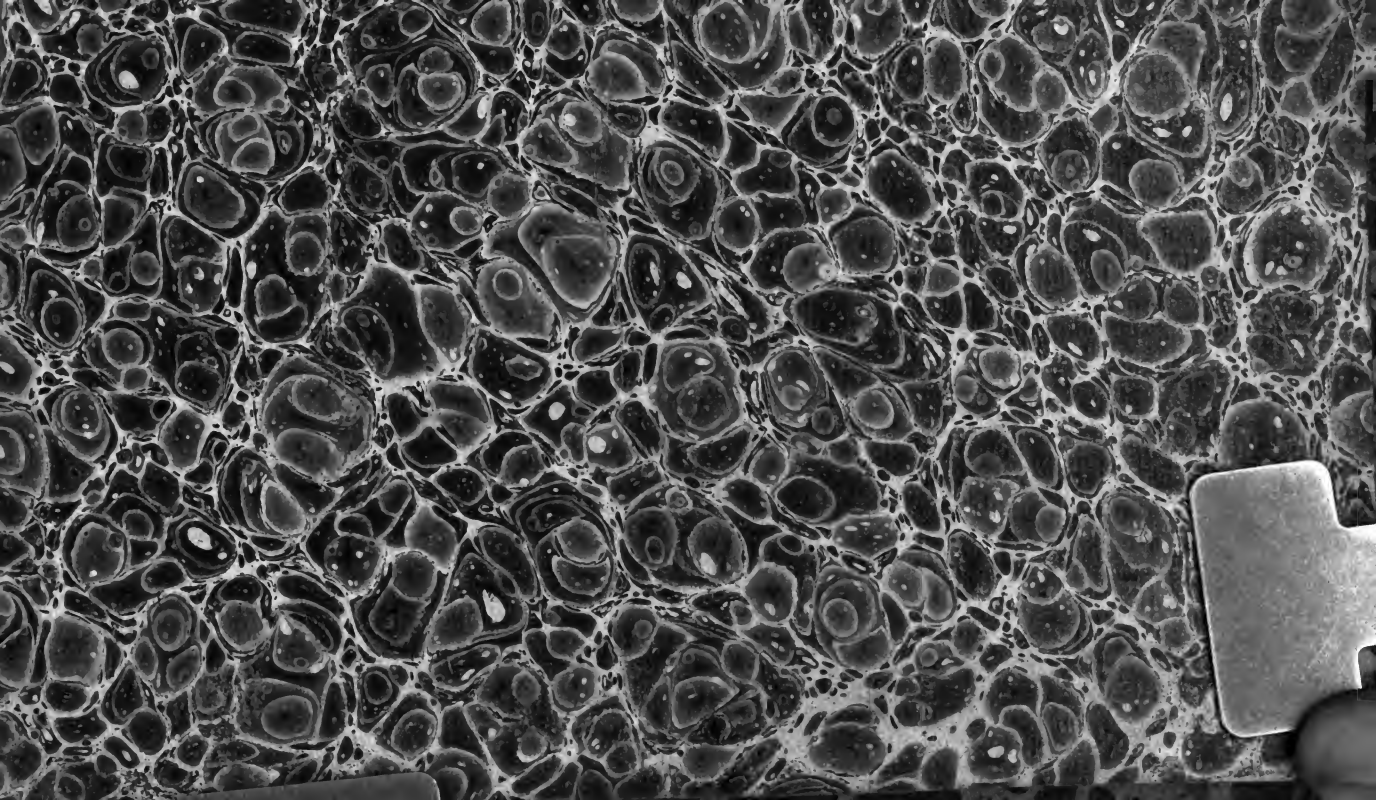
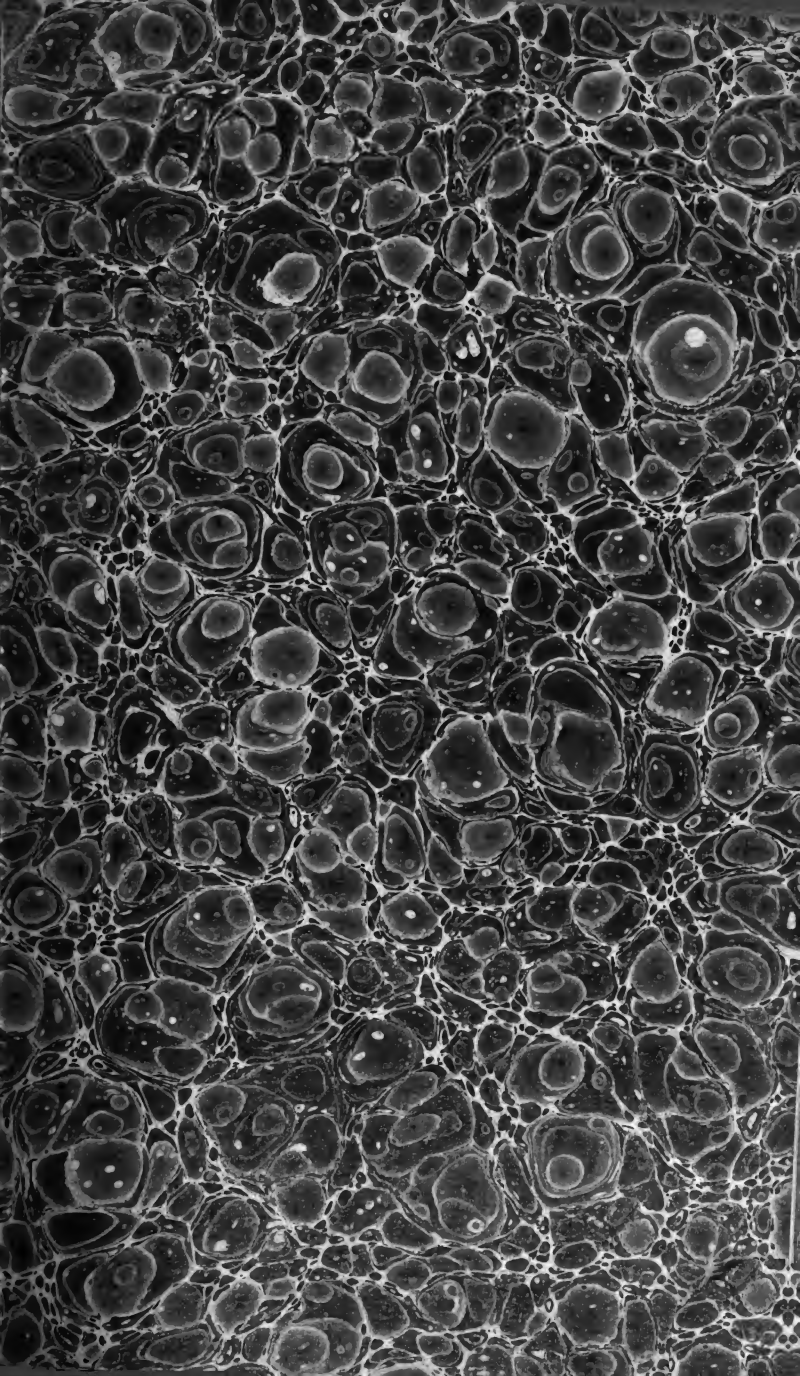




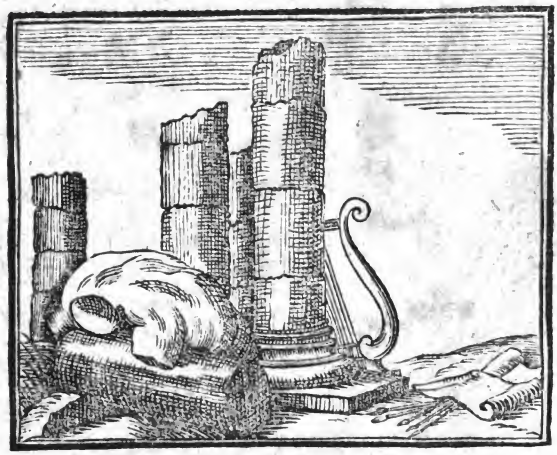
677

Per. 3977 e. 180
41

Kauendorf del.

Uhlemann sc. Schulze Direct.

Neue Bibliothek
der schönen
Wissenschaften
und
der freyen Künste.



Ein und Vierzigsten Bandes Erstes Stück.

Leipzig, 1790.
In der Dyckischen Buchhandlung.

Inhalt
des ein und vierzigsten Bandes.

Im ersten Stücke.

I. Clement Marot. Dessen Charakteristik, als Probe einer Fortsetzung von Sulzers Wörterbuch, die einige Gelehrte zu liefern gedenken. S. 1

II. Des Publius Virgilius Maro Landbau, vier Gesänge; übersetzt und erklärt von Joh. Heinr. Voß. 18

III. Göthe's Schriften, sechster Band. Torquato Tasso, ein Schauspiel. 62

IV. Poetische Versuche von Gottlieb Conrad Pfeffel. Erster und zweyter Theil. 105

V. Vermischte Nachrichten.

Augsburg. Nachricht von der Kunst-Academie daselbst. 142

Inhalt.

Nürnberg. Ankündigung einiger wichtigen Kunstwerke. S. 144

Wien. Verschiedene neue Kupferstiche. 147

Paris. Charles IX. ou l'Ecole des Rois, Tragédie par *Marie-Joseph de Chénier*. 148

Im zweyten Stücke.

VI. Versuch über den Tasso von Herrn Guinguenee; aus dem Französischen übersetzt. 161

VII. Voyage du jeune Anacharsis en Grèce. Fortsetzung und Beschluß der im ersten Stück des 40. Bandes abgebrochenen Recension. 220

Von der deutschen Uebersetzung dieses Werks. 249

VIII. Fortsetzung und Beschluß der Untersuchung über das Schauspiel des Herrn v. Göthe: Tasso. 253

IX. Vermischte Nachrichten.

Verzeichniß der geätzten Blätter des Hrn. Tischbein, Inspector der Gemälde-Gallerie zu Cassel. 254

Dessen Ankündigung einer Schrift: Ueber die Aetzkunst. 283

Halle.

Halle. Der Schauspieler Thering als Dorfbarbier in den beyden Billers, von Liebe gestochen. S. 283

Englische Litteratur.

Rede bey der Preiß-Austheilung der königlichen Akademie der Künste zu London, gehalten den 10. December 1788. von dem Präsidenten derselben Josua Reynolds, über des verstorbenen Malers Gainsborough Talente. 283

The Alliance of Music, Poetry and Oratory, by *Anselm Bayley*. 284

The english Orator, by *Richard Polwhele*. 284

Zwey neue englische Uebersetzungen von Aristoteles Poetik. 285

Lavaters Physiognomik ins Englische übersetzt. 286

Chess. Vol. II. 286

Eine neue wörtliche Uebersetzung des Juvenal und Persius von *M. Madan*. 287

An Essay on sensibility; a Poem in 6 Parts. 287

A Catalogue of the Pictures &c. in the Shakespeare Gallerie. 288

Inhalt.

Französische Litteratur.

Almanach litteraire, par *d'Aquin de Chateau Lyon.* S. 289
Verzeichniß der von Ostern 1789 bis Ost. 1790 zu Paris aufgeführten Schauspiele. 295
Lettres à Emilie sur la Mythologie, par M. *de Mouſtier.* 3 Vols. 297
Voyage à la Baſtille, fait le 16 Iuillet 1789, par *Michel de Cubières.* 298
Sur quelques Contrées de l'Europe, ou Lettres de Chevalier de *** à Mad. la Comteſſe de ***. 2 Vols. 300
Les Idylles de Thèocrite, Traduction nouvelle par M. *Gin.* 301
Le crime, ou Lettres Originales, contenant les Aventures de Cèsar de Perlencour, par M. *le Suire.* 4 Vols. 301
Les Contes de mon Bisayeul, tirés des Annales ſecrètes de la Cour de Thémis. 2 Vols. 301
Cléopatre, Roman hiſtorique. 3 Vols. 302
Neue franzöſiſche Kupferſtiche und Fortſetzungen von Kunſtwerken. 297
Tod des Künſtlers Charles Nicolas Cochin und Lebens-Nachrichten von ihm. 307

I.

Clement Marot,

gebohren zu Cahors in Quercy, 1495. gestorben zu Turin (1544.) im Exil. Die Blüthe seines Lebens fällt in die Regierung Ludwig XII. und Franz des I.

Eine Reihe von Jahrhunderten hindurch hatten die wichtigsten Staaten Europens nur Eine Gestalt. Unwissenheit und Barbarey machten die Sitten der verschiedensten Völker gleich. Fast überall herrschte dieselbe Sklaverey auf der einen, dieselbe Despotie auf der andern Seite; und nirgends war zwischen Despoten und Sklaven ein aufgeklärter Mittelstand. Auf den Lehrstühlen saß Unwissenheit, Dummheit und Intoleranz; die Wissenschaften waren verbannt, der Geschmack entflohn; denn Jahrhunderte waren verflossen, seitdem das Schöne keinen Boden gefunden hatte, auf dem es gedeihen konnte. Im zwölften Jahrhunderte endlich zeigten sich wieder einige Sonnenblicke der Cultur in dem südlichen Europa; und im funfzehnten Seculum fing es, troz der Sorbonne, auch in Frankreich zu dämmern an. Die wieder-

holten Bemühungen der französischen Könige, um ein Besitzthum jenseit der Alpen, vermehrten zwar weder die Macht noch die Einkünfte der Krone von Frankreich; aber sie brachten ungesucht einen andern, weit dauerhaftern und glänzendern Vortheil hervor. Unter dem sanften Himmel Italiens hatte der Saame des Geschmacks zuerst Wurzel geschlagen; und die Hand weiser oder ehrgeiziger Fürsten hatte die zarte Pflanze mit Sorgfalt gepflegt. Die gallischen Krieger lernten hier feinere Sitten kennen, als in ihrem Vaterland herrschten; und die Kenntnisse, der Geschmack, und die Cultur der Italiener fand den Weg über die Alpen nach Gallien, welches unter Ludwigs des XII. Regierung goldne Tage genoß. Ludwigs auswärtiges Unglück hatte nicht zum Schaden seines Landes gewirkt. Frankreich freute sich einer solchen Ruhe und eines solchen Wohlstands, daß die Geschichtschreiber erzählen, es habe unter keinem Könige bessere Zeiten als unter Ludwig gegeben. Der Handel kam empor; der Ackerbau blühte, und der König war reich genug seinen Unterthanen die Hälfte der Auflagen nachzulassen.

Wenn den nothwendigen Bedürfnissen eines Volks abgeholfen, wenn der Besitz der Güter und die Ruhe des Lebens gesichert ist, wenn der Wohlstand des Landes sich nach dem Throne der Fürsten zu ergießt, so sind wenige glücklich zusammentreffende Umstände, oft schon der Wille des Königs allein hinreichend, die Künste herbey zu rufen und dem Volke Geschmack mitzutheilen. In Italien

hatten

hatten die Päbste den Ton angegeben, und die Fürsten dieses Zeitalters ahmten, so gut sie konnten, die Pracht des päbstlichen Hofes nach. Niemand war geschickter ihrem Beyspiel zu folgen als Franz. Er suchte den noch nicht ganz erstorbenen Geist der alten Chevalerie von neuem zu beleben, und war selbst der erste, der schönste und tapferste Ritter seines Königreichs. Galanterie und Pracht herrschten an seinem Hofe, den die Damen noch nie in solcher Menge und mit solcher Freyheit besucht hatten. Diese Umstände zusammen genommen, vornehmlich aber das Beyspiel des jungen, geistreichen und muntern Königs, theilte dem Hofe ein Leben mit, das die Künste überhaupt, aber nichts so sehr als die galante Poesie begünstigte.

In Monarchien, wie die französische, pflegt der Hof die Schule des Geschmacks zu seyn. Hier bildete sich unser Clement Marot, dem die Liebe zur Dichtkunst angebohren war. Indeß würde der Name von Jean Marot, seinem Vater, wahrscheinlich längst vergessen seyn, ob er sich gleich einen poète de la magnifique reine Anne de Bretagne schrieb, hätte ihn nicht der berühmtere Name seines Sohnes Clement mit auf die Nachwelt gebracht.

Der Stempel der großen Welt, in welcher Marot empor wuchs, ist den meisten seiner Werke aufgedruckt. Er war nicht gelehrt; und die meisten Dichter vor ihm waren gelehrter als er. Aber in der crapule des Klosters erzogen, und in der Entfernung von der feinen Welt aufgewachsen,

kannten sie nur den schwerfälligsten Witz und die plumpeste Satyre. Dagegen weht in den Werken unsers minder gelehrten Dichters, der Geist des freysten und galantesten Hofes; eines Hofs, an welchem selbst eine der ersten Damen, Margaretha von Navarra, sich mit Erfolg auf die Dichtkunst legte. Dagegen erhebt er sich über alle seine Vorgänger durch Leichtigkeit und Feinheit, durch Anmuth und Richtigkeit; und wenn uns jene nicht mehr Vergnügen gewähren, als aufs höchste ein witziger Possenreißer der niedrigern Classen verschaffen kann, so finden wir in der Lectüre dieses Dichters die Zufriedenheit, welche der Umgang mit einem gebildeten Weltmanne gewährt.

Die Simplicität, der naive gutmüthige Witz, den man in Marots Gedichten bewundert, waren nicht, wie man zuweilen behauptet hat, Eigenschaften seines Seculums. Schwulst, Hyperbeln, geschraubter Witz und eine unnatürliche Sprache herrschten in den Schriften seiner Zeitgenossen; und wenn sein Styl fast immer so leicht über der Prose schwebt; wenn sein Ausdruck fast immer den Gegenständen so angemessen ist, so ist dieses eine Folge seines richtigen und feinen Geschmacks. Dieses richtige Gefühl zeigt sich schon in seinen frühesten Gedichten. Als ein Jüngling von zwanzig Jahren überreichte er dem König den Tempel Cupido's, ein allegorisches Gedicht, in welchem man außer der Richtigkeit der Allegorie, und dem Reichthum an glücklichen Ideen, eine gewisse geschmackvolle Nüchternheit bewundert, die den Reformater des

über-

übertriebenen Geschmacks seines Zeitalters ankündigt. *)

Indessen muß man gestehn, daß Marot von Seiten der Sprache einen wichtigen Vortheil genoß. Noch war die Bücherſprache von der des Lebens nicht sehr verschieden. Man kannte keine Rangordnung zwischen den Worten, und man wußte nichts von Wendungen und Ausdrüken, welche an sich trivial gewesen wären. Diese ungereinigte Sprache war also viel reicher, als sie nach Pascal, Racine und Boileau ward. Sie war zwar weniger bestimmt, weniger edel, und nur für die niedrige Gattung der Poesie geschickt; aber in dieser ward es auch dem Dichter sehr leicht für jeden Gedanken, Ausdrücke und Wendungen in Menge zu finden. Sie besaß noch überdieß eine große Freyheit in den Inversionen, und in dem Gebrauche der Partikeln. Diese Freyheit ist nicht mehr; und die französischen Dichter haben ihren Verlust häufig beklagt. Man sey in dem Eifer die Sprache zu reinigen allzuweit gegangen; man habe, um alle Rauhheiten abzuschleifen, auch das Gepräge der Kraft und Stärke hinweggenommen; und man hätte wenigstens den Dichtern die Freyheit nicht entreißen sollen, aus dem ganzen Schatz der Sprache

*) Er giebt daher für den Styl die Regel:

Usez de mots reçeus communement
Rien superflu n'y soit aucunement.

Rondeau. XII. Tom. II. p. 147. edit. à la Haye 1731. 4to.

Ausdrücke und Wendungen zu schöpfen, um seine Empfindungen auf die sinnlichste, kräftigste und mannichfaltigste Weise darzustellen.

Mit großer Mäßigkeit scheint sich Marot indeß immer der Freyheiten bedient zu haben, die seine Sprache ihm gab. La Bruyere sagt: „Marots Sprache ist nicht mehr die unsrige; aber dieß ist auch fast der ganze Unterschied, der sich zwischen diesem Dichter und den Dichtern unsers Zeitalters findet. Ronsard und seine Zeitgenossen gingen auf dem Wege der Vollkommenheit wieder zurück, und sie haben alles gethan, um die französische Dichtkunst auf ewig von diesem Wege abzulenken. Es ist zu verwundern, daß die leichten, natürlichen Werke des Clement Marot, den gelehrten und geschmacklosen Ronsard nicht zu einem beßern Dichter haben machen können.“

Diese außerordentliche Leichtigkeit, diese Gewandheit, diese Kunst alles auf eine gefällige Weise zu sagen, ist es vornehmlich, was man an diesem Dichter noch jetzo bewundert. Sein Genie zog ihn zu der niedrigern Poesie, eben so sehr wie der Geschmack seines Hofs und die Sprache seines Jahrhunderts ihn dahin leitete. Die naiven Wendungen, die sprichwörtlichen Ausdrücke und Redensarten, welche die Ode verunstalten, geben der Erzählung, dem Madrigal, dem Epigramm Leichtigkeit und Anmuth. Daher sind die Psalmen bey weitem der schlechtere Theil von den Werken unsers Dichters; ohnerachtet auch sie unter Vornehmen und Geringen mit einem außerordentlichen

Bey-

Beyfall aufgenommen wurden. Denn in dieſem Zeitalter kannte man den Unterſchied der Sprache in den verſchiednen Gattungen der Poeſie eben ſo wenig, als man die Unſchicklichkeit fühlte, Pſalmen und Kirchenlieder nach der Melodie der Vaudevills abzuſingen. *)

Aber das Madrigal und das Epigramm glückten unſerm Marot bisweilen ſo ſehr, daß man erſtaunt in einem Zeitalter, wie das ſeinige, ſoviel Geſchmack, Feinheit und Politeſſe zu finden. Er ahmte zuweilen den Catull nach, und ſein Genie ſcheint dem Geiſt des römiſchen Dichters von mehr als einer Seite ſehr nahe verwandt zu ſeyn. Nichts iſt berühmter als folgendes Madrigal:

**) Las, il eſt mort, pleurez-le, Demoiſelles,
Le paſſereau de la jeune Maupas.
Un autre oiſeau, qui n'a plumes qu'aux aîles,
L'a dévoré. Le connaiſſez-vous pas?
C'eſt ce fâcheux Amour, qui ſans compas,
Avecque lui ſe jettait au giron
De la pucelle et volait environ,
Pour l'enflamber et tenir en détreſſe.
Mais par dépit tua le paſſereau
Quand il ne ſçut rien faire à la Maîtreſſe.

*) Und man glaubte etwas recht frommes daran zu thun. Férèmie de Pours ſagt: On a ôté aux poétes amoureux, comme à des injuſtes poſſeſſeurs, ces mignardiſes, et leur pétulance eſt convertie en ſainteté.

**) Epigr. XLIV.

und folgendes:

*) Amour trouva celle qui m'eſt amère
(Et j'y étais, j'en ſais bien mieux le conte)
Bon jour, dit-il, bon jour, Venus, ma mère;
Puis tout à coup il voit qu'il ſe mécompte,
Dont la couleur au viſage lui monte,
D' avoir été failli honteux, Dieu ſait combien,
Non, non, Amour, ce dis-je, n' ayez honte
Plus clair-voyant que vous s'y trompe bien.

Man hat dieſes Madrigal, welches mehrmalen in unſre Sprache übertragen **) und häufig nachgeahmt worden iſt, mit Recht ein Meiſterſtück ſinnreicher Naivetät genannt; aber man würde ſich ſehr irren, wenn man glauben wollte, daß jedes der 280 Epigramme und Madrigalen, die ſich in der Sammlung ſeiner Werke befinden, in dieſem Geiſte gedichtet ſey. Ein großer Theil derſelben iſt bey beſondern Veranlaſſungen verfertigt, und ſcheint gerade nur darum gemacht, damit der Dichter nicht mit leeren Händen erſcheinen durfte. So ſehr uns in einigen ***) die Feinheit der Wendung gefällt, mit ſo großem Vergnügen wir die Zartheit der Empfindung und die Delikateſſe des Ausdrucks an andern wahrnehmen, ****) eben ſo ſehr beleidigt

*) Epigr. CLII.

**) Unter andern von Götz im zweyten Band auf der 85ſten Seite.

***) z. B. Epigr. XXXI. und XLII.

****) z. B. Epigr. CXXIII. CXXIV. CXXXVI. CLVI. CLXV. CLXXI. CXXXI. CVI. CXXXXXVI.

digt uns hin und wieder die Licenz der Sprache, und der Mangel an Gefühl des Schicklichen. Marot vergaß ſich zuweilen gegen Damen von dem erſten Range, wahrſcheinlich, weil dieſe ſich gegen ihn vergaßen. Wahrſcheinlich war es eine Höflichkeit im Geſchmack des damaligen Hofs, was er Iſabellen, der Tochter des Königs von Navarra ſchrieb: man erkenne ſie unter jeder Verkleidung, und die Prinzeſſinn verſtecke ſich auch unter den Kleidern ihres Kammermädchens nicht.

Toûjours ſera ſa beauté maintenue
Mais il me ſemble, ou je ſuis bien trompé,
Qu'elle ſerait plus belle toute nue.

Marot vergaß ſich manchmal und ſalzte ſeine Epigramme nicht; vielleicht, weil es der Hof ſo genau nicht nahm; und ſo wie er manchmal den Witz vergißt, ſo thut er ihn zuweilen in Uebermaas und von ſchlechter Art an ſeine Gerüchte. Die Periode der Wortſpiele war noch ſo wenig vorbey, daß ihnen Marot, troz ſeines feinern Geſchmacks, mehr als einmal auf das ungereimteſte nachjagt. Er will eine Dame de l'Eſtrange loben, und giebt den Rath, ſie künftig ma Dame qui eſt Ange zu nennen. Eine Mademoiſelle du Pin vergleicht er mit einer Fichte, und eine Mademoiſelle de la Chapelle iſt ihm bald eine heilige Kapelle, bald ein wohlklingender Leyerkaſten (Chapelle,) bald ein Helm zu einer Diſtillir-Kolbe. Die Wendung, die er in dieſem Madrigal nimmt, der Schöne, mit dem bedeutenden Namen, ſeine

Pein zu klagen, ist so original, daß wir uns nicht enthalten können, sie hieher zu setzen:

La chapelle où se font eaux odoriferentes
Donne par ses liqueurs guerisons differentes:
Mais toi, Chapelle vive, estant de beauté pleine
Tu ne fais que donner à des serviteurs peine.

Eine andre Gattung der Poesie, welche ihm vorzüglich glückte, war die poetische Epistel, und was er von dieser Art hinterlassen hat, ist zu gleicher Zeit eine Sammlung von Erzählungen der wichtigsten Begebenheiten seines Lebens, und in dieser Rücksicht für den Literator doppelt interessant. Diese Gewohnheit, wichtige und unwichtige Vorfälle in Verse zu bringen, sie dem König und seinen Freunden in diesem angenehmern Gewand mitzutheilen, bestimmt den Charakter der Marotischen Epistel. Mitleiden oder Lachen, oft das eine durch das andere zu erregen, ist in den meisten derselben die Absicht des Dichters; und er geht dabey so rund und offenherzig zu Werke, daß er sich unvermerkt das Wohlwollen des Lesers gewinnt. Von dieser Seite, in Rücksicht der Ingenuität und Offenherzigkeit, wenn er von sich spricht, gleicht er am meisten dem liebenswürdigen Montagne, dem er an Philosophie und Feinheit des Beobachtungs-Geistes nachsteht.

Ein Fehler, in den Montagne oft verfällt, und von dem Marot so wenig als irgend jemand frey ist, der viel von sich selbst spricht, ist Schwazhaftigkeit. Immer ist dieser Fehler nicht angenehm; am wenigsten

nigſten bey einem Dichter, den die Leichtigkeit zu reimen ſchon allzuoft von ſeiner Bahn verführt. Aber verzeihlich iſt er doch in dieſem Zeitalter des dämmernden Geſchmacks; um ſo mehr, da ihn die Epiſtolographen, der glänzendſten Epochen ſelbſt, nicht immer vermieden haben.

Einige Weitſchweifigkeiten abgerechnet, iſt nichts eleganter, nichts naiver und feiner gewendet, als Marots Epiſtel an den König pour avoir été dérobé *). Folgende Zeilen, in denen er den Bedienten beſchreibt, der ihn geplündert hatte, ſind Molierens würdig:

J'avais un jour un valet de Gascogne,
Gourmant, yvrogne et asseuré menteur,
Pipeur, larron, jureur, blasphémateur,
Sentant la hart **) à cent pas à la ronde.
Au demeurant le meilleur fils du monde,
Prisé, loué, fort estimé des filles
Par les bordeaux et beau joueur de quilles.

Er bittet hierauf den König um ein Anlehn in ſeiner Noth, und verſpricht ihm eine Handſchrift auszuſtellen:

à celle fin qu'il n'y ait faute nulle
je vous ferai une belle Sedulle
à vous payer, sans usure s' entend,
quand on verra tout le monde content:

où,

*) Epitr. XXVIII.
**) La corde.

où, si voulez, à payer ce sera,
quand votre los *) et renom cessera.

Man hat Recht zu behaupten, daß man nie mit mehr Esprit Geld gefordert und wahrscheinlich niemals mit größerm Vergnügen gegeben habe, als bey dieser Gelegenheit. Ein andres Gedicht unseres Clement belehrt uns, daß Franz der I. auch diesesmal gegen seinen Witz nicht unempfindlich war.

Marot gab noch überdieß das erste Muster des näiven Chanson. In der Sammlung seiner Werke finden sich derselben über funfzig, unter welchen mehrere sind, deren sich kein Dichter aus dem Zeitalter Ludwig XIV. geschämt haben würde.

Wir sagen nichts von Marots größern Werken, dem Tempel Cupidos seinem ersten Gedicht; dem Enfer, einem Gedicht voll feiner Satyre, in welchem er seine Gefangenschaft erzählt; nichts von seiner Uebersetzung einiger Bücher der Metamorphosen, des Musäus und der Psalmen; weil alle diese Werke Marots Namen nicht auf die Nachwelt gebracht haben würden. Nur von seinen Elegien wollen wir noch einige Worte sagen, da er in dieser Gattung die ersten Muster gegeben zu haben scheint.

Marots Elegie ist wie die Tibullische, zärtlichen Inhalts. Verliebt scheint unser Dichter immer gewesen zu seyn; aber zu seinem Unglück war er es immer in die ersten Damen an Franzens Hof, die ein Recht zu haben glaubten, ihn, seiner galanten und

*) Gloire.

und zärtlichen Verse ohngeachtet, nach ihrer Fantaisie zu behandeln. Die berühmte Diane von Poitiers, der Schmuck des Hofs unter zweyen Regierungen, war von der Ehre, in dem Herzen eines Königs zu herrschen, zu sehr geschmeichelt, um nicht jeden Augenblick bereit zu seyn, den verliebten, ihr ganz ergebnen Dichter ihrer Eitelkeit aufzuopfern; und Franzens Schwester, Margarethe von Valois, wollte unserm Clement zwar insgeheim wohl, aber laut sollte es nicht werden, daß sie ihn liebte, aus den Schranken der äußersten Discretion sollte er nicht heraustreten. Man sieht wohl, daß Marot auf diese Weise in seinen Liebschaften immer Gelegenheit fand zu klagen; und daß sein Herz, zu gleicher Zeit von Liebe und Verdruß bestürmt, oft in einer elegischen Stimmung seyn mußte. Aber auch dann, wenn ihn ein Blick seiner Göttinn glücklich gemacht hat, dämpft sogleich die Discretion, die er ihr gelobte, und die Ehrfurcht, die er gegen sie hegt, das Ungestüm seiner Freude, und stimmt seinen Gesang zur Elegie herab.

Wahrheit der Empfindung ist daher in den meisten Elegien Marots. Was ist zärtlicher als seine siebente Elegie, in welcher er über die Kälte und das Stillschweigen seiner Gebieterinn klagt? Was ist mehr in Tibulls Geiste gedichtet als der Traum in der sechsten, wo Amor dem Dichter erscheint, ihm Hofnung einflößt, und ihm auf die Ehre eines Gottes versichert, daß seine Gebieterinn anfange seinen Schwüren zu trauen? Was ist

simpler

ſimpler als die Wendung, die nun der Dichter nimmt: Er beſchwört ſeine Geliebte

Ne faire point le Dieu d'amour menteur,
Mais tout ainſi qu'il me donne aſſeurance
En votre dire avoir perſéverance.

Was iſt zugleich wahrer und naiver als die funfzehnte Elegie, wo er über die Unbeſtändigkeit in dem Betragen ſeiner vornehmen Gebieterinn und ihre Furchtſamkeit ſich ihm anzuvertrauen ſeufzt, und am Ende mit der liebenswürdigſten Offenheit die Vorzüge ſeines Herzens, Geiſtes und Körpers ſchildert, um ihr fühlbar zu machen, daß ſie ſich der Liebe zu einem Manne, wie er ſey, nicht zu ſchämen brauche.

à quel' raiſon me fuir?
Certes tu es d' être aimée bien digne;
Mais d' être aimé je ne ſuis pas indigne.

Schmeicheleyen und Vorwürfe wechſeln mit einander ab; verliebte Zärtlichkeit und gekränkter Stolz führen wechſelſeitig das Wort.

Dieſe drey Elegien allein wären hinreichend unſerm Clement Marot eine ehrenvolle Stelle unter den Dichtern dieſer Gattung zuzuſichern; und bey ihnen vergißt man gern, daß in einigen andern geſchraubter Witz und geſuchte Empfindungen herrſchen. Wie viel elegiſche Dichter ſind wohl immer dem wahren Geiſt dieſer Dichtungsart treu geblieben? Wo iſt einer unter ihnen, der nicht zuweilen,

len, ſtatt der Simplicität, die er ſuchte, zugeſpitzte Gedanken fand, die er zu vermeiden trachtete?

Und auf unſern Dichter wirkte noch überdieß, ſo ſehr er auch dagegen kämpfte, der Geiſt des Gernwitzes, der ſein Zeitalter, ſo wie jedes zwiſchen Cultur und Barbarey ſchwebende Jahrhundert, auszeichnet. Auch der beſte Kopf wird durch den Umgang angeſteckt, und Marot fröhnte dem Geſchmack ſeiner Zeit, bisweilen ohne es zu wollen, durch einen gewiſſen Zwang der Umſtände, unter denen er lebte. Dieſer Geſchmack ſeines Zeitalters war es auch, der ihn zuweilen trieb, ſo viel Witz bey unwürdigen Gegenſtänden aufzubieten, wenn er den ſchlüpfrigen Boden betrat, der den Tempel des Gottes von Lampſakus trägt, um ein Opfer von Epigrammen darzubringen, das doch noch ſehr keuſch in Vergleichung jener andern Opfer war, die Franz der Erſte und Heinrich der Zweyte, in Geſellſchaft ihrer Höflinge und Courtiſannen, auf dieſem Altare niederlegten. „Es iſt ſonderbar," ſagt Bayle, „daß Marots Witz und Salz, ſein leichtes, lebhaftes und erfinderiſches Genie gerade dann am ſichtbarſten iſt, wenn er einen ſchmutzigen Gegenſtand behandelt; ob man ihm gleich auf der andern Seite die Gerechtigkeit wiederfahren laſſen muß, daß ſeine Obſcenitäten weit verſchleyerter ſind, als die Obſcenitäten der griechiſchen und lateiniſchen Dichter." Man muß noch hinzuſetzen, daß der Vorwurf des Schmutzes und der Ueppigkeit nur ſeine Contes, weniger ſeine Madrigalen, und keines ſeiner größern galanten Gedichte trifft. Die Ga-

lanterie

lanterie in diesen letztern ist so züchtig, ehrbar und keusch, daß man zur Ehre von Deutschland wünschen dürfte, die Dichter des glänzenden sächsischen Hofs am Ende des vorigen Seculum möchten sich in eben diesen Schranken zu halten gewußt haben; sie, deren Werke der damalige Hof mit Vergnügen las, und die man jetzt nicht ohne Erröthen in die Hände nimmt.

Der Witz und die gute Manier, mit welcher Marot schlüpfrige Geschichtchen zu erzählen wußte, veranlaßten den Wahn, daß sich Gegenstände dieser Art nur in seinem Styl und seiner Sprache behandeln ließen, und so kam der stile marotique, vornehmlich durch die Werke des unglücklichen J. B. Rousseau, in diesem Jahrhunderte zu einem neuen Ansehn. Es ist wahr -- die Sprache eines halb barbarischen Zeitalters scheint sich am besten an gewisse Gegenstände anzuschmiegen, welche aus den Zirkeln der gebildeten Welt verbannt sind, und welche in der polirten Sprache derselben vorgetragen einen sonderbaren Contrast mit den eingeführten Sitten machen würden; aber am besten wäre es doch, wenn die jungfräulichen Musen den Anstand nie vergäßen, und wenn sie ihre belle humeur nur in eben so sittsamen als witzigen Scherzen glänzen ließen.

Und wie gesagt: Es hält schwer dem achtzehnten Jahrhundert zu verzeihen, was man nur dem sechszehnten zu Gute hält, in welchem die Sitten eben so wenig korrekt waren als die Sprache. Unserm Clement Marot rechnen wir nicht zum Fehler

an,

an, was zu seiner Zeit kein Fehler schien; aber wenn wir an ihm eine etwas gothische Versification nicht tadeln, so ist nicht die Meynung, daß man auch jetzt noch, ohne Tadel zu fürchten, wie ein Goethe reimen dürfe; und so verdammen wir mit allem Recht in den Gedichten nach Grecourt und ähnlichen Werken die schlüpfrigen Sitten, welche wir bey Marot kaum der Rüge für werth halten. *)

II. Des

---

*) Einer der auffallendsten Mängel des schätzbaren Sulzerischen Wörterbuchs ist die Unvollständigkeit. Wer sich desselben fleißig bedient, muß aus Erfahrung wissen, wie oft man es vergebens zu Rathe zieht und wie viel wichtige Artikel ganz darin fehlen. Die Ausarbeitung eines ganz neuen ähnlichen Werks dürfte indeß dem Vortheil und der Bequemlichkeit des Publikums, so wie der Wissenschaft selbst bey weitem nicht so zuträglich seyn, als eine zweckmäßige Supplirung der beträchtlichsten Lücken des schon vorhandenen und allgemein bekannten. Eine Gesellschaft von Gelehrten ist zu diesem Zweck zusammen getreten, und zwar ist sie Willens, den Anfang ihrer Arbeit mit der Charakteristik der vorzüglichsten Dichter der alten und neuern Zeiten zu machen, die Sulzer entweder ganz übergangen, oder doch nicht befriedigend genug behandelt hat. Das erste Heft dieser Supplemente wird in nächster Michael-Messe erscheinen: da aber

II.

Des Publius Virgilius Maro Landbau, vier Gesänge. Uebersetzt und erklärt von Johann Heinrich Voß. Eutin, bey dem Verfaßer und Hamburg bey Bohn. 1789. 1 Alphab. gr. 8. (mit lateinischen Lettern.)

Unsre Uebersetzer scheinen sich seit einiger Zeit das Wort gegeben zu haben, Virgils Gedicht über den Landbau zum Ziel eines merkwürdigen Wettlaufs zu machen. In ungefähr sechs Jahren drey prosaische und drey poetische Uebersetzungen, und, wenn es den Musen gefällt, diese Ostermesse die vierte, und die poetischen sämtlich in Hexametern — warlich das Lob des geduldigen ausdauernden Fleißes verdie-

die Verfasser fest entschlossen sind, bey diesem Unternehmen sich nicht den mindesten unnützen und in solchen Dingen immer nachtheiligen Zwang aufzulegen, so bestimmen sie weder die Zeit der Erscheinung der folgenden Hefte, noch die Stärke derselben, noch wie viel von ihnen einen Band ausmachen werden. Zur Probe aber legen sie einstweilen dem Publikum hier den Charakter des Clement Marot vor. Bey minder wichtigen Dichtern werden sie sich kürzer, bey wichtigern länger verweilen.

verdienen keine Schriftsteller so sehr, wie die Deutschen. Wir sind weit entfernt, das Gedicht des Römers dieser vereinten Bemühungen unwerth zu halten. Ist es irgend möglich, zu bestimmen, in wie fern unsre Sprache der römischen in der Menge poetischer Wendungen gleich kömmt, in wie fern sie, wie diese, für jede Art der dichterischen Darstellung, von der simpelsten bis zur höchsten, gebildet ist, und vorzüglich, in wie fern es ihr glückt, jene bewundernswerthe Kürze der lateinischen Poesie zu erreichen, ohne die Deutlichkeit zu verletzen, und sich Stärke und Erhabenheit eigen zu machen, ohne durch Uebertreibung, Zwang und unnatürliche Inversionen den geläuterten Geschmack zu beleidigen, so ist nichts zu diesem Versuche geschickter, als eine Verdeutschung des eben genannten Werkes. So viel Belohnung indeß diese Arbeit dem Dichter von der einen Seite verspricht, so gering sind in mehrern Rücksichten die Auffoderungen, sich ihrer zu unterziehn. Gesetzt nun auch, daß es ihm glückt, im Kampf mit Sprache und Wohlklang obzusiegen; wen hat er sich dadurch verpflichtet? Uns dünkt, offenbar nur die kleine Anzahl — gelehrter Leser. Zwar sind alle Meisterstücke der griechischen und römischen Muse, genau genommen, für den Kenner allein Genuß. Selbst in dem faßlichen leichten Homer entziehen sich dem Auge des Dilettanten, wenn sich ihm kein Führer zugesellt, tausend Schönheiten. Aber wie viel bleibt demungeachtet, bey aller Einbuße, in dem alten Barden auch für den Ungelehrten zur Stärkung des Geistes und Herzens übrig!

wie vieles, das zu verstehn und nachzuempfinden der schlichte Verstand auslangt! Eben so in der Aeneis und den meisten Oden und Episteln Horazens. Dort die wunderbaren Schicksale und Thaten des Helden, hier die feine Philosophie des Lebens! Wenn auch ein großer Theil, aus Unkunde römischer Sitten und Denkungsart, für den Uneingeweihten verlohren geht; so groß ist der Verlust nicht, um ihm die Lektüre ganz zu verleiden. Und wer wäre überdem so träge, daß er nicht zuweilen, aus Liebe zum Dichter, in eine Anmerkung, zumal, wenn sie in Wielands Manier geschrieben ist, blicken sollte? Aber tritt dieser Fall auch bey Virgils Gedicht über den Landbau ein? Einige treffliche Episoden, und unter diesen hauptsächlich das Lob des Landlebens und Aristäus Geschichte, abgerechnet; und wie wenig ist der gewählte Stoff nach dem Geschmacke unsrer Zeiten und Leser? Wie viele mögen Lust und Geduld genug besitzen, um vier Bücher wirthschaftlichen Inhalts durchzustudiren, Bücher, die sie gar nicht verstehen können, ohne bey jedem Satze, und Stellenweise bey jeder Zeile das Orakel des Commentars zu befragen? noch mehr, deren Schönheiten, besonders die feinern der Verbindung, so wie die Veredlung gemeiner Gegenstände durch bloße Wahl und Stellung der Worte, sie gar nicht zu fühlen vermögend sind, ohne mit den Geheimnissen der Kunst mehr, als gewöhnliche Leser vertraut zu seyn?

Wir gestehen es gern, uns war aus diesen Gründen nichts befremdender, als in H. V. Vorre-

rede zu finden, daß dieſe Ueberſetzung aus Gefälligkeit gegen — einige Damen gemacht und kommentirt worden ſey. So manche geiſtreiche Dame wir kennen, ſo wenig wandelt uns gleichwohl die Verſuchung an, die deutſchen Georgika einer oder der andern zur Lektüre anzupreiſen. Wenigſtens würden wir es keiner verdenken, die uns das Buch mit Proteſt zurückſchickte und ſich demungeachtet jeden nachtheiligen Schluß auf ihren Scharfſinn und Geſchmack verbäte. Doch man ſieht leicht, daß es Hr. V. ſelbſt mit dieſer Beſtimmung entweder niemals Ernſt war, oder daß er ſie während der Arbeit vergaß. Vor ihm ſtand, als er ſchrieb, der Gelehrte, der, wenn er auch Philologie nicht zu ſeinem Hauptſtudium macht, gleichwohl Kenntniß genug beſitzt, um ſich für die Römer etwas mehr, als der große Haufe der Leſer, zu intereſſiren, und Bekanntſchaft genug mit den Muſen, um auch ihre verborgenen Reize und die mannichfaltigen Feinheiten ihrer Sprache, wenigſtens, ſobald ein verſtändiger Ausleger darauf hinweiſt, zu unterſcheiden, und fern ſey es von uns, dem Mann eine Dame unterzuſchieben und den wahren Geſichtspunkt, aus dem dieß Werk betrachtet werden muß, aus Neckerey zu verrücken. Im Gegentheil, der Verf. verdient allen Dank, daß er ſich durch die kleine Anzahl derer, die ihn wirklich zu leſen im Stande ſind, von einer, in ſo manchem Betracht undankbaren Arbeit nicht hat abhalten laſſen, und er wird ihn doppelt verdienen, wenn er geleiſtet hat, was ſich leiſten läßt.

Mit Vorbedacht fügen wir hinzu: Was sich leisten läßt. Ein Kunstrichter kann noch sehr richtigen und geprüften Grundsätzen urtheilen und seinem Autor gleichwohl zu viel thun, sobald er seine Foderungen nicht jederzeit nach der Beschaffenheit der Aufgabe zu erhöhen, oder zu mäßigen weiß. Es wäre sehr zweckwidrig, alle Vorzüge unsers Gedichts und die, für die Nachbildung desselben hieraus erwachsenden, Schwierigkeiten der Reihe nach aufzuzählen. Wer es kennt, wird weder die einen, noch die andern übersehn, und wer es nicht studirt hat, durch unsre Belehrung nicht weiser werden. Wir erlauben uns daher, statt aller Anmerkungen, nur Eine, und diese Eine, weil sie sich zunächst auf H. V. Arbeit bezieht.

Die gefährlichste Klippe für den Uebersetzer dieses Gedichts ist, unsres Bedünkens, der nach der Menge der Gegenstände so mannichfaltige Ton und schnelle Wechsel des Ausdrucks. Der Unterschied, den die alten Grammatiker bereits in Rücksicht des prosaischen Styls anerkannten, seine Eintheilung in den niedern, mittlern und erhabenen, findet unstreitig auch in der poetischen Sprache seine Anwendung, und vielleicht liefert kein Gedicht so viele und so merkwürdige Belege hierzu, als das unsere. Man vergleiche, um wenigstens Ein Beyspiel anzuführen, die Beschreibung des Pflugs und Ackergeräths mit der bald darauf folgenden Schilderung der Zonen, und diese mit dem Gemälde des Herbststorkans, und die Richtigkeit der Behauptung wird Jedem von selbst einleuchten. Wie sehr offenbart sich aber in allen diesen verschiedenen Gattungen der

Mei-

Meister! Nicht nur aufs glücklichste weiß Virgil sie mit einander zu mischen und den Antheil des Lesers durch immer neuen Reiz zu erhalten, sondern zugleich den Charakter einer jeden auszudrücken, ohne sich hier zu verlieren, dort zu versteigen, noch wider einen gewißen gemäßigten Hauptton, der sich durch das Ganze erhält, zu verstoßen. Von selbst scheint sich ihm überall das passendste Wort und die angemessenste Verbindung zu zeigen, nirgends bemerkt man eine auf Kosten seiner Sprache besiegte Schwierigkeit, nirgends eine Mühe, die einer Anstrengung gleich sieht. Wir gestehen es frey, es war nicht der Gegenstand, es war größtentheils jene natürliche Einfalt, jene ungesuchte Anmuth und Zierlichkeit und jene unerzwungene Stärke der Gedanken und Lebhaftigkeit der Bilder, was uns von jeher an dieses Gedicht fesselte und uns noch itzt überredet, daß eine wohlgerathene Copie des schönen Originals ein geübtes Auge ergötzen müße. Unser Wunsch ging jedoch hiernächst auf nichts weniger, als auf jene Art von Vollkommenheit, die sich bey der Nachbildung eines Dichters, der einen geschmeidigern Stoff bearbeitete, als Virgil, und einen gleichförmigern Gang hält, erreichen läßt. Wir erwarteten allerdings, daß unsre Sprache hie und da auch den größten Künstler verlassen, daß sie in erhabenen Stellen vielleicht mächtig und voll wiedertönen, in didaktischen hingegen nicht immer kunstlose Simplicität mit poetischer Würde vereinigen und der römischen oft in Periodenrunde und Numerus nachstehen möchte. Alles dieß und mehr noch waren wir dem

Ueberſetzer im voraus zu verzeihen erböthig, wiewohl wir bey H. V. dieſer Verzeihung ſeltener, als bey jedem andern, nöthig zu haben glaubten. Aber ſollen wir aufrichtig bekennen, wie es uns erging? Mit Begierde ergriffen wir ſeine Ausgabe und fanden, daß er der Nachſicht in weit größerem Maaße bedürfe, und der deutſche Ueberſetzer Homers uns mit einem undeutſchen Virgil beſchenkt hatte.

Die Beſchuldigung klingt hart; allein kann man anders von einem Werke urtheilen, das den Genius unſrer Sprache verläugnet und ſie ganz nach der römiſchen umformt, das von dem einmal beſtimmten Gebrauche der Wörter ohne alle Urſache abweicht und an die Stelle der alten verſtändlichen neugeſtempelte ſetzt, die nicht nachdrücklicher und bedeutender ſind, als jene, und den Leſer ſogar irre führen? das von ſeltſamen Inverſionen, Uebergängen und Verbindungen wimmelt, kurz, das nicht blos durch das römiſche Colorit, nein, das durch Ausdruck und Wortfügung jeden Augenblick erinnert, daß man eine Ueberſetzung aus dem Lateiniſchen lieſt? Wenn H. V. glaubte, den Geiſt eines alten Originals wiedergeben, heiße nichts anders, als die Eigenthümlichkeiten ſeiner Sprache, wir meynen ihre Wendungen, Conſtructionen und periodiſchen Verknüpfungen der neuen, ſchon gebildeten, in die es übergetragen wird, einimpfen, ohne ſich darum zu bekümmern, ob ſie auch dieſe fremden Schößlinge willig aufnehmen, und, um uns des Virgiliſchen Bildes zu bedienen, die fremden Zweige bewundern werde, oder, wenn er vielleicht gar dieſe

ver-

vermeyntlichen Nachbildungen als Erweiterungen betrachtete, so bedauern wir, daß ihn sein Urtheil hierin mißleitete. Zwecklose Neuerungen und unnöthige Entfernungen vom allgemeinen Redegebrauch sind keine Bereicherung für eine Sprache, zumal, wenn sie in dem Grade cultivirt ist, wie die deutsche, und die Darstellung des ächten Geistes klassischer Werke hängt von nichts weniger, als von diesen Bedingungen ab, oder Ramlers Oden aus dem Horaz müßten aufhören, das zu seyn, wofür sie bis itzt galten, der reinste, schönste Nachklang der Gedanken und Töne des Römers und die Lieblingslectüre der geschmackvollen Kenner des Alterthums. Zwar wissen wir sehr wohl, welchen glücklichen Einfluß manche Uebersetzungen der Griechen und Römer, und vor allen die Ramlerische, auf die Bildung neuer Wörter und auf den gesammten Bau unsrer Sprache gehabt haben; zwar lesen wir selbst in Hrn. Voß Vorrede, daß er seiner Arbeit eine ähnliche Wirkung zutraut: aber dann mußte er den Charakter seiner und der fremden Sprache genauer ins Auge fassen, dann mußte er jedesmal erwägen, ob und in wie fern die erste durch die versuchte Umbildung an Bestimmtheit, Kraft und Kürze gewann, dann mußte er auf der Darstellung gewisser Schönheiten und eigenthümlichen Wendungen, die zu innigst mit Virgils Sprache verwebt sind, als daß sie wirklich und doch ungezwungen übergetragen werden konnten, nicht eigensinnig bestehen. Doch genug im Allgemeinen. Niemand, und am wenigsten der Verf., wird unsre

Vorwürfe ohne Beweis für wahr annehmen. Es ist Pflicht, ihn zu führen. Wenn wir die Belege häufen, so geschieht es allein, um dem Verdacht eines einseitigen und auf einzelne Stellen gebauten Urtheiles auszuweichen.

Vielleicht wird es in eben der Rücksicht gut seyn, wenn wir die Beyspiele nicht hie und da zusammen lesen, sondern zuerst ein an einanderhängendes Stück durchgehen. Hier ist der Eingang des dritten Buches:

Dich auch, Herrscherinn Pales, und dich, Ruhmvoller, erheb' ich,
Hirt an Amphrysos Strom; euch, Forst' und Bäche Lycäus.
Anderes, was im Gesange des Ruhenden Seele gefeßelt,
Tönte schon alles dem Volk. Wer weiß nicht längst des Eurystheus
Grausamkeit, nicht die Altäre des ungelobten Busiris?
Wem nicht klangst du, Hylas o Knab', und latonische Delos?
Wem Hippodame nicht, und mit elfenbeinerner Schulter
Pelops, der reisige Held? Ich versuche die Bahn, die mich selber
Heb' aus dem Staub, im Triumph die Lippen des Volks zu durchfliegen.

Gleich in der dritten Zeile hat sich Hr. V. eine dem Lateinischen analoge, aber von keinem bewährten Schriftsteller gebrauchte Versetzung Anderes tönte alles

alles für Alles andere tönte erlaubt. Man sagt: Alles dieses, und dieses alles; nie hingegen Anderes alles, und noch weniger Anderes tönt alles. Warum? Aus demselben Grunde, der den Römer caetera omnia, nicht omnia caetera, oder, um ein noch gültigeres Beyspiel anzuführen, der ihn optima quaeque, nicht quaeque optima zu sagen bestimmte. Wenn der Lateiner in solchen Kleinigkeiten den Eigensinn seiner durch Endungen und Beugungen bestimmtern und ihrer Natur nach ungebundnern Sprache ehrte, was kann uns berechtigen, unsere an sich unbestimmtere noch unbestimmter zu machen, und ihr Freyheiten, die ihrem Charakter widersprechen und nichts vor sich haben, als die liebe Bequemlichkeit, aufzudringen? Was im Gesange des Ruhenden Seele gefesselt erweckt schwerlich den Begriff, der in quae vacuas tenuissent carmine mentes steckt. Ruhige und müßige Leser liegen, unsres Bedünkens, sehr weit aus eine ander; auch ist tenuissent nicht, was gefesselt hat, sondern, was zu fesseln vermochte; eine Schattirung, die hier von Belang ist. Für wer weiß nicht, war das richtige Wort unstreitig wer kennt nicht. Man sagt, wenigstens in der edlern Sprache, eines Altar kennen, nicht, eines Altar wissen. Aber Hr. V. fand nescit und er schmiegt sich gern an das Original an. Diese Genauigkeit hat sich in der folgenden Zeile bis auf die Versetzung des non und puer erstreckt. Cui non dictus Hylas puer? Wem nicht klangst du, Hylas o Knab'? Das kömmt unserm verwöhn-

wöhnten Ohre gerade ſo vor, als wenn Virgil hätte ſchreiben wollen: Cui dictus eſt non. Und dann: Ein Knabe, der klingt? Das Lob eines Knaben kann im Gedichten erklingen, der Knabe ſelber klinge nie. Endlich: Ich verſuche die Bahn, die mich ſelber hob aus dem Staub, im Triumph die Lippen des Volks zu durchfliegen. Schon Dutch wurde wie Recht getadelt, daß er überſetzte: „Auch ich muß es verſuchen, mich auf einer neuen Bahn von der Erde zu erheben und als ein Sieger durch den Mund der Welt zu fliegen.“ Und machte es Hr. V. viel beſſer? Es iſt wahr, ſo auffallend abgeſchmackt, wie ſein Vorgänger, drückt er ſich nicht aus: allein ein Sieger, der die Lippen des Volks durchfliegt, bleibt demungeachtet ein abentheuerliches und für die Sache, die es bezeichnen ſoll, unrichtiges Bild. Wenn es dem Dichter nicht ſo vorkam, ſo lag die Urſache wahrſcheinlich in der weitläuftigern Bedeutung des Wortes per, vielleicht auch in dem gemäßigten Volumine, das für ihn weniger ſtarke Metapher war, als für uns. Wir ſagen, däucht uns, durch: auf den Lippen des Volks ſchweben. Aber Hr. V. iſt nichts fein genug, und von Vertauſchung tateniſcher Ausdrücke gegen gleich viel gültende deutſche, weiß, oder will er gemeiniglich nichts wiſſen. Wie undeutſch iſt überdieß nicht die ganze Wendung: Ich verſuche die Bahn, die mich aus dem Staub hob, um Lippen zu durchfliegen. Wie weit kommt man einfacher Virgil, der volare und volitare durch ſo verbindet und beyde so passim ab-

gen

gen läßt; nicht zu gedenken, daß es grammatisch eine Bahn heißen müßte, (bis itzt war noch von keiner die Rede; der Dichter erklärt sich erst in der Folge, was er für eine meyne,) und selber für quoque auf den Nebenbegriff sogar leitet, der doch hieher nicht gehört. Wir lesen weiter:

Ich zuerst will kehrend mit mir, wenn das Leben mir hinreicht,
Vom aonischen Gipfel zur Heimat führen die Musen,
Und idumäische Palmen zuerst dir, Mantua, bringen.
Dort auf grünem Gefild' ersteh' ein marmorner Tempel
Nahe der Flut, wo mächtig in langsamen Krümmen umherirrt
Mincius, und die Gestade mit zartem Schilfe bekränzet.
Cäsar thron' in der Mitte, des Heiligthumes Gebieter.
Jenem will Ich, ein Sieger, umstaunt in tyrischem Purpur,
Hundert Viergespanne zum Kampf am Gewässer erregen.
Rings, des Alpheus Strom und Molorchs Hainthale verlassend,
Eifre mir Hellas im Lauf und dem Schwung stierlederner Binden.
Selbst, mein Haupt mit dem Laube gekrönt des geschorenen Oelbaums,
Bring' ich Geschenk. Schon jetzt, o Wonne mir! führ' ich zum Tempel

Stolz

Stolz das Feyergepräng', und ſchaue die blutenden Farren;
Dann, wie mit wuchernder Stirne die Scene ſich dreht und des Vorhangs
Purpur rauſcht, erhoben von eingewebten Britannern.

Faſt ſollte man auf die Gedanken gerathen, Hr. V. habe es darauf angelegt, uns nichts von jenem Dichter ahnden zu laſſen, cui molle atque facetum annuerunt Camoenae; ſo abſichtlich verdreht und unter einander geworfen ſcheint alles. Welchem Anfänger in der Ueberſetzungskunſt würde man es verzeihen, der mecum rediens ſtatt mecum deducam verbände, und doch thut dieß Hr. V. entweder wirklich, oder berechtigt wenigſtens durch die unnatürlichſten Verſetzungen Jeden, der ihn nicht ſchon von einer beſſern Seite kennt, zu dieſem Urtheil. Man überlege ſelbſt, wie die Gedanken, dem Genius unſrer Sprache gemäß, folgen ſollten, wofern man dieſe Aeußerung zu hart findet. Die Ordnung wäre eigentlich: „Ich zuerſt will, wenn mir die Götter eine glückliche Rückkehr gönnen, die Muſen vom aoniſchen Gipfel mit mir in meine Heimat führen“ und iſt — doch das wiſſen unſre Leſer bereits, und wir wollen ihnen die Wiederholung gern erlaſſen. Etwas beſſer ſind die folgenden fünf Verſe, dann heißt es:

Jenem will ich, ein Sieger, umſtaunt in tyriſchem Purpur — —

Un-

Unmittelbar vorher ging Caesar templum tenebit im Deutschen richtig und poetisch Cäsar, des Heiligthums Gebieter. Virgil fuhr also fort:

Illi victor ego, et Tyrio conspectus in ostro — —

Jeder andre würde hier für Illi Ihm gesetzt haben, nicht so Hr. V. Er schreibt Jenem, und verleitet den Leser, sich nach einem entfernten Subjekt umzusehn und Diesen zu erwarten. Ferner umstaunt in tyrischem Purpur! Umstaunt ist hier offenbar ein viel zu gesuchtes Wort für das simple und bestimmte conspectus, und wird eben daher Veranlassung zum Doppelsinn: denn, ohne das Original zu befragen, bleibt es ungewiß, ob der Dichter wegen seines Purpurgewandes, oder von Leuten im Purpurgewande angestaunt wird, und dießmal war es nicht Schwierigkeit des Verses. Die Aenderung bot sich von selbst dar. Auch Viergespanne zum Kampf erregen trägt das Gepräge des ungekünstelten agitare gar nicht. Doch diese Dunkelheit ist Licht gegen die Finsterniß des 19. und 20. V. Schrieb Hr. V. im Ernst für Damen, so wird er wohl thun, wenn er sich in Zeiten nach einem Minell umsieht, oder, da doch Jeder seine Worte am besten zu deuten weiß, sein eigner Minell wird und den schönen Leserinnen den deutschen Virgil vorconstruirt. Wie viele unter seinen gelehrten Lesern mögen seyn, denen diese Zeilen mehr sind, als Töne?

Rings,

Rings, des Alfeus Strom und Molorchs Hainthal verlassend,
Eifre mir Hellas im Lauf und dem Schwung stierlederner Binden.

Man hat mehrmals schon erinnert, daß unsre Sprache die Participialconstructionen nicht in dem Maaße vertrage, wie die lateinische, die, vermittelst ihrer Flexionen, den Bezug der Sätze bestimmter angeben und die Uebersicht erleichtern könne; man hat mit Recht behauptet, daß es um der Verständlichkeit willen wohlgethan sey, das Subjekt dem Particip vor oder ihm doch nicht allzuweit nachzusetzen, und kein Substantiv eines andern Casus zwischen beyde einzuschieben. Indeß über das alles wollen wir mit Hrn. V. nicht rechten. Aber was heißt Hellas eifre rings? Ist eifern und wetteifern einerley, oder wofür steht das erste? Ferner soll man construiren Hellas eifre dem Schwung, oder Hellas eifre mir in dem Schwung? Endlich, was will der Dativ mir sagen? Mit mir? oder mir zur Ehre? oder auf meinen Befehl? oder von mir aufgefodert? oder was sonst? Doch wozu diese Fragen? Hr. V. wird antworten: Wer mit der Sprache Virgils, d. h. wer mit poetischen Verbindungen und Inversionen bekannt ist, sieht das alles von selbst ein. Und freylich, was erräth man nicht mit Hülfe Virgils? Mit ihm erräth man sogar folgenden Hexameter:

Selbst, mein Haupt mit dem Laube gekrönt des geschorenen Oelbaums,
Bring' ich Geschenk.

In

In Wahrheit, als uns dieſe Stelle das erſtemal in die Augen fiel, hielten wir die Verſetzung für einen bloßen Irrthum des Abſchreibers. Allein wie erſtaunten wir, da wir weiter blätterten und auf eine Menge Parallelen ſtießen, als:

B. 2, 46.

Aber ich gürte mich bald die glühenden Schlachten zu ſingen
Cäſars.

In demſelben B. V. 233.

Auch verſucht er ſich ſelbſt, und lernt in die Hörner zu wüten,
Gegen den Stumpf anſtrebend des Baums.

B. 4, 355.

Ariſtäus voll Gram, an Peneus Woge des Vaters
Steht er mit thränendem Blick u. ſ. w.

Ganz unfehlbar erleben wir nächſtens: Zevs winkt, und der groß: ſchüttert Olympus; denn Homer ſagt: μέγαν ἐλέλιξεν Ὄλυμπον. Wäre Hr. V. ein angehender Schriftſteller, ſo würden wir dieſe Sonderbarkeiten und Verſpottung aller Sprachgeſetze für Geniedrang anſehn, und von der Zeit das beſſere hoffen: kaum aber kann ein Mann von ſeinem Anſehn und Rufe eine ſolche Muthmaßung veranlaſſen, und ſo belehre er uns denn, warum er, was ſich ihm ungeſucht darbot,

Selbſt, die Schläfe gekränzt mit dem Laub des geſchorenen Oelbaums

verwerflich fand. Wir unſers Theils geſtehen hier aufrichtig unſer Unvermögen, einen auch nur ſcheinbaren Grund aufzutreiben. Die folgenden Zeilen übergehen wir, um keiner Mikrologie bezüchtigt zu werden, und fahren fort, abzuſchreiben.

Strahlen am Thor, aus Gold' und Elfenbeine gebildet,
Soll mir des Ganges Schlacht, und die ſiegenden Waffen Quirinus;
Dann zunächſt, aufwogend mit Krieg und gewaltiger Strömung,
Nilus, ſamt wie in Säulen das Erz der Schnäbel emporſteigt;
Aſiens dienende Städte zugleich, und der ſcheue Nifates,
Und wie der Parther der Flucht und gewendeten Pfeilen vertrauet;
Und an den Enden dem Feind mit der Hand entrißne Trofäen,
Und zwiefacher Triumph des Niedergangs und des Aufgangs.
Rings her ſtehn aus pariſchem Fels in athmenden Bildern
Soll Aßarakus Stamm und das Heldengeſchlecht des erhabnen
Jupiter, Tros der Ahn, und Ilios Gründer Apollo.
Dann vor der Furien Grimm und dem drohenden Strom des Kocytus

Zage

Zage der grämliche Neid, den gewundenen Schlangen Ixions,
Und dem entsetzlichen Rad', und nie aufwälzbaren Marmor.

Nicht ganz so unverständlich, wie die vorhergehende Stelle, allein dem wahren Virgil immer noch unähnlich genug, um in die Klage Hei quantum mutatus! auszubrechen. Gleich anfangs schadet das, von seinem Infinitiv so weit verwiesene, soll der Leichtigkeit des Verstehens, (man glaubt in Strahlen kein Verbum, sondern ein Substantiv zu finden,) und selbst dann, wenn man bis zum Punkte gelesen hat, bleibt es unentschieden, ob das Thor oder die Schlacht und Quirinus Waffen aus Gold gebildet sind. Allen diesen Vorwürfen hat Virgil durch die überlegteste Stellung der Worte vorgebeugt, und sicher war es im Deutschen so schwer nicht, ihn hierin zu erreichen. Vielleicht traf schon folgende Aenderung näher zum Ziel:

Strahlen sollen am Thor des Ganges Schlacht und Quirinus
Siegende Waffen aus Gold' und Elfenbeine gebildet.

Eben so wenig hat uns die Wendung der folgenden Verse genug. Wie viel hat hier nicht gleichfalls der Römer voraus! Sein unmittelbar vorhergehendes faciam erleichtert schon an sich die Einsicht in die Verbindung, und seine als Epithete gebrauchte Participien führen die Construction fort, statt sie zu unterbrechen. Im Deutschen bemerkt

man überall das Gegentheil. Das hinter sein Particip geworfene Subjekt, das fremdklingende aufwogen, und der noch unerhörtere lateinische Gebrauch desselben, (mit etwas aufwogen) endlich die veränderte Construction samt wie, alles dieß hindert die Faßlichkeit und Lebhaftigkeit ungemein. Man hat Mühe, sich zu erinnern, daß die gesamte Wortfolge von Strahlen abhängt, Mühe, sich zu überreden, daß es deutsch gesagt ist: Strahlen soll mir wie das Erz der Schnäbel empor steigt. Und dann, was für Schnäbel? Ist denn zwischen aes navale und Erz der Schnäbel kein Unterschied? Wie so ganz ohne allen Aufwand und ohne alle Anstrengung Virgil: faciam undantem magnumque fluentem Nilum et surgentes columnas. War es möglich, diese Simplicität und Geschmeidigkeit des Ausdrucks zu übersehn und das Gegebene für Ersatz zu halten? Fast das nämliche läßt sich auch mit einiger Einschränkung von dem 30. und 31. V behaupten, denen Virgil, die Klarheit zu befördern, sogar Addam vorsetzt. Hr. V. verdient Ahndungen dieser Art um so mehr, je öfter er sich in den Noten die Miene giebt, dergleichen Feinheiten zu beachten. Ganz unverständlich ist der 32. V.

Beyd' an den Enden dem Feind mit der Hand entrißne Trofäen.

Man kann nicht unterlassen, zu fragen: Was für Enden? die Enden der Trofäen? oder was sonst für welche? Weder das Vorhergehende, noch das Nach-

Nachfolgende giebt Aufschluß hierüber. Beym Virgil tritt die Frage gar nicht ein. Er sagt:

Et duo rapta manu diverso ex hoste tropaea.

Wie lichthell, wie bestimmt! Auch wird schwerlich Jemand den Triumpf des Niedergangs und Aufgangs für einen Triumph über die Völker des Auf- und Niedergangs nehmen. Man vergleiche mit dieser zweydeutigen Stellung das Lateinische:

Bisque triumphatas utroque ab littore gentes.

Trosque parens ist wohl das deutsche Vater Tros. Tros der Ahn klingt, als ob Tros vorzugsweise der Ahn, oder der Ahnherr aller Ahnherren wäre. Wenigstens macht, unsers Bedünkens, der vorgesetzte Artikel die nähere Bestimmung, wessen Ahnherr? nothwendig. Im 38. V. scheint uns die Deutlichkeit zu fodern:

vor Ixions gewundenen Schlangen,
Und dem entsetzlichen Rad' und dem nie aufwälzbaren Marmor.

wiewohl hierdurch die undeutsche Versetzung Dann vor dem Grimm zage der Neid nicht deutscher wird. Die Einleitung zum dritten Buche schließt sich bekanntlich mit der Anrufung Mäcens. Wir setzen sie noch hieher.

Kühn durchwandl' ich indeß der Dryaden Gebüsch und der Berghöhn
Unbetretenen Wald, dein schweres Gebot, o Mäcenas!

Ohne dich wagt nichts großes der Geist!... Wohl-
auf! und entreiß dich
Trägem Verzug! Hier ruft mit lautem Geschrey der
Cithäron,
Hier des Taygetus Hund', und, von Rossen umtrabt,
Epidaurus:
Daß antwortend der Forst die verdoppelten Stimmen
zurückbrüllt.
Aber ich gürte mich bald, die glühenden Schlachten
zu singen
Cäsars: daß sein Name so viel Zeitalter durchtöne,
Als von Tithonus Quell herunterströmten auf Cä-
sar.

Ohne den Zwischensatz dein schweres Gebot zu tadeln, können wir doch nicht umhin, dem Römer abermals den Vorzug zuzugestehn. Das Zeitwort, das er wählte, paßt gleich gut zu silvas und jussa, und verschmilzt die Sätze angenehm in einander, welches der Fall bey der deutschen, eigentlich elliptischen Redensart nicht ist. Der 44. V. veranlaßt uns zu einer Bemerkung über die Elision, die sich Hr. V. vor einem Vokal und H ohne Unterschied der Worte erlaubt. (So sagt er jederzeit Hund', Roß', Rumpf' Krebs', alles in der vielfachen Zahl; ferner Wund', Sonn', Wolk' für Wunde, Sonne, Wolke u. s. w.) So sehr das Beyspiel der Griechen und Römer diese Abkürzung zu rechtfertigen scheint, so dünkt uns doch, daß wir, bey unsrer etwas rauhen Sprache, den Zusammenfluß der Vokalen lieber, so viel sichs thun läßt, vermeiden, als ihm durch öftere Wegwerfung ausweichen müssen,

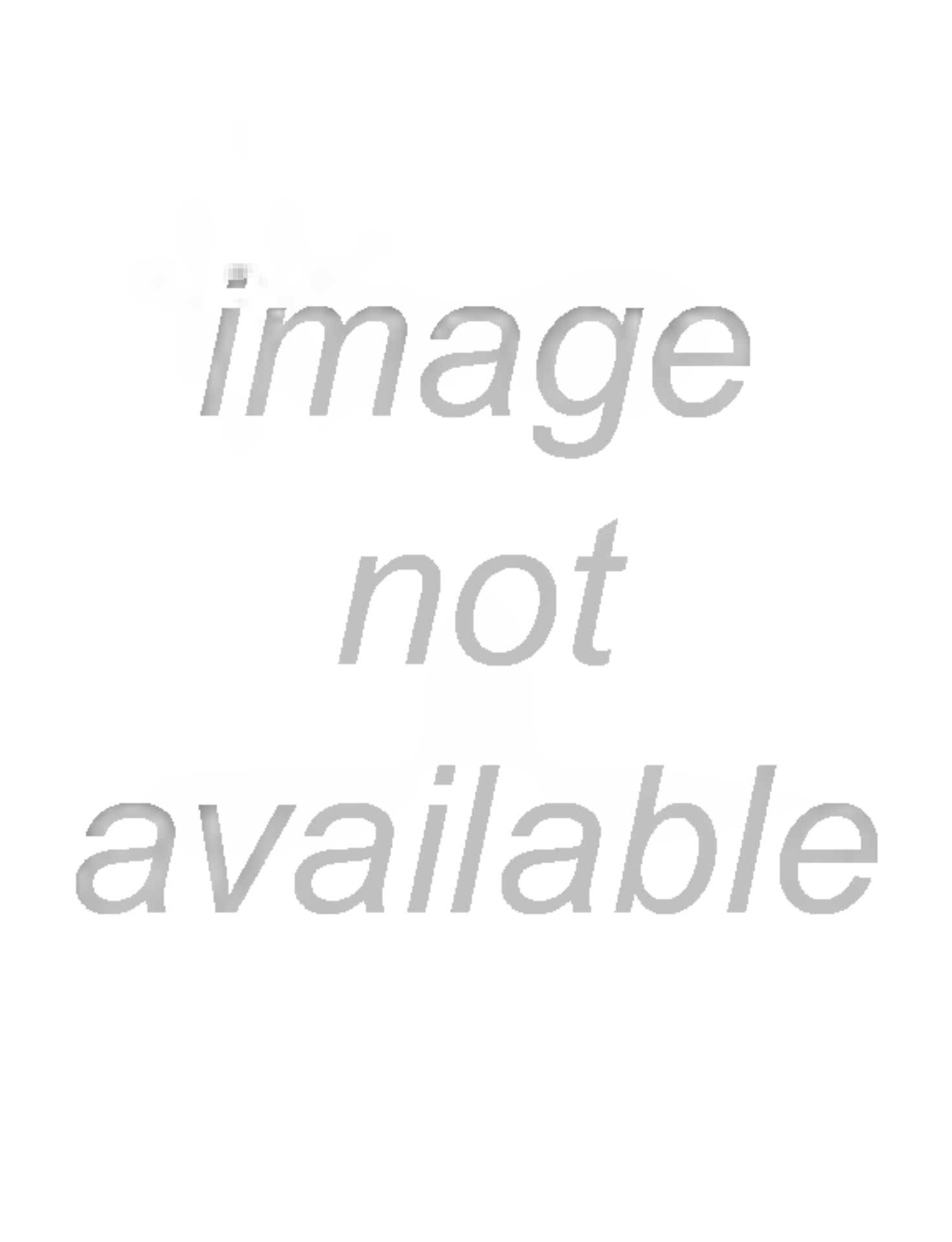


image
not
available

Wir haben ein zusammenhängendes Stück durchgegangen; itzt wollen wir noch etliche einzelne Stellen mit dem Originale vergleichen, um wenigstens zu beweisen, daß jene nicht die einzige verunglückte ist. Virgil empfiehlt unter andern im zweyten Buche, wo er vom Weinbaue spricht, die Gruben, worein die Rebe gepflanzt werden soll, frühzeitig zu graben, damit die Erde, zum Vermodern des Grases rücklings gelegt, durch Frost und Wind auswittern könne. Hierüber — — doch nein; erst mögen unsre Leser Hrn. V. hören, und wenn ihnen der Sinn, (wir setzen voraus, daß sie das Lateinische nicht auswendig wißen,) ohne Mühe einleuchtet, so wollen wir alle unsre Beschuldigungen feyerlichst widerrufen. Er sagt: (V. 262.)

Besseres Land ist
Mürberes: also gewährt es der Wind und die Strenge des Reifes,
Und den erschütterten Rasen mit Macht aufwühlende Gräber.

Für diejenigen, die am Enträthseln keinen Geschmack finden, schreiben wir die Auflösung darunter:

Optuma putri
Arva solo; id venti curant gelidaeque pruinae,
Et labefacta movens robustus jugera fossor.

In demselben Buche V. 126. ist vom medischen Apfel die Rede. Virgil charakterisirt seine Eigenschaften auf folgende Art:

Media

Media fert triſtes ſuccos tardumque ſaporem
Felicis mali, quo non praeſentius ullum,
Pocula ſi quando ſaevae infecere novercae,
Miſcueruntque herbas et non innoxia verba,
Auxilium venit, ac membris agit atra venena.

Dieß iſt gegeben:

Medien zeugt den mürriſchen Saft und daurenden Nachſchmack
Jenes geſegneten Apfels: vor dem kein ſchnelleres Labſal,
Wann ſtiefmütterlich einſt die Zauberinn Becher des Todes
Würzt', und Kräuter vermiſcht' und nicht unſchädliche Worte,
Rettend kommt, aus den Gliedern die ſchwarze Peſt zu verſcheuchen.

Wir wollen weder erwähnen, daß mürriſcher Saft für herber Saft die größte Ziererey iſt, die ſich denken läßt, (die Analogie würde folglich auch luſtigen Saft erlauben,) noch, daß ſaevae novercae und Zauberinnen, die, wie Stiefmütter handeln, zwey ganz verſchiedene Dinge ſind; aber was in aller Welt iſt ein Apfel, vor dem kein ſchnelleres Labſal rettend kommt, die Peſt zu verſcheuchen? Glaubt denn Hr. V., daß man über dem Rauſchen eines Hexameters den Sinn vergeſſe und ſich Schälle für Gedanken verkaufen laſſe? Und warum ſchwarze Peſt? Gift und Peſt iſt doch nicht einerley, und Gift überdieß hier das ganz eigentliche und ſelbſt in Rückſicht auf pocula mixta vorzuziehen-

de Wort. Auch heißt quando nicht einſt, ſondern etwa, irgend. — Dem ſchönen Gemälde, das Virgil V. 323. und weiter hin vom Frühling entwirft, ſind unter andern folgende treffliche Zeilen einverleibt:

Non alios prima creſcentis origine mundi
Illuxiſſe dies, aliumve habuiſſe tenorem,
Crediderim: ver illud erat; ver magnus agebat
Orbis et hibernis parcebant flatibus Euri;
Quum primae lucem pecudes hauſere, virûmque
Terrea progenies duris caput extulit arvis,
Immiſſaeque ferae ſilvis et ſidera coelo.

Hr. Voß überſetzt dieß:

Daß nicht andere Tage den neugebohrenen Weltkreis
Angeſtralt im Beginn, noch andere Folge bewahret,
Glaubt' ich gern: Lenz blühete dort; Lenz feirte die große
Erd', und es ruht' unſchädlich der winterſchnaubende Eurus;
Als zuerſt des Lichtes die Heerde ſchöpft', und der Männer
Erdengeſchlecht ſein Haupt aus den harten Fluren emporhub,
Als die Thier' in den Wald, und die Stern' hineilten am Himmel.

So ſehr Hr. V. der Kürze zuweilen nachjagt, und ſo bereitwillig er ihr ſogar die Deutlichkeit aufopfert, ſo pleonaſtiſch kann er oft wieder werden. Oder was iſt tautologiſcher und gezwungener zugleich,

gleich, als: Andere Tage strahlten dem neugebohrnen Weltkreis im Beginn nicht? Wie behutsam dagegen Virgil! Er weiß nichts von einer schon gebornen Welt. Die seinige ist erst im Entstehn, crescentis, und so konnte er, ohne Unschicklichkeit, prima origine hinzusetzen. Wir würden es geben: „Keine andern Tage strahlten bey ihrem Hervorgehn der werdenden Welt.“ Doch vielleicht läßt sich hier noch ein Theil der Schuld auf die Rechnung des Originals schreiben. Aber was soll das heißen: Keine andere Tage haben dem neugebornen Weltkreis andere Folge bewahrt? Ein Glück, daß der Uebersetzer dießmal sein Erklärer gewesen ist. Es heißt: Frühlingstage dauerten durch das erste Weltalter in ununterbrochener Folge fort. Zutrauen zur Divinationsgabe seiner Leser hat Hr. V. gehabt. Diese Gerechtigkeit kann ihm auch der Neid nicht versagen. Ferner, wie giebt er crediderim? Daß die vergangene Zeit von den Lateinern in dergleichen Fällen für die gegenwärtige gebraucht wird, weiß er natürlich so gut, wie wir, und doch übersetzt er: Daß keine andern Tage den Weltkreis angestralt haben, glaubt' ich gern. So sieht die Stelle auf einmal aus, wie ein Einwurf, den sich der Dichter macht, und man erwartet ein indeß, oder aber. Endlich in drey Zeilen fünf harte Elisionen, Erd', ruht', schöpft', Thier', Stern', der Verwechslung des dort mit damals, (denn von der Zeit, nicht vom Ort ist die Rede,) nicht einmal zu erwähnen. — Doch wir müssen auch sehn, wie dem Verf. didaktische

Stellen

Stellen glücken. In folgenden Verſen, (B. 2, 354.) empfiehlt Virgil die gepflanzten Reben fleißig aufzulockern und ſorgfältig zu unterſtützen.

Seminibus poſitis, ſupereſt diducere terram
Saepius ad capita, et duros jactare bidentes;
Aut preſſo exercere ſolum ſub vomere, et ipſa
Flectere lactantes inter vineta juvencos.
Tum leves calamos et raſae haſtilia virgae,
Fraxineasque aptare ſudes furcasque valentes:
Viribus eniti quarum et contemnere ventos
Adſueſcant ſummasque ſequi tabulata per ulmos.

Dieſes lautet im Deutſchen alſo:

Haſt du die Pflanzen gereiht; dann trenne die Erd' aus einander
Oft um die Stämm', und ſchwinge die Kraft zweyzähniger Karſte;
Oder durchackre den Grund mit gedrängtem Eiſen, und ſelber
Zwiſchen dem Rebengeſproß lenk' hin arbeitende Farren.
Jetzo des glatten Rohrs, und geſchälete Stäbe des Reiſigs
Angefügt, und eſchene Pfähl', und mächtige Gaffeln:
Deren Kraft aufſtreben ſie lehr', und die Winde verachten,
Bis ſie den Gipfel der Ulm' auf äſtigen Stufen erklettert.

Wir fragen jeden Kenner, ob er in dieſer Ueberſetzung auch nur eine Spur von der ſo natürlichen und ſimpeln Sprache des Römers entdeckt? Ohne

die Bedeutung der Wörter zu ändern, ohne sie auf eine unerhörte Art zu versetzen und unter einander zu werfen, ohne im geringsten vom Gewöhnlichen abzuweichen, weiß er die gemeinsten Dinge eben so edel, als genau zu zeichnen, und ihnen Ansehn und Gewicht zu ertheilen. Man vergleiche mit ihm Hrn. Voß! Welche Ausdrücke Kraft der Karste, duri bidentes, gedrängtes Eisen, pressus vomer, mächtige Gaffeln! welche Inversionen: trenne die Erd' aus einander oft um die Stämme; jetzo des glatten Rohrs und geschälete Stäbe des Reisigs angefügt; deren Kraft aufstreben sie lehr' und verachten! Es thut uns leid, daß sich uns überall so reicher Stoff zu unerfreulichen Bemerkungen darbietet: aber selbst die Kunst, wohlklingende Hexameter zu machen, die man, überhaupt genommen, dem Verf. nicht absprechen kann, hört bey ihm auf verdienstlich zu seyn. Was für Schwierigkeiten der Versification bleiben zu überwinden übrig, wenn man den Sprachgebrauch nach Willkühr verläßt, und sich solche Umkehrungen der Sätze und Glieder erlaubt, wie Hr. Voß? Nicht besser sind ihm folgende Verse aus dem 3. B. 95—102. gerathen. Der Hauptgedanke des Dichters ist: Auch den edlern Hengst, wenn er alt, oder schwächlich wird, entferne von den Stuten und gebrauche ihn zu gemeinen Diensten.

Jenen auch, haben ihn Seuch' und trägeres Alter entkräftet,
Birg' in dem Hauf', und erbarme dich nicht des geschändeten Greises.

Frostig

Frostig schleicht der Verlobte zur Braut, und müht sich vergebens
Im undankbaren Frohn; und kommts doch endlich zum Kampfe,
Wie durch Stoppelgefild' ein kraftlos flatterndes Feuer,
Tobt ohnmächtig er. Darum den Muth und das Alter bemerke
Dir zuvor, drauf andere Künst', und der Zeugenden Nachart;
Auch wie voll Schmerz der Besiegte, wie stolz der Palm' er einherging.

Ohne unser oft gesungenes Lied zu wiederholen, wollen wir blos das Unstatthafte gewisser Ausdrücke bemerken. Erbarme dich nicht des geschändeten Greises für nec turpi ignosce senectae, will uns nicht ganz gefallen. Schande und schänden werden, unsres Bedünkens, nur in moralischen Sinne, nicht von physischen Gebrechen gebraucht. Frostig schleicht der Verlobte zur Braut, von einem Hengste, kömmt uns, zumal gegen das kunstlose virgilische frigidus in Venerem senior, überaus frostig, und sich im undankbaren Frohn vergebens mühen, in Vergleichung mit fruſtra laborem ingratum trahere, räthselhaft und gesucht vor. Auch sagt man wohl schwerlich einer Sache stolz einhergehn, wofern anders der Palme von stolz und nicht von einhergehn abhängt. Die wahre Verbindung vermögen wir dießmal, da eine so undeutsch ist, wie die andere, nicht zu entziffern. Die gewählte scheint uns indeß noch die leid-

leidlichſte. Am gekünſtelten ſind uns übrigens die didaktiſche Stellen des vierten Buchs vorgekommen, vielleicht, weil keines ſo reich an eigenthümlichen lateiniſchen Wendungen und Bildern iſt. Eine Probe zur Beſtätigung unſers Urtheils. V. 228. heißt es vom Schneiden des Honigs:

Si quando ſedem auguſtam ſervataque mella
Theſauris relines; prius hauſtu ſparſus aquarum,
Ora fove, fumosque manu praetende ſequaces.
Bis gravidos cogunt foetus, duo tempora meſſis:
Taygete ſimul os terris oſtendit honeſtum
Pleias et Oceani ſpretos pede reppulit amnes;
Aut eadem ſidus fugiens ubi piſcis aquoſi
Triſtior hibernas caelo deſcendit in undas.

Dieß überſetzt Hr. Voß:

Wann einmal den heiligen Sitz und die Schätze des Honigs
Oeffnen du willſt; dann erſt mit geſchöpftem Waſſer dich ſpülend,
Säubre den Mund, und ſtreck' in der Hand fortſcheuchende Dämpfe.
Zweymal drängen ſie vollen Ertrag, zwo Ernten dem Bienen:
Wann Taygete jetzt die Plejad' ihr herrliches Antlitz
Hob, und verachtend ihr Fuß des Oceanus Ströme zurückſtieß;
Oder ſobald ſie, geſchreckt vom Geſtirn des wäßrichten Fiſches,
Traurig im Wintergewog' hinab am Himmel ſich ſenket.

Unſre Leſer werden den Grund, warum wir die unterſtrichene Stellen verſetzt finden, von ſelbſt einſehn. Ihrer eignen Prüfung überlaſſen wir auch nachfolgende Zeilen, die wir beym Durchleſen anſtreichen.

B. 1, V. 63.

Ergo age primus
Pingue ſolum primis extemplo a mensibus anni
Fortes invertant tauri, glebaque jacentes
Pulverulenta coquat maturis ſolibus aestas.

Wohlan denn! iſt dem Gefilde
Fett der Grund; dann gleich vor den früheſten Monden des Jahres
Kehr' es um mit Stieren voll Kraft, daß die liegenden Schollen
Stäubend umher der Sommer mit reifen Sonnen durchſtoche.

B. 2, V. 284.

Forſitan et ſcrobibus quae ſint fastigia, quaeras.

Auch wie tief man grabe den Pflanzungen, forſchſt du etwas.

B. 3, V. 39.

Et (bos quae) gradiens ima verrit veſtigia cauda.

Und die im Gang die Spuren mit langem Schwanze zerfeget.

In dem nämlichen Buche, V. 400.

Quod

Quod surgente die mulsere horisque diurnis,
Nocte premunt; quod jam tenebris et sole cadente
Sub lucem exportans calathis adit oppida pastor.

Was an steigender Sonne du molkst und den Stunden des Tages,
Preße bey Nacht: was drauf im erlöschenden Schimmer des Abends,
Trage durch dämmernde Frühe zur Stadt in Butten der Schäfer.

V. 4, V. 62.

Huc tu jussos adsperge sapores,

Hier sprenge die Wohlgerüche der Regel.

V. 110.

hinc coeli tempore certo
Dulcia mella premes; nec tantum dulcia, quantum
Et liquida et durum Bacchi domitura saporem.

Ihr (der edlern Bienenzucht) wird in gemeßener Jahrszeit
Süßer Honig entpreßt; nicht süßerer Kraft, als klarer
Flüßigkeit auch und den herben Geschmack des Bacchus bezähmend.

V. 215.

illum (regem) admirentur et omnes (apes)
Circumstant fremitu denso stipantque frequentes,

ihm staunen sie all' in Ehrfurcht;
Ihn umstehn sie mit dichtem Gesumf', als geschaarte Trabanten.

Doch genug, um den Geist einer Uebersetzung kennen zu lernen, die ohne das Original ganz unverständlich ist, und nicht besser dotirt werden konnte, als mit dem zur Seite gesetzten Text. In Wahrheit, man hat Mühe sich zu überreden, daß Hr. Voß, dieser gründliche und scharfsinnige Gelehrte, der Verf. des Werks ist. Fleiß und Geschicklichkeit war es indeß sicher nicht, was ihm abging. Unsers Bedünkens fällt alle Schuld auf gewiße vorgefaßte falsche Ideen, deren Einfluß uns überall sichtbar zu werden scheint. Zuförderst rechnen wir dahin die Idee, sich aufs genaueste an das Original anzuschließen, und nicht blos seinen Gedanken ungeschwächt darzustellen, sondern, wo möglich, selbst seine Worte und Wendungen zu kopiren. Ein so simpler und so natürlich redender Dichter, wie Homer (und durch ihn ward Hr. V. wahrscheinlich verführt,) läßt eine solche wörtliche Uebertragung in den meisten Fällen unstreitig zu: aber auch der gelehrte, kunstreiche Virgil? er, der den gewöhnlichen Gang der Rede mit allem Fleiß zu verlassen sucht, er, der seinem Gegenstande so wenig und dem Ausdrucke so viel verdankt, er, der fast allein durch die Sprache zum Dichter wird, und ihrem Genie gleichwohl, ungeachtet aller neuen Verbindungen, Wortfügungen und Inversionen, nicht den mindesten Zwang anthut? Wie wäre es möglich, einen solchen Dichter, und aus einer solchen Sprache, wörtlich in die unsrige zu übersetzen, ohne wider den Genius der letztern zu verstoßen? Nicht sklavisch-treue Nachbildung, nein,

vor-

vorsichtige Vertauschung seiner Bilder und Wendungen mit gleichbedeutenden, ähnlichen, war das Mittel ihm nahe zu kommen, und zugleich wahre Bereicherung für das Deutsche. Die zweyte Ursache des mißlungenen Versuchs setzen wir in das Bestreben, dem Leser die Harmonie des Virgilischen Verses, in ihren kleinsten Nüancen, und vorzüglich den lebendigen Ausdruck, wie ihn die Kunstrichter nennen, fühlbar zu machen. Wir gehören nicht zu jenen schwerhörenden Hegesiasten und verwahrlosten Aesthetikern, über welche die Vorrede seufzt. Schon lange hat uns Home und unsre eigne Erfahrung überzeugt, daß eine ergötzende Empfindung der Gedanke, und eine andre die Melodie erzeuge, das größte Vergnügen der Seele aber aus der Uebereinstimmung und Vereinigung beyder Empfindungen in Eine vollkommene Harmonie entspringe, kurz, daß Klang und Bedeutung durch eine gewiße geheime und schnelle Ideenverbindung in einander fließe, und jener, wenn er an sich wirkungslos sey, theils und unfehlbar in Beziehung auf die mit ihm vergesellschaftete Bedeutung wirke. Allein die Erreichung dieser rhythmischen Schönheiten ist wohl schwerlich das Werk des langsamen Nachdenkens und der bedächtigen Kunst; oder sollte Virgil wirklich die Amphibrachien, Molosser und Spondäen, und die Wirkung der fließenden Consonanten und austönenden Vokale jeden Augenblick, wie Hr. Voß thut, berechnet, und wie Er sich gequält haben, itzt ein einsylbiges Wort an das Ende des Hexameters zu stellen, und itzt ihn mit einem Dak-

tyl anzufangen? Wir zweifeln ſehr. Wenigſtens ſteht ſein intempeſta ſilet nox (1, 247) und ſein Dejice (3, 422.) ſo mühſam nicht aus, wie das Voßiſche dumpfbrütender Nacht Graun und Schmettre ſie! Nicht gern verderben wir Jemanden eine Freude, und Hrn. V. am wenigſten die rhythmiſchen, die ihm und der Sprache ſo viel gekoſtet haben: aber, wir können es nicht läugnen, lächerlich kam es uns vor, als wir zum 356 V. des I. B. laſen: „Ich habe die Bewegung durch andre ſtarke und unruhige Wortfüße zu erſetzen geſucht; und für den Klang meyne ich in der Miſchung vielfacher, meiſt dunkler, Vokale mit tönenden Conſonanten mein Original (man gönne mir einmal die Freude,) ziemlich erreicht, und durch die ſtummen Conſonanten in trocknes und knacken nichts verdorben zu haben.“ Uns dünkt, nur zu viel. Was montibus audi tur aridus Fragor heißt, wiſſen wir; was hingegen ein trocknes Getön iſt, und wie ein Getön knackt, davon haben wir keinen Begriff. Auch iſt uns, (zur Schande unſres Ohrs müſſen wir es geſtehen, wiewohl wir dießmal nicht die einzigen Harthörigen ſind,) das Brauſen der Winde in Virgils Verſen noch immer fühlbarer, als in den zwar wohlklingenden, aber bey weiten noch nicht klangreichen des Hrn. Voß. Aehnliche Beyſpiele werden ſich dem aufmerkſamen Leſer überall darbieten. Ueberall wird er mit den Bemerkungen des Verf. über Virgils Versbau (eine Schönheit, die der neueſte Herausgeber offenbar zu ſehr überſehn hat,) zufrieden ſeyn, in der

Nach-

Nachbildung desselben hingegen den künstelnden, selten den begeisterten Dichter finden. So gewiß ist es, daß die Wahrheit stets zwischen dem Zu viel und Zu wenig in der Mitte liegt. Wer konnte Hrn. V. tadeln, wenn er den lebendigen Ausdruck des Römers, so weit er sich ohne Zwang erreichen ließ, nachahmte, und wer findet sein Bestreben nicht sonderbar, da er ihn mit dieser Aengstlichkeit, und wenn wir so sagen dürfen, auf diesem arithmetischen Weg zu erhalten sucht? Uns dünkt, was er in der Vorrede über Hrn. Ramlers Versuch, die Geßnerischen Idyllen zu versificiren, urtheilt, paßt vollkommen auch auf ihn. Solche melodische Verse, ohne Beleidigung der Sprache, Natur und Einfalt, zu machen, vermochte der unnachahmliche römische Sänger allein, und allein in der ersten Begeisterung.

Wir gehen zu den Anmerkungen über. Sie sind unstreitig der schätzbarste Theil des Buches, und man müßte sehr partheyisch für H. Heyne eingenommen seyn, wenn man nicht gestehn wollte, daß sein Nachfolger ihn in gar vielen Stellen zurückließ. Ob aber der frühere, uns stets verehrungswerthe Erklärer, wegen seiner Verirrungen, eine so schnöde Begegnung und so harte Ahndung verdiente, wie ihm hier wiederfährt, ist eine andere Frage. In der That behandelt Hr. Voß den Göttingischen Herausgeber gerade so, als ob sich dieser anheischig gemacht hätte, alles zu sehn, und dem Blicke eines Andern auch nicht die kleinste Nachlese übrig zu lassen. Und doch sagt der bescheidene Mann in der

neuen Vorrede ausdrücklich: „Profiteor tamen, non eam editionem me parare, quae omnia, quae unquam in Maronem animadversa sint, aut animadverti possint, complectatur; sed quae pro fundo esset, cui alii superstruerent, adderent, demerent, pro consilio aut ratione aut copiarum suarum apparatu.“ Ueberhaupt wird der billige Kunstrichter den Werth der Heynischen Ausgabe wohl am wenigsten nach der Zahl der richtig oder unrichtig verstandenen Verse, sondern nach dem, was sie im Ganzen leistet, beurtheilen. Nicht blos große Gelehrte, selbst fähige Jünglinge können in einzelnen Stellen weiter sehn, als Hr. Heyne, und seine Erklärungen berichtigen: aber davon hängt sein Ruhm auch nicht ab. Die glückliche Darstellung des poetischen Ausdrucks, die feine Unterscheidung dessen, was dem Dichter als Eigenthum zugehört, von dem, was er entlehnte, das gründliche Urtheil über das Verhältniß der Theile unter einander und über ihre Verbindung zu einem Ganzen, endlich die unbefangene Rüge der Mängel und der Flecken Virgils, nebst der beständigen Rücksicht, nicht ihn allein zu erläutern, sondern allgemeine Winke für Poesie und Sprache zu geben — diese so schätzbaren und so selten vereinten Vorzüge sind es, welche die Heynische Arbeit auszeichnen, oder sie vielmehr über alle vorhergehenden erheben. Wie sonderbar also — — doch non nostrum, tantas componere lites. Jeder hat seine eigne Weise sich auszudrücken, Hr. Voß die derbe. Was wir gesagt haben, glaubten wir

der

der Wahrheit schuldig zu seyn. Jetzt kehren wir zur Sache zurück.

Die vorzüglichste Berichtigung hat unstreitig die alte Weltkunde, oder die Vorstellung der Alten von Himmel und Erde erfahren. Der Verf. sagt mit Recht: „So viele auch immer die Geographie der Alten versprachen, alle (Hrn. Schlözer und Hrn. Mannert ausgenommen,) berührten das Ganze kaum im Vorbeygehn, und wandten sich eilfertig, wo sammelnder Fleiß hinreichte, zur Beschreibung des Einzelnen, nach untergeschobener, oder wenig veränderter Gestalt neuer Karten. Alle lehrten, nicht Geographie, sondern, was Ptolemäus Chorographie nennt; und auch diese, wie es fiel, aus dem spätern Alterthum, oder aus allen Zeitaltern durch einander.“ Eine ausführliche Prüfung der hier geäußerten Ideen erlaubt weder die Absicht, noch selbst der Raum dieser Zeitschrift; so viel wird indeß jeder Unbefangene einräumen, daß die Ideen, die Hr. Voß, besonders zum 233, und 481. V. des I. B. und zum 381. des III. und 357. des IV. B., äußert, reichhaltiger und fruchtbarer sind, als alles, was über diesen Gegenstand bisher gedacht, oder ersonnen worden ist. Wir sind ihm mit Vergnügen gefolgt, und leben der guten Hoffnung, daß man seine Winke nicht unbenutzt lassen wird. Zunächst an seine geographischen Anmerkungen setzen wir seine metrischen. Nach unsrer Empfindung ergänzen sie einen merkwürdigen Mangel der Leipziger Ausgabe, und müssen, recht verstanden und recht angewandt, für den Erklärer der Alten, wie

für den ausübenden Dichter von Nutzen seyn. Wären Hr. V. Hexameter von Seiten der Sprache so vollkommen, wie sie von Seiten des Klangs und der Bewegung sind, so würden wir sagen, daß seine Vorrede, in Verbindung mit seinen Noten, die bündigste Theorie dieser Versart, und seine Uebersetzung die beste Beyspielsammlung zu der gegebenen Theorie enthalte. Allein leider! lieben die Musen bis auf den heutigen Tag, wie Mädchen, und, möchte man hinzusetzen, müßen so lieben, wenn man ihnen mitspielt, wie Hr. V. und sie zwingen will, sich ganz nach fremden Launen und Einfällen zu bequemen. Mehr Ehrerbietung für den Eigensinn ihrer Sprache und weniger Strenge gegen ihren ungeschmeidigen, nordischen Accent wäre das sicherste Mittel gewesen, ihre Gunst zu erlangen, und durch sie beyden, der Verständlichkeit und der Harmonie, letzterer vielleicht seltener, aber auch nicht auf Kosten des wesentlichern Erfordernisses, genug zu thun. Eben so lehrreich — Doch vielleicht erzeigen wir unsern Lesern einen größern Gefallen, wenn wir ihnen einige Abweichungen von der Heynischen Interpretation mittheilen.

Zum 5. V. des I. B. erinnert Hr. V.: „Die strahlenden Lichter des Weltalls, welche durch ihren Kreislauf am Himmel das Jahr, in Monate und Tage getheilt, bestimmen, nämlich Sol und Luna, sind verschieden vom Bacchus und Ceres, mit welchen sie nur in gewissen Mysterien vermengt wurden. Nicht zu gedenken, daß Varro, der Vorgänger Virgils, im Anfange seines ländlichen Werks,

jene

jene vier Gottheiten besonders anruft: so erscheinen ja Bacchus und Ceres hier, wie gewöhnlich, als Geber des Weins und Getraides; wie können sie als solche am Himmel leuchten und das Jahr lenken?“ Wir antworten: Auf eben die Weise, wie Diana für Ilithyien auf Erden, und für Lunen am Himmel genommen, und als solche von Horaz in ein und eben derselben Ode angerufen wird. So lange die Entbehrlichkeit des Verbindungswortes nicht gezeigt, und der Dichter von dem Vorwurfe der Undeutlichkeit befreyt werden kann, spricht richtiges Gefühl für Hr. Heyne: denn Varro's Beyspiel beweist gar nichts. Was Varro that, brauchte Virgil nicht nachzuthun. Welch Geschrey würde Hr. V. erhoben haben, wenn Heyne eine solche Erklärung durch eine solche Autorität hätte rechtfertigen wollen! V. 35. Scorpios ardens. „Entbrannt, nicht blos hell, wie jeder Stern, sondern mit dem Nebenbegriff, daß unter dem Skorpion nach der alten Sterndeutung Knäblein von hitziger und martialischer Gemüthsart geboren wurden.“ Vielleicht, vielleicht auch nicht. *Ardens* Scorpius tanquam sidus; sagt Heyne, hoc simplicissimum, und so kömmts uns noch vor. V. 56. croceos ut Tmolus odores mittit. „Tmolus, ein Berg in Lydien, vorzüglich durch edlen Wein berühmt, aber auch, wie das benachbarte Cilicien, durch Safran. Des Dichters Zeugniß bestätigen Columella, Solinus, Martianus: gleichwohl glaubt man es besser zu wissen.“ Sehr richtig! Auch uns waren die Bedenklichkeiten der Interpreten von jeher räthselhaft. V. 65. Fortes

invortant tauri. Heyne fragt hierbey: *Invortant* scriptura e Mediceo. Verum si hic: cur non ubique? Und Hr. Voß antwortet nicht ohne Grund: „Aus eben der Ursache, warum wir bald geußt und wapnen, bald die neuere Form wählen. Die Lesart scheint durch Alterthümlichkeit zu verstärken.“ Die folgenden Anmerkungen über Bestellung der Aecker, Wahl des Saamens, Bestellzeit, und Einrichtung des Pfluges, so wie die Lösung einiger astronomischen Schwierigkeiten, übergehen wir, nicht, weil wir sie für unwichtig halten, sondern, weil sie keines gedrängten Auszuges fähig sind. V. 201. rubens Vesper. „Nicht der Abendstern, der gleichsam die übrigen Sterne, oder gar die Lichter in den Häusern anzündet: sondern, ohne allen lyrischen Schwung, die Abendröthe, die, wenn uns der Morgen begrüßt, den Gegenfüßlern in dem Länderkreise der südlichen Halbkugel leuchtet:“ eine zu ungekünstelte Erklärung, als daß man ihr seinen Beyfall versagen könnte. V. 254. infidum remis impellere marmor. „Der Schiffarth gedenkt Hesiodus in seinem Landgedichte nicht mit beßerm Rechte, als Virgil. Denn auch für das Meerland Italien empfehlen Cato und Columella die Lage eines Guts in der Nähe des Meers, oder eines schiffbaren Flußes, um die Früchte ausführen und dagegen Waaren einbringen zu können.“ V. 262. cavat arbore lintres. „*Linter* umfaßt mehrere aus Baumstämmen gehölte Gefäße, oder Schiffe, im altdeutschen Sinne: als Fischerkähne, wie sie besonders Virgils Landleute in

der

der waſſerreichen Gegend um Mantua brauchten, Tröge zum Tränken des Viehs, Butten und Mulden, die Trauben zu tragen.“ Eine allerdings in dem Sprachgebrauch gegründete Erklärung, die alle Entweder und Oder aufhebt. V. 297. medio aeſtu, „mitten in der Sommerhitze iſt Beyſpiellos, und hier völlig unſtatthaft, da nach der kühlen Nacht der Gegenſatz des heißen Tages ſich von ſelbſt aufdrängt. Und welch ein Einfall, jener bedeutenden Hausregel die nüchterne Bemerkung vorzuziehn, daß man mitten im heißen Sommer — mähe und dreſche! Wäre es noch Columellas Rath, daß man vor der ſtärkſten Hitze des Sommergeſtirns Sirius, alſo nicht mitten in der Sommerhitze, ärnten müſſe.“ Durchaus einleuchtend! Aber die Ausleger fingen mit At rubicunda Ceres gewöhnlich einen neuen Satz an, und ſo war der Irrthum unvermeidlich. Hr. V. iſt auch dießmal in die Oekonomie und den Zuſammenhang des Gedichts tiefer, als ſeine Vorgänger, eingedrungen. V. 316. Saepe ego — — „Oft ſchleudert ein Sommerſturm die ſchwangere, d. i. ährenvolle Saat, aus der Wurzel gerafft, eben ſo ungeſtüm: als ob ein Winter- oder Herbſtorkan leichtes Stroh von der Dreſchtenne, und fliegende Stoppeln, die vom Stoppelmähen zurück blieben, umher wirbelte. Dieſe ſtarke Vergleichung findet Hr. Heyne ſchwach u. ſ. w. Schwach finden wir ſie nicht, aber die Vergleichungspunkte ſelbſt (Sommerſtürme und Herbſtorkan, reife Saat und Stoppeln) nicht abſtechend genug. Die Auslegung

ſelbſt

ſelbſt ſcheint uns übrigens, wir mögen auf Verbindung oder Ausdruck ſehn, außer Zweifel. V. 374. imbrem ſurgentem vallibus imis aëriae fugere grues. „Die Kraniche, ſagt Ariſtoteles, fliegen in die Höhe, um weit in die Ferne zu ſchauen; und wenn ſie Wolken und Stürme ſehn, fliegen ſie nieder und ruhn. So beſtimmt auch Aratus dieſe Vorbedeutung, und hiernach muß Virgil erklärt werden. Die hochfliegenden Kraniche fliehn, d. i. meiden in den tiefſten Thälern, (wo man ſich Gebüſche denkt, Geſ. IV. 473. 4.) den fern am Horizont aufſteigenden Regen. Vallibus iſt der Ablativ, der eben ſo mit vitare verbunden wird. Lucr. V. 967. Horaz I. Ode 4, 16. Wer ſurgentem vallibus imis verbindet, bedenkt nicht, daß der Regen nicht eben vorzüglich aus Thälern, ſondern, zumal dem Italiener, aus dem Meer mit dem Südwind aufſteigt. Und wozu eine ſolche Beſtimmung? Aber daß die Kraniche vor dem Regen nur fliehn, dieſes wäre zu wenig geſagt: wir wollen wiſſen, ob über die Wolken hinweg, oder in die Gebüſche herab, oder in die abgewandte Gegend.“ Befriedigend von Seiten des Sinnes, wie von Seiten der Latinität. Wir erwähnen noch die ſcharfſinnige Erklärung der ſtreitigen Stelle V. 512. quadrigae addunt in ſpatia. „*Spatium*, ſagt Hr. V. hieß in den circenſiſchen Spielen der Lauf von den Schranken um das Ziel und wieder zurück, ein Doppelſtadium der Griechen; denn Seneka ſpricht von der Freude der Wagenlenker, wenn ſie im ſiebenten *ſpatium* d. i. Umlauf der Siegspalme nahn.

nahn. *Addere in ſpatia* zu den Umläufen hinzufügen, ſie vervielfältigen, mehrmal wiederholen; für *addere ſpatiis*, oder *addere ſpatia in ſpatia*. Nämlich die gemeinern Formeln *addere aetati*, *in ſcelus addere ſcelus* ſind nur veredelt. Silius braucht beym Wettrennen, das nur einmal hinauf und zurück ging, dieſelbige Redensart vom beginnenden Rücklauf, nachdem die Wettrenner, dem Ziele ſchon nahe, faſt die Hälfte der beſtimmten Bahn erreicht, und alſo, jeder ſein erſtes *ſpatium* hinauf, vollendet haben:

Iamque fere medium evecti certamine campum
In ſpatia addebant.

Jetzt da ſie nahe die Hälfte der Bahn wettrennend ereilet,
Maßen ſie rückwärts den Raum.

Ich wage es, meiner Erklärung zu trauen, ſo ſehr ſie von andern abweicht. Denn *addere* für *addere ſe* iſt ohne Beyſpiel; auch kann *ſe* nicht, wie Aen. I. 440. aus dem vorigen getrennten Satze wiederholt werden. Und was man ſonſt leſen will, *addunt ſe in ſpatia*, oder *addunt in ſpatio, ſe ſpatio, ſe in ſpatio*, iſt offenbar Aenderung des verlegnen Schreibers und Erklärers.“

Unſere Leſer werden aus dieſen Proben ungefähr ſchließen können, was der deutſche Virgil in Anſehung der Interpretation gewonnen hat. Wenn auch der neue Commentar dem Heyniſchen nicht in jedem Abſatze, wie Hr. Voß meynt, entgegen iſt,

(denn

(denn wirklich so arg haben wirs nicht gefunden,) so wird doch jeder Sachkundige gern einräumen, daß nicht blos einzelne Stellen besser erklärt, nein, daß selbst der Zusammenhang des Gedichts, und dieser vorzüglich durch die jedem Buche vorgesetzte, überaus genaue und durchdachte Inhaltsanzeige, vollständiger als vorher entwickelt, und nebenher noch so manche für den Freund des Alterthums wichtige Materie in ein helleres Licht gesetzt worden ist. Ein Zuwachs für die Litteratur bleibt also das Buch von der Seite immer, und werth, daß es nicht zu andern seines gleichen gestellt, sondern fleißig studirt und benutzt werde.

III.

Göthes Schriften. Sechster Band. Leipzig, bey Göschen, 1790. Torquato Taßo. Ein Schauspiel.

Aristoteles weißt, in seinem Werke von der Dichtkunst, unter den wesentlichen Stücken der Tragödie, der Handlung den ersten Platz an. „Die Tragödie, sagt er, ist keine Darstellung der Menschen, sondern der Handlungen des menschlichen Lebens. Nicht um den Charakter zu zeigen handelt man, sondern die Handlungen verursachen, daß man diese

oder

oder jene Seite seines Charakters zeigt. Folglich sind die Begebenheiten und die Fabel die Hauptsache in der Tragödie. Eine Tragödie kann Statt finden ohne Charakter, aber nie ohne Handlung, wie man aus den meisten neuern Werken dieser Gattung sieht.“

So urtheilte Aristoteles über das Trauerspiel, und seine Gründe passen auf jede Gattung der dramatischen Darstellung. Die Fabel ist die Seele der meisten Dramen des Alterthums. In wenigen derselben ist ein besondrer Charakter dargestellt. Die Tragiker zu Aristoteles Zeit brachten die allgemeinen Charaktere der Stände auf das Theater, und die individuelle Beschaffenheit des Geistes und der Denkungsart einer Person, so wie dieselbe nach und nach durch die Umstände der Geburt, der Erziehung und des übrigen Lebens gebildet wird, kam bey ihnen nur in geringen Betracht. Nur selten sind die innern thätigen Kräfte der Seele die Triebfedern ihrer Handlungen; es sind äußere Kräfte, von außen wirkende Wesen und Umstände, welche sie hervorbringen, befördern oder stören.

Ein Held, der erste Krieger im Heer, glaubt sich von den Häuptern desselben gekränkt und beleidigt. Er beschließt sich an ihnen zu rächen; aber eine Gottheit mißleitet seine Schritte. Er tödtet die Heerde, indem er seine Widersacher zu tödten glaubt. Bald darauf erwacht er aus seinem Wahn und dieses Erwachen ist der Anfang einer tiefen Melancholie. In seiner Rache betrogen, ein Spott seiner Feinde, bleibt ihm nichts übrig als die Wahl zwi-

schen

ſchen einem ſchimpflichen Leben und dem Tod. Er wählt den letztern; und dieſe Handlung, die den Inhalt einer berühmten Tragödie des Alterthums ausmacht, iſt das Reſultat der äußern, von einem höhern Weſen, oder, wenn man will, von dem Schickſal bereiteten Umſtände. Dieſer Held heiße Ajax, Agamemnon oder Achill; ſein individueller Charakter kömmt in keinen Betracht. Genug, daß er ein Mann von Ehre iſt, wie jeder Krieger es ſeyn muß. Und wenn er das iſt, ſo wird die Tragödie niemals einen andern Ausgang haben können, als den, welchen ſie hat.

Dieß iſt der allgemeine Charakter der griechiſchen Tragödie. Dieß iſt der Charakter, welchen Ariſtoteles von ihr, und wie es ſcheint, von jedem Drama verlangt. Zuerſt ſorge der Dichter für die Handlung, für die Fabel des Stücks. Die ganze Einrichtung deſſelben kann erfunden, die Anordnung deſſelben gemacht ſeyn, ehe der Dichter etwas weiter von dem Charakter der Perſonen weiß, als die allgemeinſten Beſtandtheile. Die Charakter ſind alſo der Fabel untergeordnet. — Wenn man will, daß das Drama eine eigne, von jeder andern Gattung verſchiedne Dichtungsart ausmache, wenn man den Unterſchied deſſelben von andern Gattungen nicht blos in die äußre Form ſetzen will, und wenn ſich die Materie deſſelben von dem Lehrgedichte unterſcheiden ſoll, ſo kann man wohl nicht läugnen, daß die von Ariſtoteles feſtgeſetzte Rangordnung der erſten weſentlichen Theile der Tragödie die einzige richtige ſey.

Aber

Aber ein sonderbares Geschick hat von Alters her über diesem Philosophen gewaltet. Bey dem unumschränktesten Ansehn, dessen man ihn genießen ließ, bey der fast göttlichen Untrüglichkeit, welche man seinen Vorschriften zugestand, wurden diese nämlichen Vorschriften von seinen eignen Verehrern und Anhängern fast durchgängig mißverstanden, und fast immer übertreten. Alles ward in seinem System umgekehrt. Die Einheiten, welche er nirgends für ein nothwendiges Erforderniß eines Drama ausgegeben hatte, wurden unter seiner Autorität als das Hauptstück der dramatischen Dichtkunst ausgerufen; und die Charaktere, welche er selbst für unentbehrlich hält, wurden von einer großen Anzahl dramatischer Dichter ebenfalls unter Aristoteles Autorität für einen Theil des Drama angesehn, den man bearbeiten oder vernachläßigen könne, je nachdem man es gut fände. Mit einem Wort, wenn alle Stücke, deren Verfasser sich für Aristoteliker ausgaben, nach den wirklichen Lehren dieses Philosophen verfertigt wären, so müßte seine Theorie das zweydeutigste, schaalste und unphilosophischte Gewäsche seyn.

Die richtigste Anwendung der Vorschrift unsers Philosophen, welche aber bisher mehr in den theoretischen Schriften der Kritiker gelehrt, als in den Werken unsrer dramatischen Dichter ausgeführt worden, ist ohne Zweifel folgende. Die Fabel, die Handlung des Stücks bleibt in jedem Fall sein wesentlichster Theil. Aber auch die wichtigste Begebenheit bringt nur einen mäßigen Eindruck her-

vor, wenn die Personen nicht interessiren, die sie betrift; und obgleich eine Person auch schon durch die besondern Schicksale interessant werden kann, welche sie treffen, so ist doch dieses Interesse demjenigen weit untergeordnet, welches aus der genauen Kenntniß des Charakters und des innersten Herzens der Personen entspringt. Von Seiten des Interesse scheint also dasjenige Drama das vollkommenste zu seyn, in welchem die Handlung mit den Charakteren so genau verwebt und verbunden ist, daß wir uns die einen ohne die andern nicht mehr gedenken können; wenn diese oder jene Schicksale diese oder jene Personen nicht blos zufälligerweise treffen, sondern keine andern treffen können, und folglich die individuellen Charaktere der handelnden Personen die hauptsächlichsten Triebfedern der vorgestellten Begebenheit sind. Der Ausgang dieser Gattung von Tragödien wird eine durch die innere Beschaffenheit der handelnden Personen bewirkte Veränderung in ihrer äußern Lage seyn.

Diese Gattung des Drama ist vielleicht die einzige, welche unseres Zeitalters vollkommen würdig ist. Sie befriedigt den philosophischen Geist desselben, ohne dem Wesen der dramatischen Poesie zu nahe zu treten. Die Wirkung der alten Bühne war mehr auf die Sinnlichkeit calculirt. Ihre Tragödie sollte Furcht und Mitleid hervorbringen, diese Regungen üben und nach dem individuellen Charakter des Zuschauers, bald schwächen und bald verstärken. Ueberhaupt war es den Alten bey allen Tugenden mehr um die praktische Ausübung derselben

ben, als um ihre Gründe zu thun. Uns ist mehr an diesen Gründen als an jener Fertigkeit gelegen, und so ist unsre ganze Poesie nach und nach philosophisch geworden. Alle Gattungen derselben nähern sich dem Lehrgedicht immer mehr und mehr, und diejenigen, welche einen philosophischen Stoff nicht zulassen können, oder noch nicht zugelassen haben, werden immer mehr verdrängt und ziehen die Aufmerksamkeit des größern Theils der Lesewelt nicht mehr auf sich.

Indessen behält jede Dichtungsart ihr eigenthümliches Wesen und ihren bestimmten Zweck. Diejenigen dramatischen Dichter also, die die Darstellung eines Charakters für den Zweck der dramatischen Dichtkunst ansahn, und in dieser Ueberzeugung die Handlung vernachläßigten, scheinen das Wesen ihrer Kunst verkannt zu haben. Der Dichter, der sich der Mühe, eine Begebenheit zu erfinden, und ein Ganzes zu bilden, überheben zu können glaubt, der einen Charakter nur in einzelnen Lagen und Verhältnissen schildert, welche nur durch einen zarten, oft kaum bemerklichen Faden mit einander verbunden sind, und ihre letzte Absicht in sich selbst, nicht in der Hervorbringung einer gewißen andern Wirkung haben, dieser Dichter hat nur eine Reihe von Situationen, aufs höchste ein dramatisches Lehrgedicht, aber sicherlich kein Drama gedichtet.

Jede Gattung der Dichtkunst hat eine gewisse höchste Wirkung, welche ihr hauptsächlichster Zweck seyn muß. Da die vollständige Darstellung eines

Charakters, und die deutliche Kenntniß deſſelben in einer andern Gattung weit vollkommner erreicht werden kann, ſo folgt hieraus, daß ſie nicht der letzte Zweck der dramatiſchen Poeſie ſeyn könne.

Dieſe andre Gattung iſt der Roman. Der Romanendichter hat allen den Raum, der dem Dramatiker fehlt, einen Charakter von allen Seiten zu ſchildern, und von ſeinen erſten Keimen an durch alle die Veränderungen zu verfolgen, welche die Umſtände in ihm hervorgebracht haben. Der dramatiſche Dichter, wenn er nicht bloße Dialogen ſchreibt, wenn er ſich den Geſetzen der Bühne unterwirft, hat nur wenige Scenen, in denen er unmöglich viel mehr als einige wenige Seiten eines Charakters vollkommen und vollſtändig darſtellen kann. Dieſes iſt genug, wenn der letzte Zweck des Dichters Darſtellung einer Begebenheit iſt; und wir fodern nicht mehr von ihm, als uns ſo viel von den Charakteren zu zeigen, als nöthig iſt, um die Handlung wahrſcheinlich und möglich zu machen. Dieſes ſteht in ſeiner Gewalt; dieſen Zweck kann er erreichen, wenn er Genie und philoſophiſchen Geiſt hat; aber mit allem Genie von der Welt, wird er in den engen Raum von fünf Akten nur eine ſehr unvollſtändige Schilderung eines ganzen Charakters hineinzwingen.

Außer dem Raum aber wird ihm noch überdieß der Vortheil eines lebhaften Intereſſe fehlen. Die Neugierde wird nicht gereizt, die Erwartung nicht geſpannt, die Leidenſchaften nicht zu einem dauernden Tone geſtimmt. Denn alles dieſes vermag nur da zu entſtehn, wo wir einen gewiſſen

Zweck

Zweck ahnden, wo wir eine genaue Verbindung von Wirkung und Ursache bemerken, wo mehrere einzelne Theile sich zu dem Ganzen einer Handlung zusammenschließen. Ein solches dramatisches Gedicht kann die vortreflichsten Situationen, die rührendsten Scenen, die stärksten Tiraden enthalten; es kann in einzelnen Stellen höchst poetisch, wahr und vortreflich seyn, aber es ist niemals ein vollkommenes Gedicht.

Ein solches Gedicht ist der Torquato Taßo, mit dem Hr. von Göthe das Publikum neuerlich beschenkt hat; ein Stück voll einzelner Schönheiten, aber im Ganzen mangelhaft; voll feuriger, rührender erhabner Gedanken, aber ohne eine Handlung, die diese einzelnen Theile unter Einen Gesichtspunkt brächte, und ihre Wirkung in Einen Brennpunkt vereinigte. Man wird sie mit Vergnügen hören, sie werden sich dem Gedächtnisse einprägen, aber sie werden sich nicht zusammenschließen; sie werden ihre Kräfte nicht gemeinschaftlich äußern.

Kein Dichter kennt das Wesen des Romans und des Drama genauer und inniger als der Verfasser der Iphigenie und der Leiden des jungen Werthers. In diesen beyden Werken hat er mit unverwandten Augen auf das Ziel losgesteuert und die höchste Wirkung der Gattung erreicht, unter welche diese Meisterstücke eines wahren poetischen Geistes gehören. Wenn es jemals eine vollkommne Tragödie gegeben hat, so ist es die Iphigenie, und wenn jemals ein Roman die strengsten Forderungen

der Kritik befriedigte, so sind es die Leiden des jungen Werthers.

Aber der Taßo ist weder ein Roman, noch ein Trauerspiel, noch überhaupt ein Drama in Aristoteles Sinn. Uns scheint er nichts weiter zu seyn, als eine dramatische Schilderung eines Charakters, oder vielmehr nur einer besondern Seite desselben unter verschiedenen Gesichtspunkten; eine Reihe von Situationen, eine Folge von Scenen, deren jede für sich einen vorzüglichen Werth hat, und deren zuweilen drey oder viere ein poetisches Ganze ausmachen, die aber durch nichts zusammen gehalten werden, als höchstens durch eine Leidenschaft, die weder Anfang, Mittel, noch Ende hat.

Wir wollen unsern Lesern den Inhalt dieses Schauspiels vor Augen legen.

Torquato Taßo war in seiner zarten Jugend nach Ferrara an den Hof Alphonsens von Este gekommen. Der Herzog nahm sich seiner mit dem wärmsten Eifer an, pflegte sein keimendes Talent und unterstützte ihn auf das thätigste. Fast sogleich bey seinem Eintritt in Ferrara hatte er Leonoren, die Schwester des Herzogs gesehn, als sie sich kaum von einer schmerzlichen Krankheit erholt hatte, und noch die Spuren ihrer langwierigen Leiden trug. Ihr Anblick hatte ihn gerührt; ihr näherer Umgang hatte ihn verliebt gemacht. Ihre Reize, ihre Talente und Kenntnisse, am meisten aber ihr etwas in sich gezogner, dem seinen ähnlicher Charakter, waren die Gegenstände seiner Bewunderung und Liebe. Aber was er für sie fühlte, vertraute er niemanden

an;

an; und in den Liedern, die er zu ihrem Lobe sang, versteckte er den Gegenstand seiner Huldigung unter einem Namen, der ihr mit mehrern gemein war.

Der junge Dichter war niemals ganz zufrieden, ganz glücklich; aber seine Liebe war es nicht allein, was ihm den Genuß des Lebens verdarb. Er kannte die Menschen nicht, und so war er mißtrauisch gegen sie. Immer fürchtete er geheime Anschläge auf sein Leben, seinen Ruhm und seine Geheimnisse.

Der Herzog ertrug diese Unart mit Geduld und Schonung. Er wollte es nicht mit dem Dichter verderben, er wollte ihm Ruhe verschaffen, um ein Werk zu vollenden, von welchem er selbst unsterblichen Ruhm zu ärnten hofte. Denn Taßo arbeitete unermüdet an seinem befreyten Jerusalem, und Ferrara hofte ihn einst neben Petrarch und Ariost setzen zu können, welche Beyde des Schutzes und der Gunst dieses Hofes genoßen hatten.

Täglich erwartet man das Ende dieser Arbeit. Dieses und was man sich davon verspricht, erfahren wir in der ersten Scene des Stücks. Der Herzog, seine Schwester und ihre Freundinn Leonore Sanvitale aus Florenz, befinden sich mit Taßo auf Belriguardo, dem Lustschlosse des Fürsten. Die beyden Freundinnen haben den Frühlingstag im Garten genossen. Während des Spazierengehens windet jene einen Kranz von Lorbeer, diese von jungen Bluhmen. Sie kommen auf einen Plaz, der mit den Hermen der epischen Dichter geziert ist, und indem die Prinzessinn den Lorbeer um Virgilens

Schläfe windet, drückt ihre Freudinn den Bluhmenkranz auf Arioſtens Haupt. Das Geſpräch fällt natürlich auf Taßo. Er hegt eine Leidenſchaft in ſeinem Herzen, aber welcher Leonore ſeine Lieder gelten, iſt ungewiß; nur das iſt gewiß, daß dieſe Leidenſchaft höchſt dichteriſch, rein und platoniſch iſt. Alphons unterbricht das Geſpräch. Er ſucht den Dichter, klagt über ſeine Langſamkeit im Arbeiten, ſein Mißtrauen gegen ihn und die ganze Welt. Die Damen übernehmen ſeine Vertheidigung. Leonore Sanvitale vermuthet, daß er mit ſeinem Gedichte bald zu Stande ſey. Indem ſie davon ſprechen, naht ſich Taßo ihnen ſelbſt, mit ſeinem Buche in der Hand. Alle nehmen ihn mit Lob und Beyfall auf. Auf Alphonſens Verlangen nimmt die Prinzeſſinn den Lorbeer von Virgilens Büſte und nähert ſich dem Dichter, ihm den verdienten Lohn für ſeine Arbeit darzureichen. Er weigert ſich; ſie dringen in ihn, und dieſe Belohnung ſetzt ihn außer ſich. Er glaubt ſie nicht ertragen zu können:

Hat die Freude mir,
Hat das Entzücken dieſes Augenblicks
Das Mark in meinen Gliedern aufgelöſt?
Es ſinken meine Knie! Noch einmal
Siehſt Du, o! Fürſtinn, mich gebeugt vor dir!
Erhöre meine Bitte; nimm ihn weg!
Daß, wie aus einem ſchönen Traum erwacht,
Ich ein erquicktes neues Leben fühle.

Alphons

Alphons hatte schon die Rückkehr seines Gesandten an dem päbstlichen Hof, Antonio Montecatino, angekündigt. Alle freuen sich, in ihm einen alten Freund wieder zu sehn. In dem Augenblick langt er an. Er bringt die fröhliche Nachricht von der erwünschten Beendigung einer Streitigkeit mit dem heiligen Stuhl. Alphons dankt ihm und erzählt ihm, welch' ein Geschenk jetzt eben Taßo ihm gemacht und wie man ihn dafür zu belohnen gesucht habe.

Antonio.

Du lösest mir ein Räthsel; zwey Bekränzte
erblickt' ich mit Verwundrung, da ich kam.

Taßo.

Wenn du mein Glück vor deinen Augen siehst;
so wünscht' ich, daß du mein beschämt Gemüth
mit eben diesem Blicke schauen könntest.

Antonio.

Mir war es längst bekannt, daß im Belohnen
Alphons unmäßig ist, und Du erfährst,
Was jeder von den Seinen schon erfuhr.

Aber auch Ariost ist bekränzt. Antonio nimmt hievon Gelegenheit, sich zu dem Lobe dieses Dichters zu ergießen, und er thut dieß mit einem Feuer, daß man wohl sieht, es sey ihm nicht sowohl an dem Lobe Arioſts, als an der Demüthigung des jungen Dichters gelegen, der kühn genug ist, sich Einer Belohnung mit diesem großen Muster anzumaßen.

Wer neben diesen Mann sich wagen darf,
Verdient für seine Kühnheit schon den Kranz.

Zweyter Akt. Im Schlosse. Taßo ist der Prinzessinn nachgefolgt. Tausend Zweifel haben sich in seiner Brust erhoben; von ihr erwartet er Trost und Beruhigung. Antonio's Kälte, die Geringschätzung, mit der er ihn und seine Kunst zu behandeln schien, kränken ihn und machen ihn kleinmüthig.

Begierig horcht' ich auf, vernahm mit Lust
Die sichern Worte des erfahrnen Mannes;
Doch ach! je mehr ich horchte, mehr und mehr
Versank ich vor mir selbst, ich fürchtete
Wie Echo an dem Felsen zu verschwinden,
Ein Wiederhall, ein Nichts mich zu verlieren.

Leonore spricht ihm Muth ein und sucht ihn mit sich selbst auszusöhnen. Ihre Gründe rühren ihn nicht. Er giebt ihr zu verstehn, daß der Durst nach Thaten, der immer in seinem Busen schlummerte, den sein Eintritt in Ferrara von neuem erweckte, durch eine Leidenschaft erstickt worden sey, die ihn an eben diesem Ort ergriff. Als er sie zum erstenmal sah

Welch ein Moment war dieser! O vergieb!
Wie den Bezauberten von Rausch und Wahn
der Gottheit Nähe leicht und willig heilt;
so war auch ich von aller Phantasie,
von jeder Sucht, von jedem falschen Triebe
mit Einem Blick in deinen Blick geheilt.
Wenn unerfahren die Begierde sich
nach tausend Gegenständen sonst verlohr,
Trat ich beschämt zuerst in mich zurück,
und lernte nun das Wünschenswerthe kennen.

So

So sucht man in dem weiten Sand des Meers
vergebens eine Perle, die verborgen
in stillen Schaalen eingeschloßen ruht.

Nun verfolgt er das Andenken jener Zeit; seine Wünsche, ihr etwas seyn zu können; seinen Verdruß, wenn er sich immer weiter von ihr entfernt sah. Die Prinzessinn macht ihn auf die Quelle seines Verdrusses, sein Mißtrauen gegen jedermann, aufmerksam. Sie räth ihm Antonios Freundschaft zu suchen und seine Erfahrung zu benutzen. Die Theilnahme, die sie ihm bezeigt, begeistert ihn. Sein Herz öffnet sich immer mehr gegen sie, und sie scheint ihn zu verstehn; aber sie bricht seine Erklärungen ab:

Nicht weiter Taßo! Viele Dinge sind's
die wir mit Heftigkeit ergreifen sollen:
Doch andre können nur durch Mäßigung
und durch Entbehren unser eigen werden.
So, sagt man, sey die Tugend, sey die Liebe,
die ihr verwandt ist. Das bedenke wohl!

Taßo versteht den Sinn dieser Worte, mit denen sie ihn verläßt. Er fühlt sich mit neuem Muthe belebt, und sein eigner Werth steigt in seinen Augen, weil Leonore ihn ihres Vertrauens — vielleicht ihrer Liebe — würdigt. Jede kühne, große und schöne That scheint ihm unternehmbar und leicht. Eine freudigere Zukunft eröffnet sich seinen Blicken. In diesem Gemüthszustande wird er von Antonio überrascht. Er eilt ihm mit Wärme

me und Zuversicht entgegen, aber Antonio tritt kalt zurück. Die Wärme des jungen Dichters scheint ihm Zudringlichkeit, seine Zuversicht Anmaßlichkeit und Selbstvertraun. Der Kranz um Taßos Schläfe reizt seinen kalten und bittern Spott. Dieser, der eine andre Aufnahme erwartet hat, ergrimmt; er glaubt sich auf das empfindlichste beleidigt und fordert Antonio zum Zweykampf heraus. Dieser schützt die Heiligkeit des Ortes vor; Taßo zieht. In dem Augenblick erscheint der Fürst; sie klagen sich wechselseitig an; er entscheidet nicht zwischen ihnen; aber den Gesetzen Genüge zu thun, befiehlt er Taßo auf seinem Zimmer zu bleiben. Die Idee von Gefangenschaft empört seinen Stolz und bringt seine Phantasie auf; er glaubt sich entehrt und liefert seinen Degen, ein Geschenk des Fürsten, und den Kranz, die Belohnung seiner Gesänge, ab. Er entfernt sich. Alphons sieht die Störung des Friedens an seinem Hof mit Unwillen; er mißt Antonio die Schuld bey; denn

> Wenn Männer sich entzweyen, hält man billig den Klügsten für den Schuldigen. Du solltest mit ihm nicht zürnen; ihn zu leiten stünde Dir beßer an.

Er wünscht die Ruhe wieder hergestellt zu sehn. Leonore Sanvitale soll Taßo besänftigen; Antonio soll ihm, im Namen des Fürsten, die Freyheit wiederschenken und sein Vertrauen zu gewinnen suchen.

Dritter Aufzug. Die Prinzessinn, die Tassos Handel nur durch das Gerücht vernommen hat, be-

befindet ſich in der größten Unruhe. Leonore bringt ihr beſtimmtere Nachricht und thut den Vorſchlag, den Dichter auf einige Zeit zu entfernen, der ſich nun doch nicht mit Antonio vertragen werde. Ihre Gründe bewegen endlich die Prinzeſſinn zur Einwilligung, die ihr vielen Kampf koſtet. Sie kann ſich kaum von Taßo trennen. Sie fühlt ſchon zum voraus

Den langen ausgedehnten Schmerz der Tage, wenn
ich nun entbehren ſoll, was mich erfreute.
Die Sonne hebt von meinen Augenliedern
nicht mehr ſein ſchön verklärtes Traumbild auf;
die Hoffnung ihn zu ſehen füllt nicht mehr
den kaum erwachten Geiſt mit froher Sehnſucht;
mein erſter Blick hinab in unſre Gärten
ſucht ihn vergebens in dem Thau der Schatten.

Leonore fühlt den Schmerz der Prinzeſſinn, und es gereut ihr beynahe einen Vorſchlag gethan zu haben, den vielleicht die Lage der Sachen weniger nothwendig machte, als er ihre Eitelkeit befriedigt. Aber die Prinzeſſinn wird ſich bald über ſeinen Verluſt tröſten, wenn ſie ihn nur glücklich weiß; und dann ſoll er ja wieder zurück kommen. Antonio unterbricht ihren Monolog. Sie macht ihm ſanfte Vorwürfe über ſeinen Zwiſt mit Taßo. Er nimmt die Hälfte der Schuld auf ſich; er geſteht aber auch, daß die Belohnung, mit welcher er den Dichter geſchmückt geſehn, die Gunſt, welche er ſich allein anzumaßen geſchienen, ihn gereizt habe. Leonore theilt ihm ihren Plan mit, ihn auf

eine Zeit von Ferrara zu entfernen. Antonio billigt ihn nicht

eben jetzt
ist nicht daran zu denken. Denn ich will
den Fehler nicht auf meine Schultern laden;
Es könnte scheinen, daß ich ihn vertreibe,
und ich vertreib' ihn nicht. Um meinetwillen
kann er an unserm Hofe ruhig bleiben;
und wenn er sich mit mir versöhnen will,
und wenn er meinen Rath befolgen kann,
so werden wir ganz leidlich leben können.

Er verspricht, er wünscht, sich mit Taßo auszusöhnen; und er will die Hand zum Vergleiche bieten, sobald er von Leonoren erfahren wird, daß seine Gegenwart das Uebel nicht vermehrt.

Vierter Aufzug. Taßo voll Trübsinns findet in seinem Unglücke keinen Trost als die Gewißheit, daß die Prinzessinn ihn begünstige, und daß er sein Verderben dem Gehorsam gegen ihre Befehle zu verdanken habe. Leonore tritt zu ihm herein. Sie sucht ihm zu zeigen, daß Antonio ihn nicht anfeinde, nicht verachte. Taßo ist überzeugt, daß er ihm sein Talent beneide, und, wenn er irrt, so wünscht er nicht von seinem Irrthum überführt zu werden.

Thöricht ist's
in allen Stücken billig seyn; es heißt
sein eigen Selbst zerstören. Sind die Menschen
denn gegen uns so billig? Nein, o! nein!
Der Mensch bedarf in seinem engen Wesen
Der doppelten Empfindung, Lieb' und Haß.

Bey diesen Gesinnungen räth ihm Leonore lieber den Hof auf einige Zeit zu verlassen und mit ihr nach Florenz zu gehn. Der Vorschlag ist ihm neu; er kann sich sogleich nicht entschließen. Leonore überläßt ihn seinen Betrachtungen, und warnt ihn noch einmal den Vorspiegelungen seines Mißtrauens keinen Glauben beyzumeßen. Aber gerade jetzo glaubt Taßo seinen Argwohn gerechtfertigt. Er glaubt das ganze Gewebe der Verrätherey zu entdecken; man will ihn vom Hofe entfernen, um den Fürsten zu betrügen; man will ihn nach Florenz ziehn, um die Eifersucht des Hauses Este gegen die Mediceer zu seinem Verderben zu brauchen. Er glaubt Leonorens List und Tücke klar zu sehn; und auch die Prinzessinn scheint gleichgültig bey seinem Schicksal zu seyn. Er entschließt sich zu gehn.

Ich gehe —
Nun hüte dich und laß dich keinen Schein
von Freundschaft oder Güte täuschen! Niemand
betrügt dich nun, wenn du dich nicht betrügst.

Hier tritt Antonio herein, kündigt dem Dichter im Namen des Fürsten Befreyung an, und bittet ihn, in seinem Namen, wegen der Kränkung, die er ihm anthat, um Vergebung. Taßo ergreift das Anerbieten, das er ihm macht, ihm so viel er kann nützlich zu seyn, und verlangt, daß er ihm von dem Fürsten die Erlaubniß zu einer Reise nach Rom auswirken soll. Hier wolle er nach dem Rath und Urtheil seiner Freunde die letzte Hand an sein Gedicht legen. Antonio widerräth ihm diesen Entschluß.

Er

Er ſetze ſich in die Gefahr, zu verlieren, was er gewonnen habe; der Fürſt werde ihn ungern entlaſſen. Wenigſtens heute ſolle er dieſe Forderung nicht thun. Taßo läßt nicht ab; er zwingt Antonio, ſein Verlangen zu erfüllen, und dieſer verſpricht es.

Doch ich ſag' es dir zuvor:
du wendeſt dieſem Hauſe kaum den Rücken,
ſo wird dein Herz zurück verlangen —
Doch ſag' ich dieß nicht mehr, um dir zu rathen;
ich ſage nur voraus, was bald geſchieht,
und lade dich auch ſchon im Voraus ein,
mir in dem ſchlimmſten Falle zu vertraun.

Taßos Argwohn iſt durch dieſe Unterredung noch vermehrt worden. Er glaubt die ganze Kunſt des höfiſchen Gewebes nur noch deutlicher einzuſehn. Antonio will ihn vertreiben, aber er will nicht den Schein haben, als vertreibe er ihn. Er ſpielt den Schonenden, um ihn zum Kind zu erniedrigen. Er umnebelt den Verſtand des Fürſten, der ſeinen Inſinuationen nur allzuſehr Gehör gebe.

Das iſt mein Schickſal, daß nur gegen mich
ſich jeglicher verändert, der für andre feſt
und treu und ſicher bleibt, ſich leicht verändert,
durch einen Hauch, in Einem Augenblick.

Alles ſcheint ihn in ſeinem Unglück zu fliehn; ſelbſt die Prinzeſſinn hat ihm in dieſen trüben Stunden kein einzig Zeichen ihrer Gunſt geſandt.

Fünfter Aufzug. Alphons und Antonio eröffnen diesen Akt. Der leztere hat auf Verlangen des Fürsten noch einmal versucht, Taßo von seinem Vorsaz abzubringen. Er kömmt mit der Nachricht zurück, daß seine Bemühungen vergeblich gewesen. Alphons willigt endlich mit Verdruß ein; er fürchtet ihn zu verlieren. Gespräch über Taßo's Charakter, seine Heftigkeit, seine Unmäßigkeit, sein Mißtraun. Antonio hofft, daß die Welt eine heilsame Schule für ihn seyn soll.

Des Lebens Mühe
lehrt uns allein des Lebens Güter schätzen.
So jung hat er zu vieles schon erreicht,
als daß genügsam er genießen könnte.
— — — — — — —
O glaube mir, sein launisch Mißbehagen
ruht auf dem breiten Polster seines Glücks.
Er kommt, entlaß ihn gnädig, gieb ihm Zeit,
in Rom, und in Neapel, wo er will
das aufzusuchen, was er hier vermißt,
und was er hier nur wiederfinden kann.

Taßo tritt herzu, dankt dem Herzog für die gegebne Erlaubniß zur Reise, und bittet um die Rückgabe seines Gedichts, dessen Vollendung die Absicht seiner Reise sey. Dem Fürsten scheint diese Forderung aufzufallen; er warnt ihn, sein Ohr nicht allen Kritiken offen stehn zu lassen; er räth ihm, sich einige Zeit zu zerstreuen, erst wieder gesund zu werden, ehe er sich wieder an die Arbeit mache; indessen verspricht er ihm eine Abschrift.

Taßo verlangt ſie ſogleich; nur dann ſey er geſund, wenn er arbeiten könne. Wenn er nicht dichten ſolle, ſey ihm das Leben kein Leben mehr.

Verbiete du dem Seidenwurm zu ſpinnen,
wenn er ſich ſchon dem Tode näher ſpinnt.
Das köſtliche Geweb' entwickelt er
aus ſeinem Innerſten, und läßt nicht ab
bis er in ſeinen Sarg ſich eingeſchloßen.

Alphons verläßt ihn. Taßo hat auch in ſeinen Worten nur den Wiederhall der Worte Antonio's gehört. Aber er hat ſich verſtellt und wünſcht ſich Glück dazu; er denkt ſich noch mehr in dieſer Kunſt zu üben. In dem Augenblick macht ihn die Erſcheinung der Prinzeſſinn ſeinem Vorſatz ungetreu. Er ſpricht von ſeiner Reiſe nach Rom, und von da nach Neapel und Sorrento, zu ſeiner Schweſter. Die Prinzeſſinn macht ihm zärtliche Vorwürfe, daß er es wagen will, ein Land zu betreten, in welchem der Bann gegen ihn noch nicht aufgehoben iſt.

Wenn du ſcheiden willſt,
ſo laß uns Schmerz und Sorge nicht zurück.

Taßo wird von ihrer Theilnahme gerührt; er ſchwärmt; er verlangt von ihr zu wiſſen, was er thun kann, um ihre Vergebung, um die Vergebung ihres Bruders zu erhalten. Sie verlangt Zutrauen auf ſeine Freunde, auf ſich ſelbſt. Länger hält es der Dichter nicht aus; er macht ſeinem Herzen Luft; er überläßt ſich den Eingebungen ſeiner Leidenſchaft.

Unwi-

Unwiderſtehlich ziehſt du mich zu dir,
und unaufhaltſam dringt mein Herz dir zu.
Du haſt mich ganz auf ewig dir gewonnen;
So nimm denn auch mein ganzes Weſen hin.

Bey dieſen Worten ſchließt er ſie in ſeine Arme. Die Prinzeſſinn ſtößt ihn von ſich und eilt hinweg, Leonore eilt zu der Prinzeſſinn und begiebt ſich mit ihr weg. Alphons und Antonio nähern ſich; Taßo will der Prinzeſſinn folgen. Alphons befiehlt Antonio ihn zurück zu halten. Alle verlaßen die Bühne, Antonio ausgenommen. Taßo iſt in der äuſſerſten Verzweiflung. Er ſieht nun den ganzen Plan; es war alles verabredet. Sie nahmen ihm ſein Gedicht, ſein einziges Gut. Sie wollen nicht, daß er es verbeßere, um ihn dem Spott ſeiner Feinde Preis zu geben. Die Prinzeſſinn hat ihn in das Netz gelockt

Die Maske fällt, Armiden ſeh' ich nun:
Von ihr hat ahndungsvoll mein Lied geſungen.

Aber dann fällt ihm wieder alles das ein, was er verlohr. Der Anblick des Staubs, den der Wagen des Fürſten und Prinzeſſinn erregt, die nach Ferrara zurück gehn, erfüllt ihn mit Reue und Wehmuth. Er glaubt ſich verbannt und verſtoßen; er fühlt ſich ganz elend. Jetzt tritt Antonio zu ihm und faßt ihn bey der Hand. Taßo überläßt ſich ihm

Verſtend reißt
der Boden unter meinen Füßen auf!
Ich faße dich mit beyden Armen an!

So klammert sich der Schiffer endlich noch
am Felsen fest, an dem er scheitern sollte.

Dieß ist der Inhalt dieses Stücks, von dem wir aus guten Gründen einen so weitläuftigen Auszug gegeben haben. Wir wollten den Leser so viel als möglich in den Stand setzen, selbst zu urtheilen; wir wollten uns selbst vor dem Scheine der Partheylichkeit sicher stellen. Denn so oft wir auch dieses Schauspiel gelesen und wieder gelesen haben, so oft haben wir uns in der unangenehmen Verlegenheit gefunden, die man etwa zu fühlen pflegt, wenn man über einen Mann urtheilen soll, der uns äusserst günstig angekündigt wurde, und den wir denn doch eine Reihe Handlungen begehn sehn, die mit der erregten Erwartung ganz und gar nicht zusammen stimmen. Wir möchten ihm nicht gern Unrecht thun, wir möchten nicht zu keck urtheilen. Wir werden mißtrauisch gegen uns selbst und die Eindrücke, welche wir bekommen haben. Der Nebel des Vorurtheils, mit dem unsre Augen umhüllt wurden, muß sich verziehn, ehe wir ein reines Urtheil über seinen Charakter zu fällen wagen.

Das Werk eines großen Genies, auch selbst sein mißrathnes Werk verdient schon, daß man länger dabey verweile und es genauer betrachte. Es ist hier immer mehr zu lernen, als bey den Produkten mittelmäßiger Köpfe, die, mit dem Lobe der Fehlerlosigkeit zufrieden, den erhabnern Schönheiten niemals so eifrig nachstreben, daß sie darüber in Gefahr gerathen sollten, sehr tief zu fallen. Oft

sind

ſind die Fehler eines vortreflichen Kopfs ſelbſt lehrreich, und er verirrt ſich ſelten, ohne wenigſtens einige glückliche Entdeckungen zu machen.

Die vornehmſten Theile eines jeden Drama ſind die Handlung, die Charaktere und die Ausführung. Was iſt nun die Handlung des gegenwärtigen Stücks?

Taßo iſt in die Prinzeſſinn verliebt; ſie will ihm wohl. Der Beyfall, mit dem ſie ihn beehrt, der Kranz, mit dem ſie ſeine Verdienſte lohnt, die Hoffnungen, die ſie ihm macht, alles dieſes ſcheint darauf abzuzielen, dieſe Leidenſchaft zu dem Hauptgegenſtande des Stückes zu machen. Aber indem die Erwartung des Zuſchauers auf dieſen Gegenſtand gerichtet iſt, indem er irgend einen wichtigen Erfolg von dieſer Liebe erwartet, müßen andre Vorfälle in Taßo's Herzen den Argwohn erregen, daß er von ſeinen vermeintlichen Freunden verrathen und von der Prinzeſſinn verlaſſen ſey. Kaum aber erblickt er ſie wieder, kaum nimmt er den Antheil wahr, den ſie an ſeinem Schickſale nimmt, ſo läßt er ſeinen Verdacht wieder fahren, und wirft ſich in ihre Arme. Das Unglück will, daß ſich bey der Kataſtrophe dieſer leidenſchaftlichen Scene einige unerwartete Zuſchauer finden ſollen, und dieſer Theaterſtreich macht der ganzen Handlung und unſern Erwartungen ein plözliches Ende.

Nun kann aber eine Handlung, welche nicht endigt, unmöglich die Haupthandlung eines Stückes ſeyn. Und wie kann eine Handlung geendigt heißen, bey welcher uns noch ſo viel zu fragen übrig

bleibt? Iſt Taßo nun von ſeiner Liebe geheilt, oder iſt er auf ewig ein unglückliches Opfer ſeiner Leidenſchaft? und — jenes Theaterſtreichs? Werden die Geſinnungen, die er in der letzten Scene äußert, unveränderlich in ſeinem Herzen bleiben? Wird ſein Mißtraun auf ewig erlöſchen oder auf ewig entzündet ſeyn? In welches Verhältniß wird er dann mit der Prinzeſſinn treten? Welche Folgen wird Alphonſens Erſcheinung bey der Umarmung haben? — Alles dieß ſind Fragen, die man zu thun gezwungen iſt, nachdem der Vorhang gefallen war, und deren keine ſich aus dem Stücke ſelbſt auflöſt. Alles dieß ſind Zweifel, die der Dichter zu heben vergeſſen hat.

Aber dieſe Zweifel vermehren ſich noch, wenn man Taßo's Verhältniß zum Antonio erwägt. Nachdem wir die beyden erſten Akte dieſes Stücks geleſen hatten, ſo glaubten wir die Hauptperſonen deſſelben in Taßo und Antonio ſehr deutlich zu erkennen. Wir hoften aus ihren wechſelſeitigen Verhältniſſen die Entwicklung und Auflöſung entſpringen zu ſehn. Sie waren ſo vorzüglich ausgezeichnet; ihr Zwiſt war ſo ſorgfältig vorbereitet. Entweder, dachten wir, wird Antonio's kalte Politik den jungen unbeſonnenen Dichter zu Grunde richten, oder ſie wird zuletzt, nach manchem mißlungenen Verſuche, dem Edelmuth und dem entſchiedenen Verdienſte ſeines von einem aufgeklärten Fürſten beſchützten Gegners weichen müſſen. Aber es geſchieht keines von beyden; und es geſchieht eigentlich auch nichts drittes. Denn am

Ende

Ende weiß man doch nicht recht, ob es Antonio redlich oder unredlich mit dem unglücklichen Jüngling meynt.

Indeſſen ſcheint doch der Zwiſt mit Antonio den Knoten der Handlung auszumachen. Taßo wird gefangen geſetzt. Wie wird ſich das löſen? denken wir. Was wird dieſe Gefangenſchaft für eine Wirkung hervorbringen? Die erſte Wirkung, welche wir entſtehn ſehn, iſt ein ſchwarzer Argwohn, der ſich ſeiner Seele bemeiſtert; die zweyte iſt ſein Entſchluß, Ferrara zu verlaſſen und nach Rom zu gehn.

Iſt vielleicht dieſe Reiſe nach Rom der Zweck der ganzen Handlung? Unmöglich. Sie iſt nicht einmal das Ende derſelben. Taßo verlangt die Erlaubniß dazu mit Ungeſtüm. Er zwingt ſie dem Fürſten ab. Nun erſcheint die Prinzeſſinn, und auf ihr Abrathen ſcheint er den ganzen Reiſeplan aufzugeben, und verlangt ein Plätzchen als Caſtellan auf einem Luſtſchloß des fürſtlichen Hauſes. Und endlich — nach der Umarmungsſcene — iſt weder von Bleiben noch von Gehen mehr die Rede.

Es erhellt ſchon hieraus mehr als zu deutlich, daß dieſer Theil des gegenwärtigen Schauſpiels fehlerhaft ſey. Die Haupthandlung hebt ſich nicht heraus, und was man dafür annehmen mag, iſt nur angeſponnen, nicht zu Ende gebracht. Selbſt nicht einmal der Zuſtand, in welchem wir den Dichter in der letzten Scene erblicken, und der freylich das Reſultat der vorhergehenden Zuſtände iſt, kann für das Ende der Handlung gelten. Denn er

scheint vielmehr der Anfang einer neuen Reihe von Begebenheiten, als das letzte Glied in der Reihe mehrerer Glieder zu seyn.

Das Ende einer Handlung, sagt Aristoteles, ist dasjenige, was nothwendigerweise auf etwas vorhergehendes folgt, aber nichts nothwendig nach sich erfordert. Wo ich also in einer Reihe von Begebenheiten, deren jede die Ursache einer folgenden ist, keine Wirkung wahrnehme, die mich nichts weiter erwarten läßt, da kann unmöglich das Ende einer Handlung seyn. Und so ist es gleichwohl in diesem Schauspiel. Wir sehen eine Reihe von Handlungen, welche sich zu einem Zwecke zu verbinden scheinen. Taßo's Zwist mit Antonio, seine Gefangenschaft, seine Liebe, sein Argwohn, seine Unbesonnenheit, alles dieses sind Fäden, aus denen wir am Ende Einen Knoten geknüpft zu sehn hoffen. Aber unsre Hoffnung wird getäuscht. Alle diese Fäden werden abgeschnitten, und verlieren sich in das Unendliche; statt sich zu vereinigen.

Aber wie gesagt. Der Dichter scheint um die Handlung seines Stücks unbekümmert gewesen zu seyn. Es war ihm vielleicht nur um die Darstellung eines Charakters zu thun, und was sich von Handlung findet, ist vielleicht nur in der Absicht erfunden, dem Helden des Stücks eine Gelegenheit zu verschaffen, diese oder jene Seite seines Charakters herauszukehren.

Wir wollen uns also bey diesem Theil seines Werkes verweilen. — Der Dichter, welcher einen Charakter darstellt, will unterrichten, indem

er

er interessirt. Interessirt uns Taßo's Charakter? Und wie wird dieses Interesse hervorgebracht?

Die erste Eigenschaft seines Geistes, worauf unsre Aufmerksamkeit gerichtet wird, ist sein dichterisches Talent. Große Talente interessiren zwar an sich unser Herz nicht; aber sie verursachen, daß wir den Mann genauer in die Augen fassen, der sie besitzt, und daß die Eigenschaften seines Charakters und Herzens unsrer Aufmerksamkeit weniger entschlüpfen können. Es scheint uns also eine überaus glückliche Idee, daß uns in Taßo der Dichter zuerst, und gleichsam bey der Eröffnung der Scene angekündigt wird. Und aus welchem Munde? Eine Frau von feiner Empfindung, gebildetem Verstand, mannichfaltigen Kenntnissen, die ihre Competenz mit jedem Worte beweist, und ihre eben so geschmackvolle Freundinn stimmen gemeinschaftlich in das Lob seiner Talente ein. Und diese beyden Frauen sind in Rücksicht auf den jungen Dichter Rivalinnen.

Nun ist es uns schon gar nicht gleichgültig mehr, daß dieser Mann verliebt ist. Wir wissen noch nicht eigentlich, in wen, und dieß reizt unsre Neugierde. Diese wird in dem Anfang des zweyten Aufzugs gestillt. Hier erfahren wir den Gegenstand seiner Leidenschaft; und diese fängt an unser Interesse, nicht blos als Leidenschaft überhaupt, sondern noch ganz insbesondre durch ihre Veranlassung und den Gemüthszustand, aus welchem sie entsprungen scheint, zu reizen.

Aber diese Disposition der Seele, welche der junge Dichter mit seiner Fürstinn gemein hat, hat auch eine andre Seite, von der sie zurück stößt. Der Mann, der in sich selbst gezogen nichts kennt, als sein eignes Herz, der eben darum keinem vertraut als sich selbst, und so wiederum bey Andern kein Vertrauen erwirbt, wird abwechselnd, je nachdem er seine eignen Kräfte und Vollkommenheiten mehr oder weniger fühlt, bald stolz und hochfahrend, bald niedergeschlagen und kleinmüthig erscheinen müßen. Er wird fremde Verdienste durch seinen Stolz, und durch sein Mißtraun alle diejenigen beleidigen, welche es mit ihm redlich meynen. Oft wird er glauben verkannt zu seyn. Oft wird ihm jeder Beyfall Spott, jede Theilnahme an seinem Schicksal Verrätherey scheinen. Und so wird er sich und Andre ohne Unterlaß quälen, und nie unter Menschen die Zufriedenheit finden, die ihm vielleicht nur in der Einsamkeit, oder in dem Umgang mit einem ganz in ihm resignirten Herzen winken wird. Dieß ist durchaus bey Taßo der Fall.

In Taßo's Charakter findet sich alles das, was in einem an sich edeln Herzen bis auf den Keim der Zufriedenheit und des innern Glückes vernichten kann. Sein Mißtraun gegen Andre ist ohne Gränzen, und dieses Mißtraun ist die Quelle seiner unsäglichen Leiden. Aber — irren wir uns nicht — so rühren uns diese Leiden nicht sehr, eben wegen der Quelle, aus der sie strömen. Wir machen einen Theil des menschlichen Geschlechts aus. Wer die Menschen verachtet und herabwürdigt,

digt, wer ſie ſeines Vertrauens für unwerth hält, wer in jedem von ihnen einen Betrüger und in ſeinen Freunden ſelbſt Verräther erblickt, den können wir bedauern, aber unſer Mitleiden verſchwenden wir nicht an ihm.

Es giebt, dünkt uns, nur Einen Fall, wo der Argwöhniſche unſer Mitleid erwirbt; wenn ſein Mißtraun, ſeine Zurückhaltung, ſein in ſich ſelbſt gekehrtes Weſen nicht natürliche Diſpoſitionen ſeiner Seele, ſondern Folgen äußerer Umſtände ſind. Ein junger Menſch kömmt neu in die Welt. Sein Herz iſt voll von edeln Geſinnungen, und mit Wärme für alles Gute, Schöne und Wahre erfüllt. Aber er hat keinen Führer an ſeiner Seite, und ſelbſt erworbne Weltklugheit beſitzt er noch nicht. Er vertraut ſich leicht jedermann an. Betrüger mißbrauchen ſein Zutrauen, vernichten ſein Vermögen und taſten ſeinen guten Namen an. Sie behandeln ihren Wohlthäter als ihren Feind. — Welche Wirkung werden dieſe Erfahrungen in dem Herzen des Jünglings hervorbringen, der ſich bey ſeinem Eintritt in die Welt gleichſam wieder aus derſelben heraus gedrängt ſieht? Und welches Herz wird ihm ſein Mitleid verſagen, wenn ihn Menſchenhaß, Mißtraun und Argwohn foltern? Welches Herz wird ſich nicht zu ihm hinneigen, um des menſchlichen Fehlers ſelbſt willen, aus dem ſein Unglück entſprang?

Dem Verfaſſer des Taßo hat es nicht gefallen, ſeine Leſer auf dieſem oder einem andern Weg mit der Denkungsart ſeines Helden auszuſöhnen. Wie

er zu dieser Denkungsart gekommen sey, wird uns nirgends entdeckt. Ja es wird nicht einmal angedeutet. Es ist genug, daß er sie hat. Es scheint dem Dichter mehr daran gelegen gewesen zu seyn, diesen Zug in dem Charakter seines Helden außer Zweifel zu setzen — denn allenthalben muß er Mißtrauen zeigen; jeden Augenblick muß er in diesen traurigen Fehler zurückfallen — als uns zu belehren, durch welche Veranlassungen er diese Falte bekam.

Dieser Veranlassungen können so viele seyn! Wer mag die wahre errathen? — Wenn in Tasso's Jugendgeschichte Umstände vorkommen, welche seinen Charakter zum Mißtrauen bildeten, so haben wir das Recht sie nicht zu wissen, wenn sie der Dichter nicht selbst erzählt. Er kann diese Umstände willkührlich annehmen, er kann sie ungestraft verändern; aber er muß sie uns nicht verheimlichen, wenn der Charakter seines Helden nicht ein Räthsel seyn soll. Ein solches Räthsel scheint uns G. in Tasso Charakter gegeben zu haben. Was wir aus der vorhergehenden Geschichte seines Aufenthalts in Ferrara hören — denn weiter steigt der Verf. nicht hinauf — und selbst ein großer Theil von dem, was wir vorgehn sehn, scheint wenigstens nicht auf Hervorbringung dieses Charakters abzuzwecken. Tasso kam früh an Alphonsens Hof. Der Fürst bemerkte seine Talente bald genug, um ihn zu schätzen. Seine Schwestern trugen die zärtlichste Sorgfalt für den aufblühenden Dichter. Was nur dienen konnte, ihn aufzumuntern, das ward nicht versäumt.

säumt. Man ertrug seine Unarten, man sah seinen Fehlern nach. Aber doch ist er — man weiß gar nicht wie? und warum? so mißtrauisch, so argwöhnisch, daß der Fürst an seiner Heilung verzweifelt:

So ist er oft um meine Gunst besorgt
weit mehr, als es ihm ziemte; gegen viele
hegt er ein Mißtraun, die, ich weiß es sicher,
nicht seine Feinde sind. Begegnet ja
daß sich ein Brief verirrt, daß ein Bedienter
aus seinem Dienst in einen andern geht,
daß ein Papier aus seinen Händen kömmt,
gleich sieht er Absicht, sieht Verrätherey
und Tücke, die sein Schicksal untergräbt.
— — — — — — — — —
Ich thue was ich kann, um Sicherheit
und Zutraun seinem Busen einzuprägen.
Ich geb' ihm oft in Gegenwart von vielen
entschiedne Zeichen meiner Gunst. Beklagt
er sich bey mir, so laß' ich's untersuchen;
wie ich es that, als er sein Zimmer neulich
erbrochen glaubte. Läßt sich nichts entdecken,
so zeig' ich ihm gelaßen, wie ich's sehe;
und da man alles üben muß, so üb' ich,
weil er's verdient, an Taßo die Gedult.

Und so muß man am Ende wohl mit Antonio glauben, daß gar zu großes Wohlbehagen, gar zu schnell und zu leicht erhaltnes Glück, die Quelle seines Trübsinns ist. So muß man vermuthen, weil uns nichts anders übrig bleibt. Aber was erklärt, wen befriedigt diese Vermuthung?

So wie diese Gemüthsart ohne einen sichtbaren Grund in ihm entstanden zu seyn scheint, eben so äußert sie sich auch mehr als einmal in dem Verlauf des Stücks. Leonore Sanvitale hat die Aussöhnung Taßos und Antonios auf sich genommen. Sie wünscht, daß Taßo den Hof von Ferrara auf eine Zeitlang verlasse, und — es ist wahr, sie wünscht dieß eben so sehr um ihrer selbst, als um des Dichters willen. Sie schätzt sein Talent, aber der Glanz desselben soll auch auf sie fallen, ihr Name soll den Nachkommen in den Liedern ihres Freundes blühen.

Wo ist der Mann, der meinem Freunde sich
vergleichen kann? Wie ihn die Welt verehrt,
so wird die Nachwelt ihn verehrend nennen.
Wie herrlich ist's, im Glanze dieses Lebens
ihn an der Seite haben! so mit ihm
der Zukunft sich mit leichten Schritten nahn!
Alsdann vermag die Zeit, das Alter nichts
auf dich, und nichts der freche Ruf,
der hin und her des Beyfalls Woge treibt.
Das was vergänglich ist, bewahrt sein Lied.

Diese Gesinnungen sind zwar eigennützig, aber sie sind weder boshaft noch heimtückisch. Und, wenn sie es auch wären, wo verräth sie Leonore? Aus welchem ihrer Worte kann Taßo sie ahnden? Etwa daraus, daß sie Antonio's Charakter gegen ihn zu entschuldigen sucht, da er ihn mit den schwärzesten Farben schildert, da er selbst gesteht, daß wenn er sich in ihm irre, er es gerne thue;

daß

daß er von nun an seine Freude darin finden werde, diesen Mann als Gegenstand seines tiefsten Haßes anzusehn? — Diese Aeußerungen führen ihren Vorschlag, sich von einem Hof zu entfernen, wo Antonio so viel gelte, sehr natürlich herbey. Eben so natürlich ist es, daß sie ihm Florenz zum künftigen Aufenthalt vorschlägt, wo sie bald selbst eintreffen und als Freundinn für ihn sorgen wird?

Ich reise, den Gemahl
die nächsten Tage dort zu finden, kann
nichts freudiger für ihn und mich bereiten,
als wenn ich dich in unsre Mitte bringe.
Ich sage dir kein Wort, du weißt es selbst,
welch' einem Fürsten du dich nahen wirst,
und welche Männer diese schöne Stadt
in ihrem Busen hegt und welche Frau'n.

Es ist uns eine Art von Räthsel, wie Taßo hieraus schließen kann, was er schließt. Leonore Sanvitale habe nur so lange Freundschaft gegen ihn zu hegen geschienen, als er glücklich gewesen sey, und nun wende sie ihm den Rücken, wie das Glück. Es ist uns eine Art von Räthsel, wie er sie für das Werkzeug seines Feindes, und ihre Vorschläge für eine Falle ansehn kann, um ihn in das Verderben zu locken.

So wie er von Leonoren urtheilt, so wie er in jedem ihrer Worte Verrätherey und Bosheit ahndet, eben so urtheilt er auch von Antonio, dem Fürsten, der Prinzessinn, und dem ganzen Hofe. Bisweilen preßen seine Einfälle dem Leser wirklich

ein

ein unwillkührliches Lächeln ab, wie die grotesken Combinationen eines zerrütteten Gehirns. Alphons hatte ihm gerathen, sich der Arbeit auf einige Zeit zu entschlagen, Kräfte zu sammeln und seine Gesundheit wieder herzustellen. Man höre, wie er dieß nimmt:

Itzt seh' ich wohl, warum ich feyern soll.
Es ist Verschwörung und du bist das Haupt.
Damit mein Lied nur nicht vollkommner werde,
daß nur mein Nahme sich nicht mehr verbreite,
daß meine Neider tausend Schwächen finden,
daß man am Ende meiner gar vergeße; —
O! werthe Freundschaft, theure Sorglichkeit!
Abscheulich dacht' ich die Verschwörung mir,
die unsichtbar und rastlos mich umspann,
allein abscheulicher ist es geworden.

Wenn wir sagen, daß dieß viel Lärm um nichts sey, so wissen wir wohl, was man uns hierauf antworten kann. Taßo's Gemüth ist nun einmal von Mißtrauen angesteckt. Er hält nun einmal die ganze Welt für neidisch auf seine Talente; er sieht nun einmal Verräther und Feinde in allem, die sich ihm nahn. Und so bedarf es oft nur eines Worts, um tausend Combinationen in seiner Seele entstehen zu lassen, die kein Mensch von gesundem Herzen zu machen im Stande wäre. Das ist recht gut. Es kann vielleicht in der Natur des Menschen gegründet seyn. Es kann vielleicht Geschöpfe geben, die mit solchen unglücklichen Anlagen geboren sind. Aber hoffentlich wird es ihrer nur wenige geben.

Und

Und dieſe Seltenheiten ſind nicht für das Schauſpiel, am wenigſten für die ernſthafte Gattung deſſelben.

Tauſend Dinge geſchehen in der Welt, von denen ſich kaum eine hinreichende Urſache angeben läßt. Aber dieſe Dinge ſind von dem Theater ausgeſchloßen. Die vernünftige Welt hat ſich vereinigt keine Wunder mehr zu glauben, und auf der Bühne iſt alles ein Wunder, wovon wir die Urſachen und Triebfedern nicht auf das allerdeutlichſte erkennen können.

Ein alter Weltweiſe hat behauptet, die Poeſie ſey philoſophiſcher als die Geſchichte. Ohne Zweifel. Dieſe zeichnet die Facta auf, wenn ihre Wahrheit unbezweifelt iſt, ſie mag die Urſachen derſelben angeben können oder nicht. Der erſtern iſt an den bloßen Reſultaten nichts gelegen. Die erſte Bedingung der Wirkung, die ſie hervorbringen will, iſt höchſte Wahrſcheinlichkeit, und den höchſten Grad der Wahrſcheinlichkeit hat eine Handlung nur dann, wenn wir ſie gleichſam aus ihren erſten Elementen entſtehen ſehn.

Eben ſo iſt es auch mit den ſeltſamen Charakteren, welche alle Jahrhunderte nur einmal geboren werden. Sie ſind nirgends an ihrem Platz, als in dem Poßenſpiel, wo auch das Unwahrſcheinlichſte ergötzt und belacht wird. Aber in einem ernſthaften, zum Unterricht beſtimmten Werk, ſollten ſie, als Hauptperſonen wenigſtens, niemals erſcheinen.

Ein ſeltſamer Charakter oder Gemüthszuſtand kann nur durch die Verbindung mehrerer ſeltſamen Begebenheiten nützlich werden. Gelingt es dem

Dichter ein wahrscheinliches Gewebe solcher Begebenheiten zu spinnen, welche alle nothwendig seyn und den gegebnen Charakter zu einem nothwendigen Resultate haben müssen, so hat er ihn dadurch dichterisch wahr gemacht. Taßo's Gemüthszustand ist dem Wahnwitze ähnlich. Er ist also höchst einzig, und er hätte weit mehr Vorbereitung und eine ganz andre Verbindung von Begebenheiten erfordert, als diejenige, welche wir in dem gegenwärtigen Schauspiel finden.

Aber hier zeigt sich der Vorzug des Romans in Schilderung und Darstellung des Charakters. Bedächtig und langsam kann der Romanendichter von allen Seiten den Vorrath herbeyschaffen, den er zur Errichtung seines Gebäudes braucht. Was uns in diesem Schauspiel unwahrscheinlich und räthselhaft scheint, hätte der vielleicht klar und wahrscheinlich gemacht, der Taßo's Leben von seiner Jugend an verfolgt und bis auf die Zeiten fortgeführt hätte, in denen unser Drama spielt.

Taßo's Charakter scheint uns also weder interessant, noch unterrichtend zu seyn. Nicht interessant: weil die hervorstechendste Seite desselben zurückstößt, alle Sympathie zerstört und selbst das Mitleiden unmöglich macht; weil er nicht blos lästig, sondern oft selbst lächerlich ist, und weil es unmöglich ist, sich ernsthaft für einen Menschen zu interessiren, dessen größte Leiden in Träumen bestehn, mit denen er seinen Kopf muthwilliger Weise zu erfüllen sucht. — Nicht unterrichtend: weil ihm der innere Zusammenhang und die Wahrscheinlichkeit

fehlt,

fehlt, ohne welche keine poetiſche Fiction unterrichten kann.

Dieſer Charakter hat aber noch überdieſes einen unangenehmen Einfluß auf das ganze Stück. Er verbreitet ein zweydeutiges Licht über den Charakter der übrigen Perſonen deſſelben. Er macht uns zweifelhaft in dem Urtheil, das wir über ihre Handlungen und Geſinnungen fällen ſollen.

Neue Unbequemlichkeit der eingeſchränkten dramatiſchen Form. Die Nebenperſonen haben zu wenig Gelegenheit zu handeln und ihre Geſinnungen in einem unzweydeutigen Lichte zu zeigen. Sie treten nicht genug hervor; wir können ſie nicht ſcharf genug in die Augen faßen. Wenn wir nun einen aus ihrer Mitte ſie mit ſolcher Zuverſicht, Schurken und Verräther nennen hören, ſo wißen wir manchmal doch nicht recht, ob er Glauben verdient oder nicht. Wir glauben am Ende doch, Taßo habe zwar Unrecht aus dem, was er ſieht und hört, die Folgen zu ziehn, die wir ihn ziehen ſehn. Aber vielleicht ahndet er doch ſo unrecht nicht. Vielleicht verfährt man doch nicht ehrlich gegen ihn; und die Gewebe der Bosheit, die wir ſelbſt zwar nicht deutlich ſehn, ſind vielleicht ſeinen Augen weniger verborgen, als den unſrigen.

Wenn wir alſo gleich wiſſen, daß Taßo alles übertreibt und durch die gefärbten Gläſer ſeines Mißtrauens betrachtet, ſo bleiben wir dennoch, bey den unbeſtimmten Geſinnungen der Mithandelnden ungewiß, ob er nicht wenigſtens einigen Grund zu ſeinen traurigen Vermuthungen habe. Ein Mann

ſpielt in einer fremden Geſellſchaft. Ein andrer tritt zu ihm und warnt ihn einmal über das andre gegen die Betrügereyen ſeiner Mitſpieler. Keiner von beyden kennt ſie, oder ſieht ihre Karten. Aber laßt jenen verlieren und er wird ſchwören, betrogen zu ſeyn. Er wird es vielleicht auch Andern glaublich machen, und ſeine Mitſpieler können Betrüger oder ehrliche Leute ſeyn, wir wiſſen keines von beyden genau.

Es iſt wahr. Von hundert Menſchen, mit denen wir umgehn, kennen wir kaum einige wenige, und ſelbſt dieſe nicht von allen Seiten, nicht vollſtändig. Es giebt nur wenige Zeitpunkte in dem Leben eines Menſchen, in denen er ſeinen ganzen Charakter enthüllt, und in dieſen haben wir nicht immer Gelegenheit ihn zu beobachten. Die meiſten Charaktere bleiben uns daher ungewiß. Ueber viele wagen wir gar nicht zu urtheilen, über viele urtheilen wir falſch. — Aber gereicht dieß dem dramatiſchen Schriftſteller zur Entſchuldigung? Soll er nicht vielmehr der Unvollſtändigkeit unſrer Erkenntniß abhelfen? Soll er nicht mehr thun, als die Natur? Er ſuche aus einem ganzen Leben den Zeitpunkt heraus, wo ſich die verborgenſten Falten eines Herzens enthüllen. Er laße ihn entſtehn, wenn er ſich nicht von ſelbſt anbietet; er löſe alle Zweifel des Zuſchauers; er berichtige ſeine Einſicht in das menſchliche Herz; und verſchaffe ihm ſo den Unterricht, welcher der letzte und höchſte Zweck der ganzen Dichtkunſt iſt.

Zumal der ernſthaften Gattung. Hier ſey kein Charakter unentſchieden und zweifelhaft. Alle können

nen und ſollen freylich nicht auf gleiche Weiſe entwickelt werden; nicht aus ihren erſten Gründen, nicht von allen Seiten. Aber diejenige Seite, welche in der Handlung mitwirken, welche dienen ſoll, den Hauptcharakter herauszuheben, ſey ganz ſichtbar, unzweydeutig und klar.

Wollte man ſagen, da in Taßo's Charakter Mißtrauen und Argwohn die Züge ſind, welche am meiſten heraustreten ſollen, ſo mußte der Dichter die Denkungsart der Mithandelnden in ein zweydeutiges Licht ſtellen, damit jener Gelegenheit hatte, ſie nach ſeiner Weiſe zu beurtheilen, und da etwas Schlimmes zu ſehn, wo auch das Gute nicht deutlich war. Wollte man dieſes ſagen, ſo würden wir zwar zugeſtehn, daß die Handlungen und Geſinnungen der Nebenperſonen ſo beſchaffen ſeyn müßen, daß ſie in den Augen des Mißtrauiſchen einer doppelten Auslegung fähig ſind; aber der Zuſchauer muß wißen, und wenigſtens vor dem Ende des Stücks erfahren, was er von allen dieſen Leuten zu denken hat.

Man laße den Taßo eine Anlage zum Mißtrauen haben; aber Antonio ſey redlich, Leonore ſey uneigennützig. Beyde ſollen vereint ſeyn, ſein Beſtes zu wollen, und ihm die Zufriedenheit zu verſchaffen, die ihm fehlt und die er ſich ſelbſt durch ſeine Grillen raubt. Durch eine unglückliche Verkettung der Umſtände aber ſollen alle ihre Bemühungen einen Anſtrich von Eigennutz bekommen, welcher Taßo's Mißtrauen erregt, deſſen Unwahrheit aber der Zuſchauer wohl erkennt. Jener urtheilt

zwar ungerecht, aber ohne seine Schuld; und wenn sein unrichtiges Urtheil die Veranlassung seines Unglücks und seiner Leiden wird, so werden wir ihm unser Mitleid unmöglich versagen können. Nun setze man noch, daß der Knoten sich endlich löst, daß der Schleyer, der die Augen des jungen Dichters verdunkelte, fällt, daß er die Redlichkeit seiner Freunde einsieht, daß er durch diese Entdeckung von allem Mißtrauen geheilt wird, und — oder wir irren uns sehr — das Stück wäre interessanter und unterrichtender geworden.

Nun aber wissen wir nicht recht, was wir von Antonio, nicht recht, was wir von Leonore Sanvitale denken sollen. Jener, ein gewandter Geschäftsmann, der Vertraute seines Fürsten, von diesem nach einer glücklich geendigten Unterhandlung mit ofnen Armen empfangen, schmollt über einen Kranz, mit dem die Damen den jungen Dichter beym Spatziergehen, gleichsam scherzend gekrönt haben. Er läßt ihm gleich merken, daß er diesen Kranz lieber auf seinem Haupte sehe; daß er ihm dieses Ehrenzeichen und die Gunst der Damen, die ihn damit beehrten, mißgönne. Nach seinem Zwist mit dem Dichter, in seiner Unterredung mit dem Fürsten, scheint er diesen zur Bestrafung des von Taßo begangenen Verbrechens aufzufordern. Aber sobald ihm Alphons zeigt, daß er besser gethan haben würde, den jungen Menschen zu leiten als mit ihm zu zürnen; sobald er ihm sagt, daß er den Frieden wieder hergestellt wünsche, scheint er sein Unrecht einzusehn:

Ich

Ich bin beſchämt, ich ſeh' in deinen Worten,
wie in dem klarſten Spiegel, meine Schuld!
Gar leicht gehorcht man einem edeln Herrn,
der überzeugt indem er uns gebietet.

Als was ſpricht hier Antonio? Als Hofmann, der immer findet, daß ſein Herr recht hat, wenn er auch gleich in ſeinem Herzen vom Gegentheil überzeugt iſt; oder als Mann von Charakter, den die Leidenſchaften zwar in Irthum führen können, der aber ſeinen Irthum gern erkennt, wenn er eines Beſſern belehrt wird? Und wo wird uns dieſer Zweifel gelöſt? Dauert er nicht vielmehr das ganze Stück hindurch? Was Antonio als ehrlicher Mann zu thun ſcheint, kann er eben ſo gut als Höfling thun, weil ſein Herr es befiehlt? Auf der andern Seite iſt er nirgends weder unbillig noch ungerecht; aber er iſt auch nicht edel und großmüthig. Seine wahren Geſinnungen in Bezug auf Taßo bleiben uns aber immer zweifelhaft, und die letzte Scene, worinne es beynahe ſcheint als habe der Dichter zum Beſten ſeines Charakters entſcheiden wollen, iſt zu ſtürmiſch, als daß ſie unſern Zweifel auf einmal heben und uns auf einmal aus unſrer Ungewißheit ziehen könnte.

Ein ſehr ſchöner, höchſt intereſſanter und vortreflich gezeichneter Charakter hingegen iſt der Charakter der Fürſtinn. Ihn ſcheint der Dichter mit der größten Liebe bearbeitet, und ihn der meiſten Sorgfalt gewürdigt zu haben. Er iſt von einer überzeugenden Wahrheit, denn nichts in demſelben

iſt uns dunkel, nichts unbeſtimmt oder räthſelhaft. Jede ihrer Handlungen, jedes ihrer Worte zeigt ihn uns ganz und rein. Wir werden bis auf die erſten Quellen deſſelben zurück geführt; wie er nach und nach entſtand, wie er ſich nach und nach bildete. Wir erfahren und glauben alles mit der feſteſten Ueberzeugung, weil durchaus die reinſte Harmonie, die vollkommenſte Verbindung herrſcht. Jedes Glied greift in das andre, jedes iſt Wirkung und Urſache, und wir ſehen alle dieſe einzelnen Glieder vor uns.

Von dem erſten Auftritte bis zum letzten iſt ſie ſich vollkommen gleich. Eine warme Freundinn, eine zärtliche Schweſter, eine geſchmackvolle, empfindſame Frau. Reich an Kenntniſſen, wie an Beſcheidenheit; voll Anmuth und Würde; theilnehmend, geduldig, ſanft und liebreich. Von einem Manne geliebt, der niemand liebt, niemanden vertraut und die ganze Welt mißkennt.

So viel von den Charakteren. Es bleibt uns noch von der Ausführung zu reden übrig.

Der Beſchluß folgt im nächſten Stück.

IV.

Poetiſche Verſuche von Gottlieb Conrad Pfeffel, Heſſen-Darmſtädtiſchen Hofrath. Erſter Theil 190 S. Zweyter Theil 204 S. in 8. Baſel, bey Wilh. Haas, dem Sohn.

Die Zeit der dämmernden Cultur iſt die Zeit der Sentenzen und Sittenſprüche. Der Wilde bedarf keiner Vorſchriften zur Einrichtung und Führung ſeines Lebens. Inſtinkt und Sinnlichkeit ſind die einzigen Regeln, denen er folgt; und Bedürfniß oder Willkühr der einzige Grund, den er von ſeinem Thun und Laßen anzugeben weiß. Aber indem die bürgerliche Geſellſchaft ſich vergrößert, indem der Verkehr unter den einzelnen Gliedern derſelben häufiger, ihr Leben thätiger und ihre Geſchäfte verwickelter werden, fangen die Menſchen an ein Verlangen nach gewiſſen Regeln zu fühlen, welche ihnen in einer ganzen Klaſſe ähnlicher Fälle zur Richtſchnur ihres Verhaltens dienen mögen. Jede ſolche Regel wird, wenn ſie deutlich ausgedrückt worden, als ein Schatz angeſehn, welcher dem Finder um deſto größern Dank erwirbt, da er jedermann mitgetheilt werden kann, ohne ſich durch dieſe Mittheilung zu verringern, oder von ſeinem

Werth zu verlieren. Wer nur einige solcher Regeln erfand, ward als ein Wohlthäter seines Volkes angesehn; und wer nur einmal in seinem Leben die Beruhigung gefühlt hat, welche die deutliche Erkenntniß eines Satzes verschaft, den man bisher nur dunkel ahndete, der wird diese Dankbarkeit eines unwissenden Volks mit Ehrfurcht betrachten, und den sieben Weisen Griechenlands, mit ihren kurzen und wenigen Sentenzen, ihren Namen und ihren Platz mit voller Ueberzeugung zugestehn.

Die äsopische Fabel ist ein allgemeiner, für das menschliche Leben wichtiger Satz, in der Anwendung auf einen besondern Fall. Ihre Erfindung fällt in das Zeitalter der Sittensprüche; in das Zeitalter, wo der Verstand das Reich der Sinnlichkeit, welche bisher unumschränkt geherrscht hatte, immer mehr einzuschränken, und für sich selbst ein Eigenthum auf ihrem Boden zu gewinnen suchte. Eine allgemeine Regel, so bestimmt sie auch immer ausgedrückt seyn mag, nützt doch nur eigentlich dem, der sie schon in einzelnen Fällen geahndet und ihre Möglichkeit und Nothwendigkeit gefühlt hat. Indem dieser die einzelnen Fälle, die sein Gedächtniß ihm darbietet, durchläuft, und in ihnen gleichsam die Belege zu der Wahrheit findet, welche der allgemeine Satz ihn lehren soll, so wird er diese Wahrheit höchst anschaulich erkennen, da sie sich auf seine eigne Erfahrungen gründet, welche er aber noch nicht auf einen einzigen Punkt hinzuführen im Stande gewesen war. Aber gesetzt, diese Erfahrungen wären nicht voraus gegangen,

gen, und wir kennten, weder in unserm Leben, noch in dem Leben derer, die uns zunächst sind, keinen besondern Fall, in welchem die Elemente jenes allgemeinen Satzes enthalten wären, wie wird sie uns dann zur Anschauung gebracht, wie wird uns dann die Ueberzeugung abgenöthigt werden?

Ohne Zweifel zuerst auf die Weise, daß Anderer Erfahrung die unsrige ersetze, und uns diejenigen Fälle an die Hand gebe, die wir selbst zu sammeln keine Gelegenheit fanden. Dieses that die Ueberliefrung in den ältesten Zeiten, und die Geschichte in den unsrigen. Aber ist auch die Ueberzeugung, welche wir durch dieses Mittel erhalten, immer vollständig genug? Ist sie nicht in den mehresten Fällen nur halb, nur mangelhaft? Giebt es nicht eine Menge Begebenheiten und Handlungen, welche bey aller anscheinenden Aehnlichkeit, dennoch für die Moral ganz verschiedene Resultate geben? Ist nicht die Mannichfaltigkeit der Ursachen und Nebenumstände, durch welche sie modifizirt werden, beynahe unendlich? und wie viel Handlungen giebt es wohl, bey denen man alle diese kleinen für das Resultat so wichtigen Bestimmungen angeben kann? Die Anzahl der Fälle, aus welchen ganz unwidersprechliche und jedem brauchbare Wahrheiten folgen, wird also außerordentlich eingeschränkt seyn; und es werden sich deren nur sehr wenige finden, welche selbst einem leidenschaftlichen Gemüth — und hier sollte sich doch ihre Kraft am meisten bewähren — Ueberzeugung abnöthigen und ihm keine Ausflüchte übrig lassen.

Was

Was aber das menſchliche Leben nur ſparſam darreicht, das bietet uns die Einbildungskraft in vollem Maaße dar. Das erſte und einfachſte Mittel, das ſie der Philoſophie hiezu in die Hände gab, war die äſopiſche Fabel. Sie ſollte die Mängel der Erfahrung erſetzen; ſie ſollte Ueberzeugung abzwingen. Hiezu bedurfte es einer einfachen, in ſich ſelbſt beſtehenden Handlung, deren Nothwendigkeit jedermann fühlen mußte. Denn nur dieſe Nothwendigkeit der Handlung konnte die vollkommenſte Ueberzeugung hervorbringen. Was war hiezu geſchickter als die Handlungen der Thiere, oder überhaupt der unvernünftigen Weſen, ſo bald ſie nur einige Kräfte zu haben und dieſe zu äußern ſchienen? Eben ſo wie die Menſchen ſchienen ſie nach Plan und Abſicht zu handeln; aber in ihren Handlungen war weniger Willkühr als in denen der Menſchen; ſie waren alſo beſtimmter und nothwendiger. Die Sprache war das einzige, was ihnen zu vernünftigen Weſen zu fehlen ſchien. Der Menſch lieh ihnen die ſeinige, eben ſo wie er ihnen in analogen Handlungen ſeine Geſinnungen und Abſichten lieh.

Dieſe Erfindung bot die mannichfaltigſten Vortheile dar. Wir wollen nur einen derſelben berühren, weil man ihn am wenigſten zu bemerken pflegt. Die Fabel iſt beſtimmt, vermittelſt der Einbildungskraft auf den Verſtand zu wirken. Weder die Leidenſchaften, noch auch ſelbſt die Sympathie ſoll erregt werden. Der Verſtand ſoll frey und ungeſtört urtheilen. Aber je näher ein Geſchöpf

uns

uns verwandt iſt, deſto gröſſer iſt die Sympathie mit demſelben und deſto gröſſer das Intereſſe, das wir an allem nehmen, was es betrift. In jedem Fall, wo die Vortheile verſchieden geſinnter und verſchiedenartiger Menſchen einander entgegen ſtehn, ſind wir geneigt, die Parthie desjenigen zu ergreifen, welcher uns am Charakter am ähnlichſten iſt; und wir pflegen dieſes mit deſto gröſſerer Lebhaftigkeit zu thun, jemehr wir gewohnt ſind, nach dunkeln Gefühlen, nicht nach deutlicher Einſicht zu urtheilen; und auf der andern Seite fällt unſer Urtheil um deſto billiger aus, je gleichgültiger uns die ſtreitenden Partheyen ſind. Mit einem Worte alſo: Die Einführung der Thiere und andrer unvernünftigen Weſen hat den wichtigen Nutzen, daß ſie die Einbildungskraft zum Vortheil des Verſtandes beſchäftigt, ohne auf der andern Seite, wie menſchliche Erzählungen thun würden, ihn durch die Partheylichkeit der Leidenſchaften irre zu führen.

So diente die äſopiſche Fabel lange Zeit den ſchwachen Verſtand der ſinnlichen Menſchen zu leiten, ihre Ideen aufzuklären und zu berichtigen. Eine glücklich erfundene Fabel, in dem rechten Augenblicke vorgetragen, wirkte mächtiger auf ihren Willen, als die ſtärkſten Gründe vermocht hätten. Auch wurden die meiſten bey wirklichen Vorfällen des Lebens gedichtet. Aber nach und nach gewann der Verſtand die Oberhand über die Einbildungskraft. Philoſophen, Redner und Sophiſten nahmen die Stelle der Dichter ein. Was dieſe einfältig und leicht entſchieden hatten, verwirrten jene,

indem

indem sie mehr um ihrer selbst, als um der Sache, mehr um ihres Ruhmes als um der Wahrheit willen untersuchten und sprachen. Die Angelegenheiten des Lebens selbst wurden immer verwickelter, und der Fälle immer weniger, welche man auf einzelne Sätze zurückführen und aus diesen entscheiden konnte. So kam die äsopische Fabel, als moralisches Zwangsmittel, nach und nach außer Gebrauch, und sie nahm höchstens noch einen Platz in der Rhetorik unter den Verzierungen der Rede ein. Zuletzt bemächtigten sich ihrer die Schulen und brauchten sie als ein Spielwerk für Knaben, wobey sie die Anfangsgründe der Redekunst beyläufig lernen könnten.

Alle die Ursachen, welche in der alten Welt den Gebrauch der äsopischen Fabel aufhuben, dauerten in den neuern Zeiten nicht nur fort, sondern sie vermehrten sich noch. Indeß, da man die Erfindungen des Alterthums wieder aufleben ließ, und eine neue Schöpfung nach einem alten Plane begann, kam auch die Reihe an diese Gattung der Poesie. Sie ward, so wie alle Zweige der Dichtkunst, ein Gegenstand des Vergnügens, und an ihren Nutzen ward fast nicht mehr gedacht. Was entstand aber daraus? Man vergaß das Wesentliche der Fabel und setzte ihren Werth in das Zufällige. Man vernachläßigte die Erfindung oder lieh sie von Andern, und man war desto sorgfältiger in dem Vortrag, in den Zierrathen, in den beyläufigen Einfällen. Eine Menge außerwesentliche Dinge wurden mit eingemischt, um auch den erwachsenen Leser zu unterhalten,

ten, dem die Simplicität der äsopischen Erzählung unschmackhaft gewesen wäre — oder der sich wenigstens überredete, sie unschmackhaft zu finden, nachdem La Fontaine eine Gattung des Vortrags aufgestellt hatte, deren mannichfaltige Reize nur allzu geneigt machten, sie als das einzige und unwandelbare Muster des Vortrags in der Fabel anzusehn.

Keine Manier kann als Muster dienen, und La Fontainens Nachahmer fuhren sich insgesamt auf den Syrten des falschen Witzes, der erkünstelten Naivetät und Einfalt fest. Dieselben Erfindungen wurden bis zum Ekel wiederholt; und auch diejenigen, welche selbst zu erfinden wagten, schadeten größtentheils dem Eindruck, den ihre Erfindungen machen sollten, durch das Gewand, in das sie dieselben zu hüllen pflegten. Das Beyspiel der Franzosen ward auch die Regel der Deutschen; aber glücklicherweise war die komische Sprache noch so wenig in Deutschland gebildet, daß man die Nachahmung La Fontainens sehr frühzeitig aufgeben mußte. Dennoch würden Hagedorn, Gellert und Lichtwehr in einer Menge Fabeln kürzer und energischer gewesen seyn, wenn ihnen nicht immer das verführerische Muster des Franzosen vor Augen geschwebt hätte.

Aber der nüchterne Deutsche hält sich immer der Mittelstraße nah, und dann kehrt er leichter zu der Wahrheit zurück. Ganz konnte er das Wesen der Fabel nicht verkennen; immer konnte er nicht blos Nachahmer seiner Nachbarn bleiben. Lessing rief, wo nicht zuerst, doch am lautesten auf den

wahren

wahren Weg zurück. Durch vortrefliche Lehren, und nicht minder vortrefliche Beyspiele zeigte er, wie man auch noch jetzt in der äsopischen Fabel neu, nützlich und unterhaltend werden könne; seine Lehren fanden Eingang und mehrere gute Köpfe in Deutschland sind mit Glück auf der von ihm gezeichneten Straße fortgeschritten, die zwar nicht ganz die Straße des alten Phrygiers ist, aber sich ihr doch so sehr nähert, als die große Verschiedenheit seines und unsers Zeitalters erlaubt.

Unter den Fabulisten Deutschlands wird Herr Pfeffel schon längst als einer der vorzüglichsten genannt, und mehrere seiner Fabeln sind in dem Munde aller Leute von Geschmack. Sie verdienen diesen Vorzug aus mehr als einem Grund. In dieser Gattung der Dichtkunst, in welcher es beynahe zur Gewohnheit geworden ist, die alten Erfindungen zu nutzen, ist es kein geringes Verdienst original zu seyn, und fast durchgehends so glücklich original zu seyn, als Hr. Pfeffel es ist. Die Erfindung der meisten Fabeln dieser zahlreichen Sammlung gehört dem Verf. eigenthümlich, und diese Erfindungen haben wiederum ein ganz eignes Gepräge. Wenn wir sagten, daß eine richtige Philosophie in ihnen herrsche, daß die in ihnen enthaltnen Wahrheiten wichtige Lebensregeln, brauchbare Erfahrungssätze sind, daß diese Sätze natürlich und ungezwungen aus der Erzählung fließen; daß endlich die Erzählung selbst angenehm und unterhaltend ist, so würden wir nichts sagen, was auf jeden guten Fabulisten nicht weniger als auf Hrn. P. passen würde.

würde. Aber dieser weiß seinen Fabeln noch ein eignes Interesse zu geben; ein Interesse, welches aus dem Wohlwollen gegen den Verfasser entspringt, und welches er seinen Lesern unvermerkt abzunöthigen weiß. Man fühlt es bey mehrern seiner Fabeln, daß sie eben so sehr Kinder seines Herzens als seines poetischen Genius sind, und daß er selbst lebhaft von den Wahrheiten durchdrungen war, die er vorträgt. Diese Wahrheiten selbst sind größtentheils von der Art, daß sie schon an sich ein großes Interesse für jeden fühlenden Menschen haben, und daß man sie niemals ohne Vergnügen mit neuen Beyspielen belegen sieht, so sehr man auch immer schon von ihnen überzeugt seyn mag. Die Würde der Freundschaft, das Glück der Freyheit und Unschuld, die Freuden eines stillen und unbemerkten Lebens, der Werth der Kunst sich in sein Schicksal zu finden, alles dieses sind Gegenstände, die von den Weisen und Dichtern aller Zeiten als vorzüglich wichtig abgehandelt worden sind; die man aber niemals überdrüßig wird, durch gute Köpfe von neuem abhandeln zu hören, sobald uns diese darzuthun wissen, daß sie selbst daran glauben, und sie selbsten fühlen. Wer kann die vortrefliche Fabel: Der Dogge (1. Th. 145.) lesen, ohne eine sanfte Rührung und ohne Wohlwollen gegen ihren Verfasser zu empfinden? Welche herrliche Wahrheit!

Glaube mir —
Die Kunst, die Ketten, deren Last wir fühlen,

zu brechen, ist oft lange nicht so schwer,
als die, damit zu spielen.

Einen ähnlichen Eindruck machte die Lehre aus der Taube und dem Papagey auf uns, (1. Th. S. 36.)

Das Täubchen sprach: ich danke dir!
Der Schmerz ist nun mein Loos auf Erden;
und du — du bist, vergieb es mir,
zu glücklich, um mein Freund zu werden.

Vorzüglich schöne und interessante Fabeln, welche die angeführte Eigenschaften in einem hohen Grade besitzen, scheinen uns folgende zu seyn. Der Pommer und der Kater. 1. Th. 33. S. Der Pavian und der Pudel. 1. Th. 56. S. Der Schmetterling und die Biene. 1. Th. 61. S. die wir ihrer Kürze wegen ganz hieher setzen.

Die Biene ließ dem Schmetterling
einst ihre fetten Speicher sehen.
Schön, rief der bunte Gast; doch muß ich dir gestehen
ich tausche nicht mit dir. »Warum nicht, dummes Ding!
Was hast denn Du? Laß sehn, wir wollen inventiren:
Ich hab' ein volles Haus.« — Und ich — nichts zu verlieren.

Die Dryas. 1. Th. 103. S. Der Knabe und sein Vater. 1. Th. S. 104. Der Wolf und der Löwe. Th. 1. S. 155. Die Krücken.

cken. Th. 2. S. 51. Der Cocosbaum. Th. 1. S. 71.

Die mehresten der hier angeführten Fabeln verdienen in jeder Rücksicht als Meisterstücke dieser Gattung genannt zu werden; wir aber zeichneten sie eigentlich nur in der Absicht aus, um auf das Interesse aufmerksam zu machen, welches die darinne enthaltenen Wahrheiten einflößen, und als Beyspiele von dem Talent des Verfassers seinen Werken die Teintüre seines Geistes zu geben. Eine Menge anderer Fabeln verdienen in andrer Rücksicht das Lob der Vortreflichkeit. Wir überlassen es unsern Lesern diese selbst aufzusuchen, und erlauben uns hier nur noch eine Anmerkung, welche sich nicht auf den poetischen Werth der Fabeln, sondern auf einige in ihnen vorgetragne Sätze bezieht. Ein Lieblingsthema des Verfassers ist Unterdrückungsgeist der Großen, Sklaverey der Kleinen. Er hat diesen Gegenstand in einer Reihe von Fabeln, und, wie es scheint, mit ganz vorzüglicher Theilnahme abgehandelt. Er schränkt sich dabey nicht blos darauf ein, Haß gegen wirkliche Unterdrücker und Despoten einzuflößen, ein Haß, der jedem natürlich ist, der die Rechte der Menschheit ehrt — sondern er thut bey jeder Gelegenheit Ausfälle auf die Fürsten überhaupt, und greift auch diejenigen Rechte derselben an, die ihrem Ursprunge nach freylich nur Rechte der Anmaßung, aber nun endlich so verjährt sind, daß weder die Fürsten geneigt gemacht werden können, dieselben fahren zu lassen, noch auch die Unterthanen einen reinen Vortheil ziehen würden,

wenn sie wieder in den Besitz derselben gesetzt werden sollten. Warum soll man, auf diese Art der Despotie, aufmerksam zu machen suchen, die nicht der Person und dem Willen des Fürsten, sondern seinem Stand und seiner durch die Vorfälle mehrerer Jahrhunderte bestimmten Lage anzuhängen scheint? eine Despotie, die man weit besser den Augen der Unterthanen verbirgt, weil sie niemanden drückt, als wem sie gezeigt wird. Wäre es der menschenfreundlichen Weisheit eines Pfeffels nicht würdiger, diese Arten von Uebel erträglicher vorzustellen, und statt der Bitterkeit gegen die Grossen, wo nicht Wohlwollen, doch wenigstens Gleichgültigkeit gegen sie einzuflößen? mit einem Wort die Lehre zu predigen, daß die Kunst seine Ketten zu tragen und sie durch Gleichmuth zu erleichtern, weit größer und weit nothwendiger ist, als die Kunst sie zu brechen.

Doch wir wollen mit Hrn. Pfeffel nicht über das rechten, was er hätte thun können, statt ihm für das zu danken, was er wirklich gethan hat. Wir bitten unsre Leser dieser kleinen Ausschweifung wegen um Verzeihung, und kehren auf unsern Weg zurück. —

Im Vortrag scheint sich unser Dichter die Manier des Phädrus zur Nachahmung vorgesetzt zu haben. Er ist leicht und der Prose fast immer so nah, als es der Zwang des Sylbenmaßes und Reims erlauben wollte. La Fontainens witzige Abschweifungen und La Mottes kalte Deklamationen hat er auf gleiche Weise zu vermeiden gesucht.

Er

Er ist fast durchgehends ernsthaft und edel. Nur hin und wieder entschlüpft dem Verf. ein komisches Beywort, ein burlesker Ausdruck. Er entschlüpft ihm — denn Hr. Pf. scheint es gefühlt zu haben, daß sein Genie für das Komische nicht gemacht ist, und er scheint es öfterer vermieden als gesucht zu haben. Die komischen Wendungen und Ausdrücke, die er sich zuweilen erlaubt, sind ihm auch, die Wahrheit zu gestehn, selten geglückt. In der Erzählung, Sylla und der schlechte Dichter, ist der ganze Ton burlesk; aber Hrn. Pfeffels Muse weiß sich in diese Tracht nicht recht zu schicken. Verse nach Schock und Pfunden machen versteht man nur zur Noth. Ein Lied für tausend Ewigkeiten dürfte nur in den Liedern des Dichters vorkommen, den der Verf. besingt. In nakter Pracht dastehn, und das Mondkalb der Musen ist beydes nicht in dem besten Geschmack. So sind auch die Fabel der Roskäfer (Th. 1. S. 71.) die Schnepfen (Th. 1. S. 123.) und noch einige andere nicht komisch, sondern platt.

Doch, wie gesagt, Flecken dieser Art finden sich nicht so häufig in der vor uns liegenden Sammlung, daß das Vergnügen der Lektüre wesentlich dadurch gestört würde. Der Verf. ist von der edeln Absicht zu belehren und von der Wichtigkeit seiner Moralen jederzeit so voll, daß ihn dieses nicht nur in einer ernsten Stimmung erhält, sondern er sich auch alle Ausschweifungen streng untersagt, und alles vermeidet, was nicht unmittelbar zu dem

Ziele führt. Daher sind die meisten seiner Fabeln, bey aller Nüchternheit der Sprache, weit lebhafter als die Fabeln manches Dichters, der blos auf Lebhaftigkeit arbeitete, aber diese nicht sowohl in den wesentlichen Theilen der Fabel, als vielmehr in dem Ausdruck, den Zierrathen, suchte. In den meisten Erzählungen unsers Dichters geht die Handlung einen raschen Gang, und dieses, so wie die Simplicität seiner Sprache und die Eigenthümlichkeit der Worte, befördert die abgezielte Wirkung, die anschauende Einsicht ungemein. Diese letzte Eigenschaft, so einen nothwendigen Bestandtheil von dem Charakter eines guten Dichters sie ausmacht, verdient in unsern Zeiten dennoch als eine vorzügliche Tugend bemerkt zu werden. Die Dichtkunst, die göttlichste aller Künste, ist vielleicht noch niemals so sehr als ein Handwerk angesehen worden als itzt. Dichten, heißt bey den meisten nichts weiter als Verse machen, und Versemachen nichts weiter als einen gewissen abgemeßnen Raum mit Worten anfüllen, die Worte mögen Unsinn, und ihre Verbindung lateinisch, griechisch oder französisch seyn; was liegt daran? Die Sprache muß nachgeben und sollte sie am Ende gar aufhören eine Sprache zu seyn. — Nur selten hat ihr unser Dichter Gewalt angethan; nur selten dem Reim und dem Sylbenmaas das eigenthümliche Wort oder die Gesetze der Syntax aufgeopfert. Nur selten — aber doch zuweilen. Die erste Erzählung im dritten Buch, die Freundschaft, ist vielleicht das einzige Stück in der ganzen Sammlung, worinne

inne mehrere Unrichtigkeiten der Sprache und des Ausdrucks auf einander folgen.

Prinz Ganymed und sein Pokal
Bekamen ein Paar starke Rollen.

Eine Rolle, die der Pokal spielt, ist für diesen Ton etwas kühn, und sie bekamen auch die Rollen nicht, die sie wirklich schon spielten. Beyde spielten eigentlich auch nur Eine Rolle, nicht ein Paar.

Auch wies der Nektar seine Kraft.

für bewies ist gemein.

Die Damen hörten auf zu schmollen.

Es war keine Beleidigung vorgefallen — wenigstens sagt uns der Dichter nichts davon — und dennoch schmollen die Damen? Es scheint der Dichter habe sagen wollen: Selbst die ernsthaften und sittsamen Olympierinnen wurden gutes Muths, —

Und Zevs von Wonne hingerafft.

hinraffen eigentlich dahinraffen sagt man nur vom Tode. — Und küßte sie nach aller Dauer ist eben so undeutsch als unpoetisch. Wenigstens ist nach aller Dauer ein Provinzialismus, den wir nicht kennen.

Herr Momus naht von seiner Lauer.

ſtatt: von ſeinem Sitz, wo er auflauert. Aber Lauer iſt immer die Handlung des Auflauerns, nicht der Ort. Man ſagt: auf der Lauer ſeyn, wie: auf der Jagd ſeyn; aber nicht: Er beſtieg, er betrat die Lauer. — Ueberdieß ſieht man gar nicht ein, warum Momus aufſtehn muß, um den folgenden Vortrag zu thun. Er naht ſich im Kreis iſt in mehr als einer Rückſicht falſch; im Kreis ſteht für in den Kreis und er naht ſich für er tritt. — Doch genug. Dieſes Stück hätte Hrn. Pf. nicht entwiſchen ſollen; und wenn mehrere Stücke in dieſer Sammlung dem gegenwärtigen ähnlich wären, ſo dürfte der Name des Verf. niemals auf dem deutſchen Parnaß genannt worden ſeyn.

Die Richtigkeit der Ideen, welche ein Dichter in uns erwecken will, hängt faſt ganz allein von der Richtigkeit des Ausdruckes ab, und der Dichter wird dieſen niemals finden, wenn er ſich nicht ſelbſt die Handlung, die er darſtellen will, vollkommen deutlich denkt. Dieß war ſchwerlich der Fall bey folgender Fabel:

Mikromegas.

Meps war an Leib und Seele klein,
und vor Begierde groß zu ſeyn
ſchon oft bald aus der Haut geſprungen.
Zuletzt fiel ihm ein Kunſtgriff ein,
der manchem Gecken ſchon gelungen:
Er ſtellte ſich auf ein Gerüſt.
O Himmel, riefen hundert Zungen,
wie groß der Mann geworden iſt! —
Geduld, ihr habt noch nichts geſehen.

bald

bald ſoll ein Rieſe vor euch ſtehen,
verſetzt er; klimmt auf einen Berg
und ſcheint nun, was er iſt — ein Zwerg.

Mops will groß ſeyn; Er ſteigt auf ein Gerüſt; wird er nun groß? Wenn er es würde, ſo müßte er ja um deſto größer werden, je höher er ſtiege. Aber wenn er auf dem Berg kleiner ſcheint, ſo dürfte ihn das Gerüſt ſchwerlich größer gemacht haben. Es iſt ſchade, daß auf den Ausdrücken größer und kleiner der ganze Sinn der Fabel beruht, und dieſe unrichtig ſind. Aber wir irren uns. Die Höhe des Bergs macht ihn nicht kleiner, ſondern ſie zeigt ihn in ſeiner wahren Geſtalt; Er ſcheint nun, was er iſt, — ein Zwerg. Wie kömmt es denn ... Doch wir trauen unſern Leſern zu, daß ſie die Fehler dieſer Erzählung ſelbſt einſehen werden, ohne daß wir ſie weiter zu analyſiren brauchen. Man ſieht wohl, was die Meynung des Dichters iſt. Mancher, will er ſagen, der in einem engen Wirkungskreis etwas vorſtellt, erſcheint in ſeiner ganzen Blöße, ſo bald er es unternimmt ſich noch höher zu verſteigen. Aber hat er dieſe Wahrheit anſchaulich gemacht? Gewiß nicht. Denn was hat er im Grunde anders gethan, als die Metapher ausführen: wer auf einer niedrigen Stufe groß ſcheint, ſcheint oft, was er iſt, wenn er auf eine höhere Stufe zu treten wagt. Aber hat er dieſe Metapher in eine wirkliche Allegorie verwandelt? Enthält nun die Erzählung einen möglichen Fall? wird die beabſichtigte Lehre anſchaulich darinne erkannt? —

Es iſt dieß nicht der einzige Fall, wo unſer Dichter die Geſetze der Allegorie vergißt, und aus ihr heraus in die Anwendung fällt. Wir wollen uns deutlicher erklären. Eine Fabel wird entweder auf Veranlaſſung einer wirklichen Begebenheit gedichtet, oder der Fabuliſt nimmt wenigſtens einen ſolchen Fall aus der moraliſchen Welt als möglich an, dem er einen andern ähnlichen Fall aus der thieriſchen Welt entgegenſetzt. In ſo fern iſt jede Fabel eine Allegorie. Die erſte und unverletzlichſte Regel der Allegorie iſt dieſe, daß ſie zwar in allen ihren Theilen dem Gegenbild, der wirklichen Begebenheit entſpreche; aber niemals einen ihrer Theile aus dieſem hernehme; ne apertis permixta ſit allegoria. Die alten Fabuliſten ſind dieſe Klippe faſt immer glücklich vorbey geſchift, da es unter den Neuern faſt keinen einzigen giebt, der ſie gänzlich vermieden hätte. Die Urſache hiervon iſt auch nicht ſchwer zu entdecken. Da jene ihre Fabeln bey wirklichen Vorfällen dichteten, und die Abſicht hatten, auf der Stelle durch dieſelben zu wirken, ſo mußten ſie dieſe Abſicht während der Erzählung, ſo viel nur möglich war, verſteckt halten, und die Gleichheit des Falls durfte erſt bey dem Schluß und nach der Vollendung des Ganzen deutlich in die Augen fallen. Der Erzählende mußte alſo ſeinen Zuhörern den Fall, in welchem ſie ſich befanden, aus den Augen zu rücken ſuchen, und dieß konnte nicht geſchehn, wenn er in ſeine Erzählung etwas von dem wirklichen Falle einmiſchte. (aperta immiſceret.) Alſo machte ſchon

das

das Intereſſe des Dichters ihm die genaue Beobachtung der Regeln der Allegorie nothwendig. — Unſre neuern Fabuliſten verfahren auf eine andre Weiſe. Sie ſtellen ſich einen wirklichen Fall gemeiniglich nur vor, oft nicht einmal recht deutlich vor, oder ſie überlaſſen es den Leſern ganz und gar ſich aus ſeiner eignen Erfahrung einen ſolchen Fall hinzuzudenken. Aber dann möchten ſie es ihm auch wieder nicht ganz überlaſſen, weil der Dichter nicht gerne mißverſtanden ſeyn möchte, und es dem Leſer vielleicht an dem nöthigen Scharfſinn fehlen könnte, um ihn ganz zu faſſen. Daher bedient er ſich oft ſolcher Ausdrücke, die aus dem wirklichen Fall hergenommen ſind, und dazu dienen ſollen, den Leſer auf den rechten Weg hinzuleiten, und oft miſcht er auch weſentliche Theile des wirklichen Falls, den er ſich denkt, mit ein. Daher kömmt es denn auch, daß in mancher Fabel außer den Namen nichts allegoriſch iſt, ſondern alles der wirklichen Welt zugehört. Mehrere Fabeln unſers Verfaſſers liegen an dieſem Fehler krank, und die wenigſten ſeiner allegoriſchen Erzählungen ſind ganz frey davon. Er will z. B. die Schädlichkeit einer übelverſtandnen Preßfreyheit darthun, und läßt einen Alchymiſten in China ein Gift erfinden, welches ſchnell und unvermerkt tödtet. Man verkauft es auf öffentlichem Markt und jeder braucht es zur Ausführung ſeiner boshaften Abſichten. Nun heißt es:

Allein, ſo hör' ich manchen fragen,
ſtellt denn die hohe Polizey

in China jedem Kekel frey
das ärgste Bubenstück zu wagen?
und warum durfte der Adept
so keck sein hölliſches Rezept
vor aller Welt zu Markte tragen?
Hierüber wäre viel zu sagen;
Kurz, es genoß zu jener Zeit
der Staat der edeln Preßfreyheit,
und Zoang wollte keinem wehren,
den dummen Pöbel aufzuklären.
So drang der Unfug weit und breit u. ſ. w.

Iſt dieſes noch Allegorie? Iſt es nicht vielmehr ſchon die Anwendung derſelben? Man ſtreiche dieſe Verſe ganz aus der Erzählung weg, und man wird finden, daß ſie dadurch gewinnen wird. Aber warum ſchob der Verf. ſie ein? Ganz gewiß aus dem oben angegebnen Grund. Er wollte ſeine Allegorie nicht der Gefahr ausſetzen mißverſtanden zu werden. Aber was ſoll man von dieſer Entſchuldigung ſagen? Wird nicht jeder Leſer von Verſtand berechtigt ſeyn dem Dichter zu antworten: Thue Du nur Deine Pflicht. Erfinde nur richtig; ſtelle nur lebhaft dar, und ſey dann unbekümmert um unſern Verſtand, unſern Scharfſinn. Wir werden deſſen genug haben, um dich nicht mißzuverſtehn. — Eben ſo, wenn der Verf. lehren will, daß es grauſam ſey, irgend einem Menſchen verjährte Vorurtheile zu entreißen, ohne die er unglücklich ſeyn würde, ſo wählt er einen Fakir zum Beyſpiel, der zeitlebens gewohnt war auf Krücken zu gehn. Ein Europäer (einen Aufklärer nennt ihn der Dichter, um ſchon

durch

durch dieſes Beywort dem Leſer einen Wink zu geben,) raubt ſie ihm. Der arme Fakir kann nun nicht von der Stelle, bis ein Bramine ſich ſeiner erbarmt und ihm ein paar neue Krücken giebt.

Hier, Freund, ſprach er, indeſſen ſie
des Armen Hände gierig faßen,
auch dieſes iſt Philoſophie,
dem, der ſie brauchet, ſie zu laſſen.

Dieß iſt die Anwendung der Allegorie, und dürfte alſo keinen Theil derſelben ausmachen, oder die Allegorie wird zur Metapher.

Wir kommen auf einen andern dieſem verwandten Fehler, den wir in mehr als einer Fabel unſers Verfaſſers bemerkt haben. Die Nothwendigkeit der erzählten Handlung, ſahen wir, war eines der Haupterforderniſſe der äſopiſchen Fabel. Sie verfehlt ihre Abſicht entweder ganz, oder ſie erfüllt ſie wenigſtens nur zur Hälfte, wenn dieſe Handlung nicht in dem Charakter der aufgeführten Weſen gegründet iſt; wenn man fragen kann: Warum kann der Eſel dieſes nicht eben ſo gut thun als der Fuchs? — Ein Fehler, welcher in den meiſten Fabeln herrſcht, die eine blos menſchliche Handlung erzählen, welche unvernünftigen Weſen nur darum beygelegt wird, weil der Dichter nun einmal eine äſopiſche Fabel machen wollte. Ein Beyſpiel hiezu giebt uns gleich die zweyte Fabel in dieſer Sammlung:

Der alte Rabe.

Zum Sonnenadler sprach ein grauer Rabe:
ich diente deinem Vater schon,
und wenn ich treu gedienet habe,
so gieb mir meiner Arbeit Lohn.
Der König kannte längst des Alten Treue;
er sah' ihn freundlich an: »Was forderst du
von meiner Dankbarkeit?« — »Die Ruh;
vergönne, daß ich mich mit meinen Enkeln freue,
eh' mich der Tod von hinnen raft.«
Ey, rief der Fürst, du kannst noch lange nützen,
dein Geist behält noch seine ganze Kraft;
bleib hier; du sollst an meiner Seite sitzen,
und, wenn der Tod dich von uns ruft,
so sey in diesen Felsenritzen
bey meinen Ahnen deine Gruft.
Ein Grab auf des Olympus Spitzen,
versetzt der Greis, ist auch ein Grab:
das dunkle Thal, so mir das Leben gab,
das soll auch meinen Staub besitzen.
Der König ließ den Diener ungern ziehn,
doch mußt' er ihm zuletzt willfahren.
Er dachte schon nicht mehr an ihn,
als er nach zwey verflossnen Jahren
einst müde von der Jagd auf eine Ceder saß
in deren Stamm er diese Worte las:
»Das Büschchen, das an meinem Fuße grünet,
erkohr ein Rabe sich zur letzten Ruhestatt,
der funfzig Jahr am Hof gedienet
und nur Ein Jahr gelebet hat.«

Der Rabe dient hier dem Adler; man weiß nicht warum? oder welche Eigenschaften des Raben

den ihn zu diesem Dienste geschickt machen? Er war treu in demselben gewesen; er verlangt daraus entlaßen zu seyn, um in den Schoos seiner Familie zurück zu kehren und der Ruhe zu genießen. Diese Züge, weit entfernt dem Charakter des Rabens angemeßen zu seyn, widersprechen vielmehr dem poetischen, durch die Tradition der Fabulisten angenommenen Charakter desselben. Eben so wenig sieht man ein, wie der Rabe zu den Gesinnungen kömmt, welche ihm in der Grabschrift zugeeignet werden. Aber nun seße man König statt Adler; Minister statt Rabe; man laße die Felsenritzen und die Ceder aus, und man kann die ganze Fabel unverändert stehen lassen. Und nicht nur dieß, sondern die Erzählung wird auch dadurch nicht wenig an Interesse gewonnen haben. Wer erinnert sich nicht mit einer Art von Rührung der schönen Grabschrift des Consul M. Plautius, welche nach der Enumeration seiner Thaten mit diesen Worten schloß:

VIXIT. IX. ANNIS.

und warum bringt die angeführte Fabel nicht dieselbe Rührung hervor? Schwerlich aus einer andern Ursache, als weil man weit eher begreift, wie einen Krieger und Staatsmann, der die ganze Laufbahn von Ehrenstellen mühsam durchwandert hat, ein solcher Ueberdruß seines Ruhms anwandeln kann, daß er nur die Zeit seines Lebens gelebt zu haben glaubt, die er, von dem Geräusch des Forum entfernt, in einer edlen Muße zubrachte. Weil folglich diese Aeußerung

rung in dem Munde des Plautius weit natürlicher klingt, weil sie weit nothwendiger in seiner Lage gegründet ist, als in der Lage und in dem Charakter des Raben. Der erdichtete Fall überzeugt uns also hier weit weniger als die Erzählung des wirklichen Falls; und dieses wird bey jedem Zustand geschehn, in welchem sich nur die menschliche Seele befinden, bey jedem Fall, der nur in dem menschlichen Leben vorkommen kann. Die wenigsten Wahrheiten also, die mehr durch die Empfindung als durch den Verstand erkannt werden, werden in der äsopischen Fabel anschaulich gemacht werden können. Daß ein Leben im Schoos der Freundschaft, Einsamkeit und Ruhe hingebracht, weit mehr Genuß gewährt, als der Glanz der Höfe und das Ansehn eines hohen Posten, ist ein Satz von dem man niemand recht überzeugen kann, der das Glück der Ruhe und Einsamkeit nicht selbst empfunden, oder die Lasten einer drückenden Größe nicht gefühlt hat. Mit einem Wort es gehört eine gewisse Disposition der Seele dazu, um diese Wahrheit anschauend zu erkennen, und da der Dichter diese durch tausend Beyspiele nicht geben kann, so ist nicht wohl abzusehn, wie irgend eine Fabel eine nothwendige Ueberzeugung von derselben hervorbringen könne. Gesetzt auch, man könnte eine Fabel erfinden — und wir sind weit entfernt, dieses für unmöglich zu halten — in welcher der obgedachte Satz vollkommen deutlich enthalten wäre, so zweifeln wir dennoch, daß sie dieselben Wirkungen hervorbringen würde, als ein ähnlicher Vorfall aus

dem

dem menschlichen Leben. Wir haben oben gesehn, daß durch die Einführung der Thiere in die Fabel unter andern auch dieser Nutzen erhalten würde, daß die Leidenschaften durch keine Mitempfindung erregt, und dem Verstand vollkommene Freyheit gelassen wird, den in der Fabel enthaltenen Satz zu erwägen und anzunehmen. Wenn nun aber dieser Satz nicht sowohl durch den Verstand als durch die Empfindung erkannt werden muß, wenn er eine bloße Wahrheit für das Herz ist, und nur durch Mitgefühl eine überzeugende Kraft bekömmt, so ist es offenbar, daß die äsopische Fabel dann nicht das schicklichste Mittel ist, ihn zur Anschauung zu bringen; daß der Dichter dann seinen Zweck um desto sicherer erreicht, je mehr er das Mitgefühl rege zu machen und das Herz zu rühren versteht.

Wir wollen noch ein andres Beyspiel aus dieser Sammlung anführen. Ein Regenguß beraubte das Rebhuhn seines ganzen Vorraths von Waizenkörnern, die es für seine Jungen gesammelt hat. Sein Schmerz ist unaussprechlich, und es bricht in laute Klagen aus. Der Phönix hört diese Klagen. Er naht sich dem betrübten Rebhuhn und ragt:

— Wer tauscht
mir Waizen gegen Gersten aus?
ach! rief das Huhn, ich habe
kaum tausend Körner noch im Haus. —
Die nehm' ich an; zur Gegengabe,
versetzt der Phönix, wird der Strauß
ein Malter Gersten zu dir tragen.

Dieſe Großmuth rührt das Rebhuhn. Heil dir ruft es aus,

unſer Leben
iſt dein Werk: das Geſchenk iſt groß,
noch größer iſt die Art zu geben.

Man frage ſich, wenn man dieſe Fabel geleſen hat, ob man die in ihr verſinnlichte Lehre nun beßer einſieht; das heißt in dieſem Fall, ob man mehr von ihr durchdrungen, ob man geneigter gemacht worden iſt, auf ähnliche Art zu handeln? Wir müßten uns ſehr in unſern Empfindungen irren, oder dieſe Fabel wird jeden Leſer ziemlich kalt laſſen. Er wird ſich vielleicht nicht einmal die Mühe nehmen zu ſagen: das war ſchön gehandelt. Aber man lege einem Menſchen eine ähnliche Handlung bey, und unſre Empfindung wird ſogleich erwachen, und wir von einem ſympathetiſchen Gefühle durchdrungen werden. — Ein Fehler geht ſelten allein; und ſo hat auch dieſe Fabel den Fehler der vorigen. Die in ihr vorgetragne Handlung iſt nicht nur überhaupt der thieriſchen Welt fremd, ſondern ſie iſt auch insbeſondre ganz und gar nicht in dem Charakter des Phönix gegründet. Die Seltenheit und die Regeneration aus der Aſche iſt das einzige, was wir von dieſem Vogel wiſſen. Wo iſt nun die Nothwendigkeit der Handlung? und welche Wirkung kann man ſich von einer Fabel verſprechen, welcher dieſe Nothwendigkeit fehlt?

Indeſſen enthält ſie wenigſtens noch eine Handlung, aus welcher man ſich eine gute Lehre nehmen

kann,

kann, und die, wenn man sie in einen Fall aus der moralischen Welt umwandelt, ein ganz gutes Beyspiel zur Nachahmung giebt. Aber der zuerst angeführten Fabel fehlt auch diese Eigenschaft. Sie enthält nichts als eine bloße Begebenheit, welche zur Aeusserung einer individuellen Empfindung Gelegenheit giebt. Dieses ist aber für den Endzweck der Fabel noch lange nicht genug; oder man müßte annehmen, daß eine jede Sentenz, mit den Umständen, unter welchen sie von irgend jemand vorgebracht worden, eine äsopische Fabel gäbe. Wenn z. B. Herodot erzählt, daß Solon dem Crösus die Lehre gegeben, kein Mensch sey vor seinem Tode glücklich zu preisen; so hat er uns zwar einen treflichen Gemeinsatz mit allen damit verbundenen Umständen mitgetheilt, aber eine Fabel hätte er uns auch selbst dann nicht erzählt, wenn er statt des Crösus einen Löwen und statt des Solon einen Elephanten redend eingeführt hätte. Wenn aber Hagedorn von einem Zeisig erzählt, der sein Nest eben erst angelegt hatte, und an einem schönen Morgen unter Gesang und Freude seinen Bau und alles vergaß, und seiner Freundinn der Lerche den schönen Tag anprieß; am Mittag aber von einem heftigen Gewitter überrascht wurde, das sein Nest verwüstet, und ihn in das Nest der Lerche treibt, wo er nun die Wahrheit erkennt:

Man muß den schönsten Tag nicht vor dem Abend loben:

so haben wir eine vortrefliche Fabel, die uns den Satz des Solon versinnlicht, nicht weil Thiere die handelnden Wesen sind, sondern weil wir hier aus der Handlung selbst anschauend erkennen, was uns beym Herodot nur als gelegentliche Bemerkung mitgetheilt wurde.

Eine Handlung wird also dadurch nicht zur Fabel, weil Thiere oder andre menschlich handelnde Wesen statt der Menschen dabey vorkommen. Gewinnt sie durch diesen Kunstgriff nicht an Nothwendigkeit, wird der moralische Satz nicht anschaulicher und überzeugender, schade dann um das Wunderbare, das aus dem Gebrauche der Thiere entsteht. Die Fabel wird zum Mährchen, und die gestiefelte Katze des Marquis von Carabas ist dann die schönste äsopische Fabel, weil sie die wunderbarste ist. Aber so ist es vielen neuen Fabulisten gegangen; über der Moral vergaßen sie das wichtigste, die Handlung aus der die Moral erkannt werden soll. Daher findet man wohl aus ihren Fabeln die Moral heraus, aber man erkennt sie nicht anschaulich, weil die Erfindung mangelhaft, die Allegorie nicht rein ist, weil sie die Menschen nur in Thiere verwandeln, und die Handlungen der Thiere nicht menschlich ausdeuten, sondern sie wirklich menschlich machen. Der Dichter denkt sich z. B. den Satz, daß die Macht der Könige größtentheils auf der Thorheit seiner Unterthanen beruhe, und daß diese nur anfangen dürfen, gegen das Recht des Monarchen, nach Willkühr mit ihnen zu schalten, Zweifel zu hegen, um diese

Macht

Macht über den Haufen zu werfen. Er wendet diesen Satz ferner auf einen etwas weniger allgemeinen Fall an. Wenn die Könige um ihrer Privathändel willen das Blut ihrer Völker fließen lassen, so haben sie hiezu kein anderes Recht, als das ihnen die Einfalt und Unwissenheit derselben giebt. Laßt diese nach Hause ziehn und der Krieg ist aus. Nun will er diesen besondern Fall in eine Fabel verwandeln. Er nimmt Thiere statt der Menschen; die Bären und Löwen gerathen in Krieg, weil sich die Könige der Löwen und Bären überworfen haben; es fließen Ströme von Blut; der Kern der Mannschaft kömmt um. Ein Fremder ist endlich klüger wie sie. Was kümmern euch die Händel eurer Könige, sagt er zu den Löwen und zu den Bären? Geht nach Hause und schont euer Leben, und eure Könige werden euch folgen. Sie thun es und der Krieg hat ein Ende. (Rezept wider den Krieg, Th. 1. S. 26.) — Aber ist dieses eine äsopische Fabel? Handeln diese Thiere ihrem Charakter gemäß? oder sind sie nicht vielmehr blos um des Gebrauchs willen eingeführt? könnte man an ihre Stelle nicht eben so gut Franzosen und Engländer setzen, ohne die Begebenheit auch nur im mindesten verändern zu müssen?

Folgende Fabel, welche noch über dieses eine für das praktische Leben ganz unnütze, vielleicht gar schädliche Moral enthält, hat diesen nämlichen Fehler: (1. Th. 51. S.)

Der Bär und der Löwe.
An den Erbprinzen von Isenburg.

Zur Zeit des alten Kronos blühte
ein König auf der Thiere Thron,
so zahm, so mild, so voller Güte,
als je des frömmsten Lammes Sohn.
Nichts, als belohnen als vergeben
war dieses Fürsten Leidenschaft;
auch ward in seinem ganzen Leben
kein Frevler mit dem Tod bestraft.

Auf einem Zug durch seine Reiche
traf einst der thierische Trajan,
im Schatten einer hohlen Eiche,
den ältesten der Bären an,
Man rühmte diesen Eremiten:
er war die Fackel seiner Zeit,
von strengen aber rauhen Sitten
und gar kein Freund von Höflichkeit.

Der Großherr sprach zum finstern Greise:
ich habe viel von dir gehört;
man sagst du seyst der größte Weise,
und ich erkenne deinen Werth;
komm, folge mir nach meinem Schloße;
der Wechsel wird dich nicht gereun,
du sollst mein Freund, mein Tischgenoße
und mein geheimer Staatsrath seyn.

Ich danke dir für deine Gnade,
erwiedert ihm der Philosoph,
denn die genießt im gleichen Grade
der arge Fuchs an deinem Hof.

Ein Schloß, das Buben in sich faßet,
hat für den Weisen keinen Glanz,
und wer nicht ganz das Laster haßet,
der liebt die Tugend auch nicht ganz.

Man braucht auch hier statt Bär nur Philosoph, statt den Löwen einen Sultan zu setzen, und man hat nicht nöthig nur die mindeste weitere Veränderung vorzunehmen, um zu gleicher Zeit und in Einem Werk die Allegorie und die Anwendung zu haben. Aber sie enthält wiederum auch weiter nichts als eine bloße Reflexion, eine Lehre, die einem Könige bey einer gewissen Gelegenheit gegeben worden ist. Man versuche es und lese diese Fabel bis dahin, wo die Anwort des Bären anfängt, welche die Moral der Fabel enthalten soll, und man wird nimmermehr mit Gewißheit errathen können, was er sagen wird. Aber erfüllt so die Fabel ihren Zweck? oder ist sie dann nicht vielmehr den Verzierungen ähnlich, die ein Mann an seinem Bogen anbringen ließ, die den Bogen zwar äußerlich verschönerten, aber ihn zum Gebrauch untauglich machten. Ob in einer Fabel, am Anfang oder am Ende derselben, ein Sittenspruch angebracht sey, daran ist wenig gelegen; aber desto mehr, daß einer darinne liege, den wir selbst herausuchen können, ohne daß der Dichter nöthig hat, ihn uns vorzubuchstabiren. —

Nicht alle Fabeln dieser Sammlung sind von der eignen Erfindung des Dichters. Einige sind nach fremden Originalen gearbeitet; andre scheinen

ihre Entstehung einheimischen Mustern zu danken zu haben. Lessing schlägt vor, um die Erfindung zu erleichtern, den Stoff aus ältern Fabeln herzunehmen, indem man diese bald eher abbricht, bald weiter fortführt, bald einen Umstand in ihnen verändert. In der gegenwärtigen Sammlung finden sich mehrere Versuche dieser Art, und einige derselben sind vortreflich gerathen. Wer kennt nicht die Fabel unsers Hagedorn:

Der Marder fraß den Auerhahn,
den Marder würgt der Fuchs, den Fuchs des Wolfes Zahn.

Wir müßten uns sehr irren, oder sie gab unserm Dichter die erste Idee zu folgender Fabel:

Der Retter.

Von einem Weyh verfolgt, entrann
ein Haselhuhn in eine Höle;
da sprang ein schlimmerer Tyrann,
ein rascher Fuchs, ihm an die Kehle.
Doch schnell macht es ein Jäger frey:
sein Hund, der ihm die Spur verrathen,
zerriß den Fuchs, er schoß den Weyh
und ließ das gute Hühnchen braten.

Es ist wahr, dachte er vielleicht, der Kleinere, der Ohnmächtigere wird die Beute des Größern und Mächtigern. So weit es Kräfte in der Natur giebt, so weit gilt dieses Gesetz; aber in dem Verhältniß, in welchem sich diese Kräfte veredeln, wächst die Gewissenspflicht, von diesem Gesetz keinen Gebrauch

brauch zu machen. Aber befolgt der vornehme Pöbel dieſe Vorſchrift des Edelmuths? Nutzt er nicht vielmehr in tauſend Fällen ſeine Macht zu ſeinem eignen Vortheil und zum Verderben des Schwächern? Mißbraucht er nicht oft ſogar das Zutraun, das der Geringere auf ſeine Großmuth ſetzt? — So entſtand dieſe Fabel; die um nichts weniger vortreflich iſt als diejenige, der ſie ihren Urſprung zu verdanken ſcheint. Beyde Fabeln ſind Meiſterſtücke in ihrer Art, denn beyde ſtellen den in ihnen enthaltnen Satz auf das lebhafteſte dar. — Die Nachahmung einer andern Hagedorniſchen Fabel iſt dem Verf. weniger geglückt. Wir meynen die Fortſetzung der bekannten Fabel von dem Raben und dem Fuchs; Wurſt wieder Wurſt; Dieß iſt das Spiel der Welt u. ſ. w. Unſer Dichter ſucht dieſer Erzählung eine intereſſantere Lehre unterzuſchieben, und kleidet ſie deshalb auf folgende Weiſe ein: Der alte Fuchs thut eine Pilgerreiſe und trift im Walde ein Eichhorn an. Seine böſen Begierden erwachen und er läßt ſich mit ihm in ein Geſpräch ein. So gut du auch ſpringen kannſt, hebt er an, ſo biſt du doch ein Stümper gegen die Eichhörnchen des Norden. Dieſe machen die Augen feſt zu, wenn ſie ſpringen, und es fehlt ihnen doch nie. — Das Eichhorn um dem Fuchs zu zeigen, daß dieß auch ihm ein leichtes ſey, macht die Augen zu, ſpringt und — fällt auf die Erde herab, gerade vor dem Fuchs nieder, der ſogleich darüber herfällt. — Bis dahin recht gut; denn der Verf. geht Schritt vor Schritt dem alten

Phrygier nach. Aber die Fabel wird weiter fortgesetzt. Das Eichhorn erschrickt und macht dem Fuchs wegen seiner Heucheley Vorwürfe. Ich sah dich als Pilger wallen, ich hörte deine Gebete, und nun dankst du den Göttern nicht einmal für die Gabe, die sie dir bescheeren? Der Fuchs nimmt diese Erinnerung zu Herzen. Er war zwar schon im Begriff anzubeißen, aber

ein Heuchler will auch selbst zur (zu der) Zeit,
wenn er den Arm dem Laster leiht,
noch immer gottesfürchtig heißen.

Er faltet seine Pfoten, blickt zum Himmel auf, und das Eichhorn entschlüpft. — Brauchen wir es unsern Lesern wohl erst zu sagen, daß diese Fortsetzung nicht sonderlich gelungen ist? Daß auch hier die Handlung des Fuchses viel zu menschlich und durchaus nicht wahrscheinlich ist? Aber auch nicht einmal menschlich wahrscheinlich ist sie. Der Heuchler handelt zwar nach der hier angezeigten Maxime; aber nur dann, wenn er gesehn wird; wenn er vor den Augen des Publikums handelt. Im Finstern, da wo kein Zeuge seine Bosheit verrathen kann, folgt er ungescheut seiner Neigung böse zu seyn. Er versteckt dann seine Ruchlosigkeit gewiß nicht, wie hier der Fuchs, sondern er spottet des Leichtgläubigen, den er würgt, und freut sich, einmal seinem Charakter gemäß handeln zu dürfen. Die Handlung des Fuchses in der gegenwärtigen Fabel scheint uns also weiter nichts als ein Behelf des Dichters, um der Fabel den Ausgang zu geben,

den

den sie, der einmal vorbereiteten Moral wegen, haben sollte.

Aber die Handlung der Moral zu accommodiren ist ein eben so großer Fehler, als aus einer Handlung eine Moral zu zwingen, die nicht darinne liegt. Unserm Dichter ist dieses einigemal begegnet. Ein Kamel wird durch Lissabon zur Schau herumgeführt:

Ey, seht doch, rief der Hohe-Priester,
wie sittsam es die Kniee beugt!
Dabey, versetzte der Minister,
trägt es so schwer man will, und schweigt.

Wie stolz hebt es die hohe Stirne
und seinen Schwanenhals empor!
kräht eine hochgebohrne Dirne
und wirft die freche Brust hervor.

Schweig, eitles Ding, und laß dir sagen,
brummt ihre karge Großmama,
daß man es oft zu ganzen Tagen
wie ein (einen) Kartheuser fasten sah.

Ein Hauptstück habt ihr übersehen,
sprach itzt ein Bucklichter zu ihr,
der Höker ist, ihr müßt's gestehen,
das Schönste noch am ganzen Thier.

So ist der Menschen Lob beschaffen:
ein jeder preißt nur, was ihm nützt,
nur seinen Freund, nur seinen Affen,
nur das Talent, das er besitzt.

Die Fabel enthält eine doppelte Lehre von sehr verschiedner Art, und deren Verschiedenheit durch den Mittelvers

nur seinen Freund, nur seinen Affen,

nur etwas versteckt, aber nicht weggeschaft wird. Eine Fabel, aus welcher mehr als eine Lehre fließt ist schon an sich keine gute Fabel. Aber folgt denn die Lehre: daß jeder nur die Talente preise, die er selbst besitzt, wirklich aus der gegenwärtigen Handlung? Ist denn der Höker des Bucklichten, oder ist der Hochmuth des buhlerischen Fräulein ein Talent? Und ist denn überhaupt der Satz ein wahrer Satz? Uns dünkt, man thue im gemeinen Leben gerade das Gegentheil. Man ist geneigt, einem Andern jedes Talent zuzugestehn; nur das nicht, worauf man selbst Ansprüche macht. „Das pfeil„schnelle Rennthier, erzählt Lessing, sah den Strauß „und sprach: Das Laufen des Straußes ist so außer„ordentlich eben nicht; aber ohne Zweifel fliegt er de„sto beßer. — Ein andermal sah der Adler den „Strauß und sprach: Fliegen kann der Strauß nun „wohl nicht, aber ich glaube, er muß gut laufen kön„nen.“ Vortreflich, und ganz aus der Natur der menschlichen Seele hergenommen. Wir würden also die zweyte und vierte Strophe in der angeführten Fabel mit andern vertauschen, welche Beyspiele zu dem Satz: ein jeder preißt nur, was ihm nützt; enthielten, und dadurch derselben Einheit des Zwecks geben und sie von der falschen Moral befreyn. Oder

wenn

wenn ſie doch zwey Moralen enthalten ſollte, ſo würden wir wenigſtens das Talent in Fehler verwandeln. —

Wir eilen zum Schluß unſrer Kritik. Der bekannte Charakter des Verf. dieſer Sammlung, der ſich in ſo vielen ſeiner Werke ſpiegelt, hat uns die Mühe erſpart, auf Wendungen zu ſinnen, um unſern Tadel zu verſtecken. Offenherzig haben wir getadelt, was uns mißfiel; unpartheyiſch gelobt, was uns lobenswerth ſchien. Das eine und das andre iſt die Pflicht des Kritikers, der nicht lobt um zu gefallen, und nicht tadelt um zu beleidigen. Nicht um zu beleidigen — aber auch nicht immer um zu belehren und zu beſſern. Ein guter Schriftſteller überſieht die Schwächen ſeiner Werke ſeltner als man glaubt. Er ahndet, was die Kritik dagegen zu erinnern haben wird, aber — vielleicht wird ſie auch nichts erinnern; und ſo verwirft er nicht geradezu, was ihm ſelbſten tadelhaft ſcheint. Aber dieſe Nachſicht, die man dem Schriftſteller verzeiht, verzeiht man dem Kritiker um deſto weniger, jemehr ſein Stillſchweigen dem guten Geſchmack nachtheilig werden kann. Junge Leute, welche Neigung zur Dichtkunſt fühlen, fangen ihre poetiſche Laufbahn nicht ſelten mit Verſuchen in der äſopiſchen Fabel an. Man kann ſie daher nicht oft genug vor den Klippen warnen, die ſie zu vermeiden haben, und auf die ſie von ſelbſt nur allzu leicht zuſteuern. Wie ungewiß würden ſie in ihrem Urtheil werden, wenn man ihnen einen Dichter ohne Einſchränkung zum Muſter empfehlen wollte, bey wel-

welchem zwar vieles vortreflich, das mehreste gut, aber auch einiges schwach und fehlerhaft ist? Würden sie nicht im Durchschnitt die Fehler leichter nachahmen, als das Gute? würde man ihnen nicht durch ein unbedingtes Lob den Weg zum eignen Denken und folglich zur Bildung eines richtigen Geschmacks abschneiden?

V.

Vermischte Nachrichten.

Deutschland.

Augsburg. Von hier aus fährt man fort, in einer fleißigen öffentlichen Ausstellung verschiedener Kunstarbeiten und jährlicher Austheilung der Preise bey der alten Stadt-Akademie und der, mit derselben, zur Ermunterung der Künste verbundenen Privatgesellschaft, das Publikum zu unterrichten. Zu dem Ende ist die eilfte Nachricht, mit einer bey dieser öffentlichen Feyerlichkeit gehaltenen Rede auf 23 Seiten in Quart erschienen. In dieser sucht der Redner die Schüler und Zöglinge ferner sowohl auf die mancherley vortreflichen, unter den verschiedenen Schulen vertheilt liegenden Kunstwerke zu kluger Nachahmung hinzuweisen, als auch selbige mit einem Theil der Kunstgeschich-

te

te bekannt zu machen. Nachdem er im Eingange in einer kurzen Uebersicht gezeigt hat, daß die bildenden Künste eben so vielen Schicksalen, als verschiedene Länder und Staaten politischen Veränderungen und Revolutionen von jeher ausgesetzt gewesen, welches oft die Quelle ihrer Entstehung, ihres Wachsthums, Flors und bisweilen plötzlichen Verfalls war, und solches durch Beyspiele der vornehmsten Kunstepochen in verschiedenen Ländern erwiesen, kehrt er wieder zu der niederländischen Schule zurück, von der er in seiner letzten Rede einen Abriß gegeben, und führt zu der vorjährigen charakteristischen Anzeige und Schilderung der vornehmsten holländischen Maler, noch einige, auf den flandrischen Boden erzeugte vorzügliche Künstler auf. Diese sind: Franz Floris, Martin de Voß, Peter Paul Rubens, Anton van Dyk, deren Lebensbeschreibung er kurz, aber für den Zweck hinreichend anführt, wie und wo sie sich gebildet, ihre hauptsächlichen Vorzüge bestimmt, und eine Anweisung giebt, wo die besten Werke ihrer Kunst zu suchen sind. — Es folgt hierauf ein Verzeichniß der akademischen Mitglieder, welche vom 16. Julius 1788 bis den 26. März 1790 erwählt worden. — Anzeige der von Kunstschülern eingelieferten Kunstarbeiten nach verschiedenen Klassen. — Anzeige der von Künstlern und Kunstfreunden zur Ehre aufgestellten und angegebenen Arbeiten in Gemälden jeder Art, Kupferstichen, Zeichnungen, Architektur, Bildhauerarbeit, Mechanik und Industrie. — Der wetteifernde Fleiß

dieser

dieser deutschen guten Stiftung wird den Ruhm dieser so berühmten alten Kunststadt nicht fallen lassen.

Nürnberg. Von hier aus kündiget Hr. Johann Friedrich Frauenholz eine neue Kunsthandlung, und zur Eröffnung seines Geschäftes, einige große, wichtige Kunstwerke an, von denen die ersten beyden vorzüglich von uns empfohlen zu werden verdienen, da sie in unser Fach gehören. Ein sehr braver Nürnbergischer Künstler, nämlich Schweickart, dessen wir auch zu verschiedenenmalen in unserer Bibliothek Erwähnung gethan, nahm sich vor, die bekannte Description des pièrres gravées du feu Baron de Stosch par l'Abbé Winkelmann. (zu Florenz 1760 in Quarto) neu herauszugeben und die ganze Sammlung in Kupfer zu stechen. Er hatte dazu die beste Gelegenheit gehabt, da er lange in Italien gewesen, dieser beyden Gelehrten Umgang genossen, Zeichnungen davon, (vermuthlich unter ihren Augen) gemacht und Gypsabgüsse davon besaß. Er machte dazu auch wirklich im Jahre 1775 durch einige Blätter den Anfang, und wir haben sie dazumal mit dem verdienten Lobe angezeigt. Ob sein Unternehmen nun schon den Beyfall der Kenner fand, so reichte doch nicht die Unterstützung zur völligen Ausführung zu, und das Werk gerieth in Stecken.

Nach seinem vor kurzem erfolgten Tode hat oberwähnter Hr. Frauenholz dessen ganze Verlassenschaft von Kunstsachen und also auch diese Sammlung von Abgüssen, nebst fertigen Platten und Zeichnungen, die zu Fortsetzung dieses Werks bestimmt

ſtimmt waren, an ſich gekauft, und iſt feſt entſchloſſen, dieß Unternehmen auszuführen, wenn er durch eine zahlreiche Subſcription unterſtützt wird.

Weil es ſich aber mit dieſer zu lange verziehen würde, kündigt er einſtweilen ein ander Werk aus dieſem Kabinette an, welcher als eine Fortſetzung der berühmten und prächtigen Kupferſtiche nach alten Gemmen unter dem Titel: Pierres antiques gravées, Amſterdam, 1724, zu welchen Baron Stoſch die Beſchreibung ſelbſt verfertigte, angeſehen werden kann. Er will alſo Ein hundert der ſchönſten Gemmen aus dem Stoſchiſchen Kabinette, welche Abbildungen ägyptiſcher, griechiſcher und römiſcher Gottheiten enthalten, durch die Herren Klauber, Preisler den Sohn und Guttenberg, in Paris und Koppenhagen, unter der Aufſicht des Hrn. Klaubers, in Kupfer ſtechen laſſen. Hierzu beſitzt er bereits eine beträchtliche Anzahl von Zeichnungen, die der ſel. Stoſch ſelbſt von dem, nun auch verſtorbenen J. J. Preisler nach den Originalien, ohne Zweifel zu derſelben Abſicht, ſtechen ließ, durch ſeinen Tod aber daran verhindert wurde. Die übrigen Zeichnungen wird Hr. Caſanova, Profeſſor an unſerer churfürſtl. Akademie zu Dresden, deſſen Kenntniſſe und Verdienſte um das Studium des Alterthums entſchieden ſind, nach Abgüſſen mit der ſorgfältigſten Auswahl und Genauigkeit verfertigen. Und um dieß Werk ſowohl für Liebhaber der Kunſt, als Freunde der claſſiſchen Gelehrſamkeit brauchbarer und intereſſanter zu machen, wird jeder Gem-

me eine französische Beschreibung vom Hrn. Casanova beygefüget werden, welche sich vorzüglich über das sehr vernachläßigte Costume des Alterthums und über die Beurtheilung des Kunstwerkes selbst verbreiten wird. Das Ganze wird in Heften von theils sechs, theils zwölf Platten erscheinen. Der Preis eines Heftes von sechs Platten mit dem dazu gehörigen Texte, in Real Folio, auf französischem Papier, Nom de Jesus, ist 8 Livres. Wir haben bereits eine Probe von der Ausführung in einer Lage vor uns, und finden sie der Ankündigung entsprechend und der Namen der Künstler vollkommen würdig.

Zweytens wird er aus demselben Stoschischen Kabinet eine möglichst vollständige Sammlung von Abbildungen ägyptischer, griechischer und römischer Gottheiten durch geschickte Nürnbergische Kupferstecher liefern, und dabey mehr auf die Vollständigkeit, das Charakteristische, und die Seltenheit der Abbildung dieser Gottheiten als auf die Schönheit der Gemmen Rücksicht nehmen; wiewohl unter mehrern gleich brauchbaren immer die schönsten aussuchen. Diese wird Herr Vogel, Rector der Sebaldus-Schule, mit mythologischen Erläuterungen begleiten, welche vorzüglich die Religionsgeschichte des Alterthums, und die allmähliche Entwicklung und Aenderungen der Begriffe von Gottheiten zum Gegenstande haben sollen, zugleich sollen auch die Erklärungen des Hrn. Casanova beygefüget werden. Auch dieses Werk wird in Heften zu sechs Platten in groß Quart erscheinen, jeder

nebst

nebst dem Texte zu 16 Gr. in Louisd'or zu 5 Thlr. oder 1 Fl. 12 Kr. Rheinisch.

Die übrigen Ankündigungen betreffen Werke aus der Naturgeschichte.

Wien. Zu der Sammlung der angenehmsten und schönsten Aussichten von Wien, sowohl in als außer der Stadt und umliegenden Oertern und Gebäuden, nach der Natur genau aufgenommen, gezeichnet, gestochen und colorirt von Schitz, Ziegler und Jantscha, die wir bereits ausführlich angezeigt haben, sind einige neue Blätter hinzugekommen, so daß die Sammlung nun auf 45 Blatt angewachsen ist, und die einzeln 2 Fl., in der ganzen Sammlung 1 Fl. 30 Kr. kosten. — Ingleichen eine große Anzahl von Porträten, hauptsächlich des Wiener Hofes, und Oesterreichischen Heeres, auch einiger Gelehrten, von Mansfeld und Adam gestochen, in Octavgröße, das Blatt zu 24 Kr. — Ferner die beyden Bildnisse des General Laudon und Prinzen von Sachsen-Coburg, zu zwey Zoll hoch und zehn Zoll breit, in schwarzer Kunst, jedes zu 3 Fl. Von alle diesen und andern Wiener Blättern wird ein vollständiges Verzeichniß von Artaria und Companie, Kunsthändlern in Wien, ausgegeben.

Französische Litteratur.

Paris, bey Bossange Charles IX, ou l'Ecole des Rois, Tragédie; par Marie-Joseph de

Chénier. *) 262 S. Die Zeitumſtände bringen allein manchen Menſchen und manches Buch in Ruf, ſo auch dieſes Trauerſpiel, das ohne dieſelben nicht die mindeſte Senſation würde gemacht haben. Der Verf. glaubt, es ſey ganz in dem Geiſte des Sophokles geſchrieben; aber er hat nicht bedacht, daß zwar die griechiſche Komödie zuweilen den Zweck hatte, Meynungen zu befördern, oder zu vernichten, aber nie die griechiſche Tragödie. Man darf auch nur über das Weſen beyder dramatiſchen Gattungen ein wenig nachdenken, um einzuſehen, daß Meynungen, wenn ſie lächerlich gemacht werden, intereſſiren, daß ſie aber kein Gegenſtand des Mitleidens ſeyn können. Die traurigen Folgen der Verirrungen des Herzens ſind beweinenswürdig; aber die Verirrungen des Verſtandes ſind lächerlich oder widrig. Die drey erſten Akte gegenwärtigen Trauerſpiels, die politiſche und religiöſe Unterredungen enthalten, ſind daher langweilig, und der vierte Akt, worin der Cardinal die Soldaten zur Ermordung der Proteſtanten einſegnet, ſo wie der fünfte, worin das Blutbad erzählt wird, preſſen nicht ſüße, ſondern bittere Thränen aus. Nach Endi-

*) Faſt in allen deutſchen Zeitungen, ja ſelbſt im Strasburger Avant-Coureur, wird der Verf. dieſes Trauerſpiels bald mit ſeinem Vater, bald mit ſeinem Bruder verwechſelt. Man ſehe die von uns (B. 38. S. 324.) angezeigten Memoiren von Paliſſot, um ihre Schriften und Vornamen kennen zu lernen.

Endigung des Stücks fühlt man ſich nicht wohl, ſondern beängſtiget, erbittert, eher bereit ſich über politiſche und religiöſe Materien mit Jemand herumzuzanken, als wohlwollend und liebreich. Wenn man die Bartholomäus-Nacht aufs Theater bringen wollte, ſo müßte man eine eigne Geſchichte dazu erfinden. Man müßte z. B. annehmen, es ſey nicht wirklich die Abſicht des franzöſiſchen Hofes geweſen, die königliche Prinzeſſinn mit dem nachmaligen Heinrich IV. zu vermählen, ſondern man habe durch dieſes Verſprechen nur ihn und ſeine vornehmſten Anhänger nach Paris gelockt. Der Herzog von Guiſe habe Hoffnung die Prinzeſſinn, nach Ermordung der proteſtantiſchen Parthey, zu erhalten. Dieſe ſey aber dem Herzog abgeneigt, und in der ſchrecklichen Nacht habe ſie, durch Aufopferung ihres Lebens, Heinrichs Leben gerettet. Durch dieſen Tod könnten die Gefühle der Menſchheit bey ihrer Mutter und ihrem Bruder wieder erwachen. Die Art, wie Herr Chenier die Reue des Königs eingeleitet hat, iſt nicht wenig abgeſchmackt. Er kommt eben von der Proteſtanten-Jagd zurück; aus ſeinem Fenſter hat er nach ihnen mit einer Flinte geſchoßen — (wie äußerſt widrig! Und wie unſchicklich, da er durch das ganze Stück mehr ſchwach als boshaft geſchildert wird!) — und ſo trift er auf den Prinzen Heinrich. Man erwartet, er werde ihn auch niederſchießen; aber nein! er läßt ſich von ihm die Wahrheit ſagen, hört alles ſtumm, wie ein Schulknabe daſtehend, mit an: der Prinz geht ab, man weiß nicht wohin, da ihn doch kurz

vorher der Kanzler L'hopital gewarnt hat, ja nicht aus dem Saale zu gehen, wenn er nicht des Todes seyn wolle — und nun erwacht Karls Reue. Das Blut seiner Unterthanen, das er fließen sah und selbst vergoß, erschreckte ihn nicht, aber Heinrichs Rede erschreckt ihn so, daß er des ermordeten Admiral Coligni's Geist zu sehen glaubt, sich dafür entsetzt, und — das Stück ist zu Ende.

Einzelne Beschreibungen haben viel Verdienst, so wie auch im Ganzen die Versification. Mit so vielem Feuer aber der Vers. seine Ideen auszudrücken versteht, so wenig Leben haben jedoch seine Personen. Daher man denn auch an ihrem Thun und ihren Reden keinen warmen Antheil nimmt. Und warum kommt denn Heinrichs Braut gar nicht aufs Theater? Wie unwahrscheinlich, da alles dicht neben ihrem Zimmer vorgeht! Freylich würde sie das Interesse auf sich gezogen haben, und Karl IX. soll die Hauptfigur in dem Gemälde seyn. Er ist aber dazu sehr unschicklich, da man die traurigen Folgen nicht zeigen konnte, die seine Unbesonnenheit und Nachgiebigkeit gegen die teuflischen Eingebungen seiner Mutter und des Cardinals von Lothringen späterhin für ihn hatten. Ein schwacher Mensch muß unglücklich, und sehr unglücklich seyn, um Sympathie zu erregen. Bevor er das nicht wird, ist er verächtlich. Auf einen verächtlichen Gegenstand wird aber kein geschickter Künstler das Hauptlicht bey einem ernsthaften Sujet fallen lassen.

Die beygedruckten Abhandlungen, Briefe, Vorreden, Zueignungsſchriften u. ſ. w., die den gröſsten Theil des Buchs ausmachen, zeugen beynah noch mehr, als das Trauerſpiel, von dem Talent des Verfaſſers; ſie ſind ſehr gut geſchrieben, aber das Raiſonnement darin iſt nicht immer das gründlichſte. Nur etwas anzuführen! Herr Chenier hält das Theater für ein Mittel des Volks-Unterricht, und glaubt, ein Jeder müſſe die Freyheit haben, ſeine Meynung auf der Kanzel und auf dem Theater eben ſo frey zu äuſsern, wie in gedruckten Schriften. Cenſur über Kanzel und Theater dürfe gar nicht ſtatt finden; denn warum ſollte man ſich der Willkühr eines Andern unterwerfen? — Aber ein Cenſor handelt ja nicht nach Willkühr, ſondern nach ſeiner Vorſchrift; er entſcheidet, gleich dem Richter, nicht: dieſs iſt an ſich gut oder übel; ſondern: dieſs iſt nach dem Geſetz erlaubt oder verboten. Ein einfältiger oder eigenſinniger Cenſor iſt freylich ein Uebel; aber mangelhafte Geſetze ſind noch ein gröſseres Uebel, und doch ſind mangelhafte Geſetze immer beſſer, als gar keine: ſo wie ſelbſt der Deſpotismus für geſellſchaftliche Verbindung noch erſprieſslicher iſt, als Anarchie. Was ſollte wohl herauskommen, wenn es erlaubt wäre, auf derſelben Kanzel, in der einen Stunde die Gottheit Chriſti zu vertheidigen, und in der andern zu beſtreiten? Der Verf. meynt: es ſey ja erlaubt, auf der Straſse ſeine Meynungen einem Haufen Menſchen vorzutragen; warum alſo nicht auch von der Kanzel und vom Theater herab? Aber jenes wird keine

Polizey gutwillig erlauben; auch ist es gewiß weit öfter schädlich als nützlich. Der Nutzen von einer kaltblütigen Untersuchung über jede Sache in Schriften darf nicht erst erwiesen werden. Wie anders sollten Kenntnisse ausgebreitet? wie anders fehlerhafte Einrichtungen verbessert werden? *)

Auch

*) Sehr wahr und sehr schön sagt der Verfasser: Ceux qui pensent et qui savent exprimer leurs pensées, sont les plus rédoutables ennemis de la tyrannie et du fanatisme, ces deux grands fléaux du monde. L'imprimerie doit détruire, à la longue, la foule innombrable des préjugés. Grace à cette découverte, la plus importante de toutes, on ne verra plus l'esprit humain rétrograder, et des siècles de barbarie succéder aux siècles de lumières. En vain ceux qui sont intéressés à tromper les peuples, voudraient maintenant ralentir la communication des idées. La persécution contre les livres ne fait qu'irriter le génie: elle ne saurait empecher, ni même retarder les révolutions qui s' opéreront, de siècle en siècle, dans l'esprit général; et les persécuteurs ne réussiront qu'à se rendre odieux, en troublant, il est vrai, le repos des écrivains illustres, mais en augmentant leur célébrité. Vortreflich! Nur muß man die Mittheilung von Ideen nicht mit persönlichen Ausfällen, unvorsichtigen Ausdrücken u. dergl. vermengen. Jene verhindern, ist Kennzeichen einer schwachen Regierung; so wie keine Druckerey Kennzeichen eines barbarischen Staats: aber offenbaren

Miß-

Auch iſt ſie jederzeit und bey allen Fällen unſchädlich, denn ſie kann zu keiner raſchen, unbeſonnenen Handlung verleiten. Wie leicht hingegen kann eine Anrede ans Volk hiezu verleiten! Was das Theater insbeſondere betrift, ſo iſt dieſes ein Ort des Vergnügens; es kann dienen, den Geſchmack zu verfeinern, aber Unterricht iſt keinesweges ſein Zweck. Was herauskommt, wenn man ſo falſche Begriffe von der Dichtkunſt hat, zeigt Hrn. Cheniers Trauerſpiel, und was heraus kommt, wenn junge Schriftſteller ohne Cenſur ihre Schriften drucken laſſen, die beygefügte Epitre aux Manes de Voltaire, worin Herr Suard, einer der ſchätzbarſten Pariſer Gelehrten, durch viele vortrefliche Artikel in der Encyclopädie auch unter uns bekannt, und Herr von Charnois, deſſen Theaterkritiken im Mercure de France wir zwar nicht immer unterſchreiben möchten, der ſich aber doch nie als einen ſchlechten und noch weniger als einen verächtlichen Schriftſteller gezeigt hat — worin beyde für kriechende Inſekten erklärt werden. Und warum denn? Weil ſie geäußert haben: es ſey nicht gut, daß ein junger Menſch durch einen Volkstumult ſein Stück aufs Theater zu bringen im Stande ſey. — Wie bald dürfte Hr. Chenier wünſchen, daß die Cenſur jene Ausbrüche des jugendlichen Unwillens verhindert hätte!

Mißbrauch der Preße ſteuern, eben ſo ſehr Pflicht der Polizey, als die Beſtrafung ſchmähſüchtiger Reden.

Verzeichniß

der Verlagsbücher der Dykischen Buchhandlung in Leipzig, zur Ostermeße

1790.

Joseph der II. in Elysium; mit allegorischen Kupfern und einer Abbildung der im vorigen Jahr zu Wien errichteten Bildsäule Joseph II. 8. auf holländisch Schreibepapier 14 Gr.

auf ordinär Schreibepapier 9 Gr.

Friederich in Elysium, von demselben Verfasser. Zweyte verbesserte Auflage, 8. 8 Gr.

Johann Christian Brandes sämtliche dramatische Schriften. 1ster bis 4ter Band. 8. 4 Rthlr.

Die darin befindlichen vorher ungedruckten Stücke einzeln:

Alderson, *) Erster, Zweyter, Dritter Theil. 1 Rthlr. 4 Gr.

Constanzie von Detmold. 7 Gr.

Rahel, oder die schöne Jüdinn, Trauerspiel. 6 Gr.

Der

*) Diese drey fortlaufende Stücke machen Ein Ganzes. Der Stoff ist aus dem Roman Miß Sara Salisbury, nach der Frau Riccoboni von Anton Wall, gezogen. Der Preiß dieses Romans ist 1 Rthlr. 8 Gr.

Die Hochzeitfeyer, oder: Ist's ein Mann oder ein Mädchen? 7 Gr.
Der Landesvater. 8 Gr.

Verbeßerte und umgearbeitete Stücke:

Der geadelte Kaufmann. Vorher in drey, jetzt in fünf Akten. 8 Gr.
Der liebreiche Ehemann, oder: der Schein betrügt. 7 Gr.
Olivie, Trauerspiel. 7 Gr.
Graf von Olsbach. 8 Gr.
Ariadne auf Naxos, Melodrama. 2 Gr.
Jedem Bande ist eine Abhandlung vorgesetzt.

Heinrich Home Grundsätze der Kritik; übersetzt von J. A. Meinhard. Dritte verbesserte, mit Zusätzen und Beyspielen aus deutschen Dichtern vermehrte Ausgabe. 1ster und 2ter Band. gr. 8. auf französisch Schreibepapier 3 Rthlr. 16 Gr.
auf Druckpapier 2 Rthlr. 8 Gr.
Der dritte und letzte Band wird zu Michael fertig. Diese Ausgabe ist ungefähr zwanzig Bogen stärker als die vorige, und keine Seite ohne Verbesserung, wenigstens in Ansehung des Styls, geblieben.

Weiße, (D. Christ. Ernst) Von den Vortheilen der deutschen Reichsverbindung. Nebst einem kleinen Beytrage zum Staatsrecht des Mittelalters, nach Anleitung der schwäbischen Dichter. gr. 8. 16 Gr.

Dramen, kleine Romane und prosaische Rhapsodien; ein Beytrag zu den Unterhaltungen für die Lesewelt. 8. 16 Gr.

Der

Der Jockey, ein Luſtſpiel in zwey Akten. 8. 4 Gr.

Die Mutter, ein Schauſpiel in fünf Akten von Fried. Wilh. Gotter. Nach der Frau Marquiſe Ducreſt von Sillery. 8. 8 Gr.

Geſellſchafts-Theater des Herrn Major von Mauvillon. 2 Theile. 8. 1 Rthlr. 4 Gr.

Herrmann und Ulrike, ein komiſcher Roman von J. K. Wezel. 4 Bände. Wohlfeile Ausgabe. 8. 2 Rthlr 16 Gr.

auf feines Poſt-Schreibepapier, mit Kupfern. 4 Rthlr.

Die Kupfer einzeln 16 Gr.

Georg Auguſt Grohmanns Verſuch einer Fortſetzung der Geographie für Kinder des Hrn. G. C. Raff. Von Aſien, Afrika, Amerika und den neu entdeckten Inſeln im Südmeere. gr. 8. 16 Gr.

Moraliſch-komiſche Erzählungen, Mährchen und Abentheuer; aus dem Franzöſiſchen des Cazotte. 3ter Theil. 8. 20 Gr.

Der vierte und letzte Theil wird zu Michael fertig.

Sammlung auserleſener Abhandlungen zum Gebrauche für praktiſche Aerzte. 13ten Bandes 2tes Stück. gr. 8. 9 Gr.

Sammlungen zur Phyſik und Naturgeſchichte, herausgegeben von D. Ernſt Benjamin Gottlieb Hebenſtreit. Mit Kupfern. 4ten Bandes 4tes Stück. gr. 8. 8 Gr.

Letztes Opfer, in einigen Lieder-Melodien, der komiſchen Muſe dargebracht von Johann Adam Hiller. 4. 12 Gr.

Sinngedichte von Friedrich Auguſt Weißhuhn. 8. iſt unter der Preße.

Nach-

Nachricht.

Um den Freunden der schönen Litteratur die Anschaffung der Bibliothek der schönen Wissenschaften zu erleichtern, sind wir entschloßen, bis Ausgang dieses Jahres, sowohl die aus 12 Bänden bestehende alte Bibliothek, als die 36 ersten Bände der Neuen Bibliothek, nebst den dazu gehörigen Registern, um folgenden herunter gesetzten Preiß zu verkaufen. Nämlich:

Bibliothek der sch. W. und der freyen Künste 12 Bände, nebst Register, anstatt des bisherigen Preißes von 10 Rthlr. 16 Gr. für 6 Rthlr.

Neue Bibliothek d. sch. Wiss. u. fr. Künste, 1ster bis 12ter Band, nebst Register anstatt 10 Rthlr. 16 Gr. für 6 Rthlr.

— 13ter bis 24ster B. nebst Regist. anstatt 10 Rthlr. 16 Gr. für 6 Rthlr.

— 25ster bis 36ster Band, nebst Register, anstatt 10 Rthlr. 16 Gr. für 6 Rthlr.

Einzeln jeden Band, anstatt des bisherigen Preißes von 20 Gr. für 12 Gr. und jedes der vier Register anstatt 16 Gr. für 10 Gr. Hiervon sind jedoch ausgenommen von der alten Bibliothek des 1sten Bandes 1stes Stück, welches gar nicht einzeln mehr verkauft wird, und das 2te Stück desselben Bandes, so wie der 2te Band der alten Bibliothek, welche nur für den bisherigen Preiß einzeln verkauft werden können. Nach Verlauf des gesetzten Termins, das heißt vom 1sten Januar 1791 an, findet der herunter gesetzte Preiß, weder bey einzelen Bänden, noch bey einem vollständigen

digen Exemplar weiter Statt, und kann auch um so weniger für immer Statt finden, da der gewöhnliche Preiß schon so gering ist; wie denn kein anderes Journal so wohlfeil verkauft wird. Daher ist es uns auch unmöglich, die neuern Bände der Bibliothek vom 37sten Bande an, anders als für den bisherigen Preiß von 20 Gr. für jeden Band, und 10 Gr. für jedes Stück, zu verkaufen. Das Werk wird fortgesetzt, und sollen künftig jährlich 3 Bände, oder 6 Stücke, herauskommen, und so, daß aller zwey Monat immer ein Stück erscheint.

Noch machen wir bekannt, daß ebenfalls bis Ausgang dieses Jahr wir das

Komische Theater der Franzosen für die Deutschen, welches aus zehn Bänden besteht, worin man 48 der vortreflichsten französischen Lustspiele von verschiedenen Meistern und in verschiedenen Gattungen findet, die unsere besten dramatischen Dichter, die Herren Gotter, Weiße, Wezel, Jünger, Meißner, Anton-Wall, Kretschmann u s. w. bearbeitet haben

anstatt des bisherigen Preißes von 10 Rthlr. für 5 Rthlr. und jeden Band einzeln für 16 Gr. von jetzt an verkaufen wollen. — Leipzig in der Ostermeße 1790.

Dyksche Buchhandlung.

Neue Bibliothek
der schönen
Wissenschaften
und
der freyen Künste.

Ein und Vierzigsten Bandes Zweytes Stück.

Leipzig,
In der Dyckischen Buchhandlung.
1790.

VI.

Versuch über den Tasso. *)

Es ist das gewöhnliche Schicksal der Männer von Genie unter allen Nationen und in jedem Zeitalter, bey ihrem Leben verfolgt, und selbst nach dem Tode noch sehr verschieden beurtheilt zu werden.

*) Die täglich unter uns gemeiner werdende englische Sprache, scheint die italienische eben so verdrängen zu wollen, wie diese vordem die spanische verdrängte. Die besten Schriftsteller und Dichter dieser Nation werden folglich auch immer unbekannter in Deutschland, und wenige kennen sie mehr als dem Namen nach. Kein günstigeres Schicksal hat das Meisterwerk des Tasso. Die vorhandenen Uebersetzungen, selbst die neueste, sind gleichfalls nicht von der Beschaffenheit, daß sie große Lust erwecken könnten, vertrauter mit ihm zu werden. Gegenwärtiger Versuch des Herrn Guinguene', den wir unsern Lesern vorlegen, schien uns in mehr als Einem Betracht einer Uebersetzung werth zu seyn. Die Schönheiten, Fehler und Eigenthümlichkeiten des Dichters sind im Ganzen mit Geschmack, Genauigkeit und Un-

werden. Mehr aber scheint das noch das Loos der epischen, als der übrigen Dichter zu seyn. Als Beyspiele lassen sich Homer, Milton, Camoens, vorzüglich aber Tasso anführen. Dieser letztere, unglücklicher allein, als die übrigen zusammen, hatte vielleicht auch von der Natur den unüberwindlichsten Hang zur Poesie bekommen. In seinem achten oder neunten Jahre wußte er den Homer und Virgil in den Originalsprachen auswendig, und verfertigte in der seinigen bereits Verse. Im siebenzehnten gab er ein Gedicht in zwölf Gesängen, unter dem Titel Rinaldo heraus, und als er den Plan zu seinem befreyten Jerusalem entwarf, war er nicht älter als zwanzig Jahre. Bald erschienen mehrere Gesänge davon, die ihm zugleich Ruhm und Neid erweckten. Sie bemächtigten sich des ganzen Gedichts, das einige Jahre darauf ans Licht trat, und zu gleicher Zeit in ganz Italien gepriesen und getadelt wurde.

Nicht sein Leben denke ich zu beschreiben: folglich würde die Geschichte seiner Unglücksfälle hier am

partheylichkeit angegeben. Er enthält auch nebenbey manche feine und fruchtbare Bemerkung, und hat vielleicht die gute Wirkung, manchen Leser auf einen der größten Dichter, die je gelebt haben, aufmerksamer zu machen, und die angekündigte, neue, poetische Uebersetzung, von welcher der Name des Verfassers etwas sehr vorzügliches erwarten läßt, aus dem richtigen Gesichtspunkt zu betrachten.

am unrechten Orte ſtehn. Man kennt die Leidenſchaft, die er für eine von den Schweſtern des Herzogs von Ferrara faßte, und die Ungnade, welche die Folge davon war. Man weiß, daß er tiefſinnig ward, und eine Weile den Gebrauch ſeiner Vernunft ganz entbehrte; daß er in dieſem traurigen Zuſtande unter verſchiedenen Verkleidungen von Stadt zu Stadt irrte, bis man ihn endlich nach Ferrara in ein Hoſpital in Verwahrung brachte, wo er dem ohngeachtet bald Abhandlungen und philoſophiſche Geſpräche, bald Antworten auf die Kritiken ſeines Gedichts, bald poetiſche Arbeiten verfertigte, die ſo wenig als ſeine Proſe Spuren von Geiſtesverwirrung an ſich tragen — daß er, aus ſeinem Kerker befreyt und ſeines Verſtandes wieder mächtig, von neuen Unglücksfällen betroffen wurde, und daß endlich, zur letzten Kränkung, der Tod ihn hinderte, den Triumph zu genießen, den man ihm nach langen Verfolgungen auf dem Capitol bereitete.

Wir übergehen alle dieſe Facta, welche die Geſchichte ſeines Lebens ſo anziehend machen: wir ſagen nichts von ſeinen übrigen Arbeiten, ſelbſt von ſeinem **Amint** nicht, dem Meiſterſtück der Schäferpoeſie: wir ſchränken uns einzig auf ſein **befreytes Jeruſalem** ein, das ihm einen der erſten Plätze auf dem Parnaß verſchaft hat.

Als es erſchien, genoß **Arioſt** die höchſte und einmüthigſte Verehrung. Alle Dichter nahmen ihn zum Muſter: allein ihre Bemühungen, es ihm gleich zu thun, blieben ohne Erfolg. Der junge

Torquato ſah bald ein, daß derjenige, der dieſen Dichter erreichen wolle, einen ganz andern Weg, als den ſeinigen, einſchlagen müſſe: er ſah, daß der höchſte Grad der Vollkommenheit, deren die Gattung des epiſchen Romans fähig wäre, ſich bereits in dem raſenden Roland fände; die regelmäßige Epopöe aber, die Epopöe Homers und Virgils, den toskaniſchen Muſen noch zu verſuchen übrig ſey, und er ſchmeichelte ſich, dieſen kühnen Verſuch mit Ehren wagen zu können. Er war ein aufrichtiger Bewunderer Arioſts, und hatte weder die Abſicht noch die Hoffnung, ihn von ſeiner Stelle zu verdrängen. Tag und Nacht aber verfolgte ihn der Gedanke, ſich einen gleichen Rang in einer andern Gattung zu erwerben, die er ohne Zweifel für vorzüglicher hielt. Dieß geſteht er ſelbſt in einem Briefe an den Orazio Arioſto. *)

„Dieſen Kranz, ſagt er zu ihm, den Sie mir „geben wollen, hat der Ausſpruch der Gelehrten, „der Weltleute, und ſelbſt mein eigner der Stirne „jenes Dichters gewidmet, deſſen Blutsfreund Sie „ſind, und den man ihm ſchwerer, als dem Herku-

„les

*) Dieſer junge Mann, ein Neffe des berühmten Dichters, und ſelbſt Dichter, ließ ohngefähr zwey Jahre nach der erſten Ausgabe des befreyten Jeruſalems Stanzen drücken, in denen er den Taſſo übertrieben lobte. Er nannte ihn den Erſten aller Dichter, ja er wollte alle ſeine Nebenbuhler vom Parnaſſe verbannen, und fand ihn allein des Dichternamens würdig.

„les seine Keule entreissen würde. Sollten Sie „wagen, Ihre Hand an dieß ehrwürdige Haupt zu „legen? Sollten Sie nicht nur für einen verwege„nen Richter, sondern auch für einen bösen Neffen „gelten wollen? Wer könnte wohl mit Vergnü„gen aus einer strafbaren, durch ein solches Ver„brechen befleckten Hand, das Ehrenzeichen und den „Lohn seiner Tugend empfangen? Ich werde ihn „nicht von Ihnen annehmen: auch würde ich mich „nicht erkühnen, selbst darnach zu reichen. So „hoch strebt mein Geist nicht.“

„Jener berühmte Grieche, der Ueberwinder „des Xerxes, sagte: die Trophäen des Miltiades „störten ihn oft im Schlafe. Hatte er deswegen „die Absicht, sie zu zerstören? Gewiß nicht: er „brannte nur vor Begierde seinem Ruhme ähnliche „oder gleiche zu errichten. Auch ich läugne nicht, „daß die immer grünen Kränze Homers, (ich mey„ne Ihren Ferrarischen Homer) mir manche schlaf„lose Nacht gemacht haben: nicht als hätte ich je „die Absicht gehabt, sie ihrer Blüthen und Blätter „zu berauben, vielleicht aber, weil mich ein heißer „Trieb verzehrte, mir wo nicht gleiche, wenigstens „ähnliche, zu erwerben, wenigstens solche, die, oh„ne die Furcht vor dem kalten Hauche des Todes, „sich lange in ihrer Frische erhalten könnten. Dieß „war der Zweck meiner langen Nachtwachen, u. „s. w.“

Ohngeachtet dieser Erklärung, die nicht heimlich blieb; ohnerachtet der Sorgfalt, die Tasso angewendet hatte, eine dem Wege Arioſts ganz entge-

gengesetzte Straße zu betreten, beschuldigten ihn seine Feinde dennoch der Verwegenheit, ihm den Vorzug streitig machen zu wollen. Man verfolgte ihn mit Kritiken. Die Ausgaben seines Gedichts vermehrten sich in allen Gegenden Italiens; aber im Verhältnisse seines Ruhms wuchs auch die Zahl seiner Neider. Seine Anhänger vertheidigten ihn: gleichgültige Personen schwankten, was immer der Fall ist, ehe das Ansehn eines Werks durch die Zeit bestätigt worden: die Gelehrten stritten über Titel, Plan und Allegorien. Glücklich der Dichter, der, und wär es auf Kosten seiner Ruhe, sein ganzes Vaterland mit seinen Werken beschäftigt sehen kann!

Endlich erschien Pellegrinos *) Gespräch über die epische Poesie. Diese Schrift, in der Tasso unendlich weit über Ariost erhoben ward, in der man ihm in Rücksicht auf Plan, Sitten und Styl den Vorzug einräumte, setzte ganz Italien in Bewegung. Sie ward ein wahrer Zwietrachtsapfel. Die zahlreichen Anhänger Arioſts bewegten Himmel und Erde. Wer am lautesten schrie, waren die Akademiker der de la Crusca. Sie antworteten auf das Gespräch. Parthey- und gelehrter Zunftgeist, die in den schönen Wissenschaften so gefährlich sind, als sonst irgendwo, beseelten die Verfasser dieses akademischen Pamphlets.

„Das

*) Der wahre Name des Verfassers ist Giovanbattista Attendolo. Anmerk. des Uebers.

„Das befreyte Jeruſalem,“ heißt es darin, „weit entfernt ein Gedicht zu ſeyn, iſt nichts, als „eine trockne und kalte Compilation. Die Einheit, „die darin herrſcht, iſt ärmlich und klein, wie die „eines Schlafzimmers in einem Kloſter; die Ein„heit des raſenden Roland hingegen gleicht der ei„nes unermeßlichen Pallaſtes. Der Plan des „Taſſo iſt, wie ein kleines, enges Häuschen ohne „Verhältniß, viel zu niedrig für ſeine Länge, das „über alte Mauern gebaut oder vielmehr zuſammen„geflickt iſt, wie die Hütten, die man jetzt in Rom „auf den Trümmern der prächtigen Bäder Diocle„tians ſieht. Der Verfaſſer hat nichts gethan, als „daß er Geſchichten, in verſchiedenen Sprachen ge„ſchrieben, in Verſe brachte: er iſt alſo kein Dich„ter, ſondern bloßer Verſificateur einer Geſchichte, „die nicht von ihm herrührt, und dieſe Geſchichte „nimmt ſich in den Feſſeln, die er ihr angelegt hat, „eben ſo gut aus, als eine Logik in der Form von „Trinkliedern. Arioſts Gedicht iſt ein großes und „prächtiges Tuch, Taſſos Gedicht hingegen nicht ſo„wohl ein Tuch, als ein Band, und (im Fall er „mit dieſer Vergleichung nicht zufrieden iſt,) kön„nen wir ihm leicht beweiſen, daß ſein Tuch ſo lang „und ſo ſchmahl iſt, daß es einem einzelnen „Faden ähnlicher ſieht, als einem Bande. Die „Ausdrücke in dieſem Gedichte — verdient es an„ders dieſen Namen — ſind ſo geſchraubt und ge„drechſelt, ſo rauh, gezwungen und widerwärtig, „daß man Mühe hat ſie zu verſtehen. Arioſt „verbindet Klarheit und Kürze: Taſſo's Kürze ſoll-

„te man lieber Hartleibigkeit *) nennen. Wollte „er doch kurz seyn, so hätte er nicht so viel Gewä„sche über Dinge machen sollen, die gar nicht zur „Sache gehören, und die Eigenschaft haben, die „Leser so zu quälen, daß sie fast eben so gern auf „der Folter liegen würden. Dieses holpriche, rau„he, von aller Klarheit entblößte, in das tiefste „Dunkel vergrabene Gedicht ist nirgend nur mit ei„niger Energie geschrieben, nirgend fähig, den „Leser — wir wollen nicht sagen zu begeistern „— nur im mindesten zu rühren. Allenthalben „nichts als Langeweile, Ekel, voller pedantischen, „spanischen oder lombardischen Worte, die größten„theils nicht einmal Worte, sondern Barbarismen „und u. s. w.“

Man wird heut zu Tage Mühe haben zu glauben, daß man sich je erkühnen können, im Namen einer ganzen Akademie, im Angesicht von ganz Italien, so von Tasso zu sprechen.

Tasso antwortete mit einer Mäßigung und Bescheidenheit, die das Publikum auf seine Seite brachte. Mehrere Fechter traten für ihn in die Schran-

*) Costipazione! Ein schöner und geschmackvoller Ausdruck für vorgebliche Eiferer für den guten Geschmack, für Richter über den Werth und Adel der Worte! Doch, Partheygeist war von je ein Despot, der die Gesetze selbst übertritt, die er giebt. Uebrigens gilt auch hiervon das bekannte: c'est tout comme chez nous! A. des Uebers.

Schranken, und brachen mit den Florentinern eine Lanze. Die Zeit that ihre gewöhnliche Wirkung: ſie brachte Kritiken und Antworten in Vergeſſenheit. Das Gedicht, das ſie veranlaßt hatte, blieb allein im Andenken. In einigen Gegenden Italiens räumte man ihm die erſte, in andern die zweyte, nirgend aber eine niedrigere Stelle ein.

Die klügſten und vorſichtigſten Männer enthielten ſich ganz zwiſchen Taſſo und Arioſt zu entſcheiden. Wirklich ſind auch ihre Plane, ihr Genie und ihr Styl ſo höchſt verſchieden, daß, genau genommen, ſich kaum ein Vergleichungspunkt ausfindig machen läßt. Der eine iſt mehr umfaſſend, der andere regelmäßiger; der eine fruchtbarer, der andere bedachtſamer; der eine ungezwungener und mannichfaltiger, der andere erhabener und ſich gleicher — man könnte ganze Seiten mit ſolchen Gegenſätzen füllen, die am Ende jedoch kein anderes Reſultat geben würden, als man auch ohne ſie angeben kann, nämlich, daß ſie beyde, nur in verſchiedenen Gattungen, die erſten ſind. Dieſes einzuſehen und in der größten Hitze des Streits drucken zu laſſen, hatte Orazio Arioſto Unbefangenheit und Geſchmack genug, ſo ſehr er Namens und Verwandtſchafts wegen ein Intereſſe gehabt hätte, ſich zur entgegengeſetzten Parthey zu ſchlagen. Dieß ſah und ſchrieb noch ganz vor kurzem Metaſtaſio — ein Name, bey dem man ſich gleich einen großen Dichter und einen hellen Kopf denkt — ob er gleich geſtand, daß, wenn er es ſchon nicht wage, einen von beyden großen Männern den Vorzug zu

geben, dennoch ſeine natürliche, und vielleicht übertriebene Vorliebe für Ordnung, Genauigkeit und Regelmäßigkeit, auf der Wagſchale ſeines Geſchmacks das Züngelchen immer mehr auf Taſſos Seite neigen werde.

In Frankreich hatte das befreyte Jeruſalem gewiſſermaßen ein beſſeres Schickſal, als in Italien. Ob es gleich anfangs nur durch ſchlechte Ueberſetzungen bekannt wurde, ſo erregte es doch viel Enthuſiasmus. Bald ſetzte man es neben die Iliade und Aeneide, und gegen die Mitte des verfloſſenen Jahrhunderts gehörte es zum guten Ton, ihm ſogar den Vorzug zu geben.

Boileau, der damals mit der Wachſamkeit einer Magiſtratsperſon und den Einſichten eines Geſetzgebers für das Intereſſe des Geſchmacks ſorgte, erklärte ſich in ſtarken Ausdrücken gegen dieſe Meynung, die ihm eine Ketzerey dünkte, und ſchlug ſie mit einem einzigen Vers, den ihm viele nie haben verzeihen können, darnieder:

Tous les jours, à la Cour, un ſot de qualité
Peut juger de travers avec impunité,
A Malherbe, à Racan, préférer Theophile,
Et le clinquant du Taſſe à tout l'or de Virgile.

Ich will hier nicht alles wiederholen, was man damals, nach der Zeit, und vorzüglich in unſern Tagen gegen dieſen Vers geſagt hat. Er iſt die Loſung aller Feinde von Boileau worden. Verſchiedene von ihnen, deren Kenntniß des Italieniſchen mittelmäßig genug iſt, beſchuldigen den Boi-

leau,

leau, er habe den Taſſo nicht verſtanden, *) und berufen ſich dabey auf den Ausſpruch Quintilians: Große Männer müſſe man nur mit Vorſicht und Beſcheidenheit beurtheilen, weil man Gefahr laufe, etwas zu verdammen, das man nicht verſtehe.

Dieſe Regel iſt gewiß vortreflich: nur kömmt hier von der andern Seite in Betracht, daß Boileau ſelbſt, in den Augen aller Leute von Geſchmack, einer von den großen Männern worden iſt, die man nicht ſo leicht hin beurtheilen darf, ohne ſich derſelben Gefahr auszuſetzen, für der Quintilian warnt. Wir wollen uns alſo, ehe wir die Richtigkeit ſeines Ausſpruchs unterſuchen, vorher in den wahren Sinn deſſelben zu bringen bemühen. Damit uns aber nicht eingenommene oder untreue Führer irre leiten, ſo wollen wir dabey keinen andern Ausleger zu Rathe ziehen, als den Dichter ſelbſt.

Verſchiedene Jahre darauf urtheilte er in ſeiner Dichtkunſt, als er bey Gelegenheit wieder auf den Taſſo kam, in viel gemäßigtern Ausdrücken von ihm:

Je ne veux point ici lui faire ſon procès;
Mais, quoique notre ſiècle à ſa gloire publie,
Il n'eut point de ſon livre illuſtré l'Italie,
Si ſon ſage heros, toujours en oraiſon,
N'eût fait que mettre enfin Satan à la raiſon,
Et ſi Renaud, Argant, Tancrede et ſa maitreſſe
N'euſſent de ſon ſujet égayé la triſteſſe.

Da

*) Der Verf. zielt hier auf Marmontel, Cübiere, und andere erklärte Gegner Boileaus. A. d. Ueberſ.

Da man nun aber gewiß durch Flittergold sein Vaterland nicht verherrlicht, und dieser Ausdruck bey einem Dichter, der immer das sagt, was er sagen will, entscheidend ist, so könnte man folgern, Boileau müsse damals von seinem Vorurtheile zurück gekommen seyn. Allein, scheint er nicht durch die Worte: „Was auch unser Jahrhundert zu seinem Ruhme sagen mag," das Urtheil des Jahrhunderts nur mit Einschränkungen gelten zu lassen? Erhellt nicht aus dem Verse: „Ich will ihm hier seinen Prozeß nicht machen" deutlich, daß er glaubte, Recht und Grund genug zu einem solchen litterarischen Prozeß zu haben? Gewiße Auskunft hierüber kann uns der Abbe' d'Olivet, in der Geschichte der französischen Akademie, im Artikel le Clerc geben.

„Kurz vor dem Tode des Hrn. Despreaux frag„te ihn jemand, ob er nicht seine Meynung über „den Tasso geändert habe? So wenig, erwieder„te er, daß ich, als ich jüngst den Tasso von neuem „las, bedauerte, mich nicht weitläuftiger über diese „Materie in einer meiner Betrachtungen über den „Longin ausgelassen zu haben. Ich würde damit „den Anfang gemacht haben, daß ich ihm ein erha„benes, viel umfassendes Genie, die glücklichste „Anlage zur Poesie und zwar zur höhern Poesie zu„gestanden hätte; allein wenn ich auf den Gebrauch „gekommen wäre, den er von seinen Talenten ge„macht, so würde ich gezeigt haben, daß die ge„sunde Vernunft bey ihm nicht immer die Herrschaft „führt; daß er in seinen meisten Erzählungen sich

„mehr

„mehr an das Angenehme, als an das Nothwen„dige hält; daß seine Beschreibungen fast alle mit „unnützen Zierrathen überladen sind; daß er in der „Schilderung der stärksten Leidenschaften, und mit„ten in der Unruhe, die sie erregen, plötzlich seinem „Witz die Zügel schießen läßt, und auf einmal alle „Rührung zerstört: daß er voll allzu geschmückter „Gemälde, gezwungener Wendungen, Spitzfindig„keiten und tändelnder Ideen ist, die kaum in sei„nem Amint, geschweige in dem befreyten Jeru„salem hätten Platz finden sollen. Dieses alles,“ schloß er nun, „der Beurtheilungskraft, der Wür„de und Majestät Virgils entgegengesetzt — was ist „es anders als Flittergold neben ächtem Golde?“

Dieß ist nicht mehr ein Vers, ein Einfall, eine satyrische Wendung, sondern ein ausführliches mit Gründen unterstütztes Urtheil nach einer neulichen Lectüre in einem Alter, wo dieser verständige und geschmackvolle Dichter, beydes, seinen Verstand und seinen Geschmack auf das vollkommenste ausgebildet hatte.

Doch, wenn man nun seine Meynung annimmt, was wird aus dem Ruhm des Tasso? Davon ist nicht die Rede. Die Frage ist: Ist diese Meynung gerecht oder ungerecht? Ein gleich großer Bewunderer von Boileau und Tasso, will ich mich bemühen, die Auflösung, wenn auch nicht selbst zu geben, doch wenigstens zu erleichtern. Boileau bedauerte, daß er sich in seinen Betrachtungen über den Longin nicht bey dieser Materie verweilt habe. Ich bedaure es noch mehr. Ich

schmeich-

schmeichle mir nicht, das zu ersetzen, was Er würde gesagt haben; um mich ihm aber so viel als möglich zu nähern, will ich seiner Eintheilung, und dem Plan, den er vorgezeichnet hat, genau folgen.

Daß das Genie des Tasso ein erhabenes, viel umfassendes Genie, daß seine Anlagen zur Poesie und zur höhern Poesie die glücklichsten gewesen, daran kann unmöglich jemand zweifeln, der sein Gedicht gelesen hat. Die Erfindungen sind groß und kühn, die Charaktere edel, und gut gehalten, die Gedanken und Empfindungen stark und feurig, die Reden voll Beredtsamkeit, die Beschreibungen reich und mannichfaltig, der Plan regelmäßig, ohne einförmig zu werden, die Begebenheiten überraschend, obgleich natürlich herbey geführt, die Episoden interessant, der Styl lebhaft, harmonisch, poetisch. Man sieht, daß sein Süjet seine ganze Seele füllte, und daß die Begeisterung, die ihm die Anrufung seines Gedichts eingab, ihn bis ans Ende begleitete.

Die Unternehmung, die er zum Stoff seines Liedes wählte, hatte damals allgemeines Interesse. Das Andenken an die alten Kreuzzüge war noch nicht erloschen. Kaum waren hundert Jahre verflossen, daß man auf den Punkt gestanden hatte, einen neuen anzustellen, *) und es fehlte nicht an Leuten, die sich mit der Hoffnung schmeichelten, eine

*) Pabst Pius der II. war ein eifriger Beförderer dieses Unternehmens, und wollte das Haupt dieser Verbindung werden. Als er sich aber noch mit diesem Projekt beschäftigte, starb er.

ne solche grausame und fromme Ausschweifung zu erleben. Tasso, hingerissen von dem Geist seines Zeitalters, wünschte es selbst: man sieht das aus einem Briefe von ihm, *) und im Eingang seines Gedichts verspricht er dem Alphons, daß wenn die Christen einmal unter sich des Friedens genießen, und sich versammeln sollten, den Ungläubigen ihre reiche und ungerechte Beute zu entziehen, Er zum Anführer der Unternehmung erwählt werden würde. (1. Ges. 5. St.) Mit diesem allgemeinen Interesse verknüpfte er, nach dem Beyspiel des Virgil und Ariost, noch ein besonderes. Virgil besang, dem August zu schmeicheln, den fabelhaften Ursprung des Geschlechts von diesem Kaiser, und im Laufe seines Gedichts schweift er oft in ein Lob desselben aus. Ariost hat dem seinigen noch öfter Lobeserhebungen der Prinzen aus dem Hause Este eingeflochten. Tasso wählte zu seinem Helden gleichfalls einen

*) Ein angesehener Gelehrter, Orazio Lombardelli, gab dem befreyten Jerusalem viele Lobsprüche, tadelte aber den Titel desselben. Einer von seinen Gründen, dessen Werth wir übrigens hier nicht bestimmen wollen, war: die Türken könnten davon Veranlassung zu Spöttereyen gegen die Christen nehmen, die Jerusalem wieder verloren hätten. Tasso sagt in seiner Antwort, er besorge wenig von diesen türkischen Spöttereyen, überdieß würde ein Spott, der im Stande wäre, den edlen Zorn der Christen zu reizen, keinesweges unnütz oder schädlich seyn.

nen Sprößling dieses Stamms, und versäumte die Gelegenheit nicht, die Vorfahren dieses Alphonso zu verherrlichen, der seine Lobsprüche eben so schlecht belohnte, als der Cardinal Hippolytus die des Arioſts.

Es scheint nicht, daß Homer einen ähnlichen Zweck gehabt. Sein Ziel war der Beyfall von ganz Griechenland: er besang die berühmteſten Helden desſelben, ohne irgend einem griechiſchen Fürſten insbesondere zu schmeicheln, es müßte denn ein Nachkomme des Achills gewesen seyn. Homer iſt ein Nationaldichter; Virgil, Arioſt und Taſſo ſind höfiſche Dichter (poëtes courtiſans). Homer iſt ganz bey seiner Handlung; obgleich immer begeiſtert, begnügt er ſich doch, die Vergangenheit zurückzurufen und zu ſchildern, und giebt ſich nirgend für einen Propheten der Zukunft aus. Virgil mißbrauchte zuerſt die Erfindungen des Genies zu Schmeicheleyen. Er ließ den Aeneas in den Orkus hinabſteigen, dort aus dem Munde ſeines Vaters Anchiſes eine Lobrede Julius Cäſars und Auguſts zu hören. Er ließ für den Aeneas ein Schild vom Himmel kommen, worauf die künftigen Thaten der Römer, und die des Zerſtörers der Freyheit von Rom eingegraben waren. Dieſe Ideen waren zu ſinnreich, um nicht Nachahmer zu finden. Nach dem erſten dieſer Beyſpiele läßt Arioſt ſeine Bradamante in Merlins Höhle fallen, wo Meliſſe alle Helden des Hauſes Eſte bis auf den Cardinal Hippolyt vor ihren Augen die Muſterung paſſiren läßt — nach dem zweyten giebt Taſſo dem Rinald

einen

einen Schild, auf dem alle seine Vorfahren abgebildet sind, und läßt ihm, durch einen alten Magier, eine lange Reihe berühmter Nachkommen schildern, die sich beym Herzog Alphons endigt. Von diesem Kunstgriffe haben in der Folge fast alle epische Dichter unter allen Nationen, mit mehr oder weniger Glück und Geschicklichkeit, Gebrauch gemacht. Doch muß man den Milton hiervon ausnehmen, der, ohnerachtet seiner Sonderbarkeiten, der homerischste unter den neuern Dichtern ist. *)

Ariost und Tasso machten sich auf diese Weise wohl Virgils Erfindungen, Schmeicheleyen anzubringen, zu eigen: allein das war ihnen nicht möglich, ihren Nachahmungen eben so viel Interesse und

*) Diese Behauptung des Verf. zu prüfen, ist der Raum einer Note zu eng. Dem Milton aber kann man es so wenig, als Klopstocken, zum Verdienst anrechnen, daß er in sein Gedicht keine Schmeicheleyen auf einen Fürsten oder Großen der Erde eingewebt: die Natur seines Gegenstandes machte es ihm unmöglich. Uebrigens hat den Verf. sein Gedächtniß verlassen, wenn er behauptet, Milton habe keine Prophezeihungen künftiger Dinge in seinem Gedichte. Er läßt allerdings von dem Erzengel Michael dem Adam in der Kürze das merkwürdigste erzählen, was sich von ihm bis auf unsre Zeiten, ja bis ans Ende der Welt zutragen werde. Man sehe das eilfte und zwölfte Buch des verlornen Paradieses.

und Größe zu geben. Der Abstand von dem August bis auf den Hippolyt und den Herzog von Alphons — von den Herren der Welt zu kleinen Gebietern von Ferrara war zu groß. Dem Ariost indeß machte diese Verschiedenheit wenig Kummer. Gewissermaßen allein auf diesen Hof eingeschränkt, hatte er sonst keine Absicht, als ihm zu gefallen: mitten unter den Thaten seiner Helden verliert er das Haus Este nie aus den Augen: alles bezieht sich auf dasselbe, und wird gleich aller dieser Weyhrauch für uns bisweilen lästig, so müssen wir wenigstens die Kunst bewundern, womit der Dichter sein Opfer so oft und doch immer mit einer neuen Wendung dargebracht hat.

Tasso, ob er gleich demselben Hof ergeben war, setzte sich weniger enge Schranken. Da er keinen Roman, sonder ein wahres episches Gedicht schrieb, so nahm er mehr auf das allgemeine, als das besondere Interesse Rücksicht. Ihm genügte einen Prinzen aus dem Hause in sein Gedicht gebracht, und ihn zum Achill dieser neuen Iliade gemacht zu haben: nur ein einzigesmal spricht er etwas ausführlich von den Helden dieses Geschlechts, und widmet ihnen nicht mehr, als zwanzig Stanzen am Ende seines siebenzehnten Gesangs.

Wie es aber in gewisser Rücksicht nicht die Handlungen Achills sind, die den Knoten der Iliade schürzen, so sind es auch nicht Rolands Thaten, sondern seine Entfernung vom Heere der Christen, welche die Belagerung Jerusalems verzögert, und die Zwischenfälle des Gedichts veranlaßt. Alles,

was dieſer Entfernung vorher geht, dient nur zur Vorbereitung auf das, was ihr folgen wird: Die Begebenheiten, die ſeine Verbannung hervorbringt, zwecken dahin ab, den Wunſch nach ſeiner Rückkehr rege zu machen. Er kömmt, und die Hinderniſſe verſchwinden, nichts hält die Chriſten weiter auf: neue Feinde ſchaffen nur neue Siege: Jeruſalem wird erobert, und das Gedicht ſchließt ſich.

Der Geiſt der Chevalerie, der das ganze Werk beſeelt, gab das Mittel an die Hand, Rinalden von dem chriſtlichen Heere zu entfernen: die Magie, welche die Maſchinerie und das Wunderbare des Gedichts ausmacht, hält ihn erſt vom Lager entfernt, und führt ihn endlich dahin zurück. Er tödtet Gernanden, der ihn beleidigt hat. Gottfried will ihn in Feſſeln legen laſſen. Rinald, ſchrecklicher als Mars, bewaffnet ſich, dieſen Schimpf abzuwehren. Endlich gelingt es Tankreden, ihn zu beſänftigen, und zu bewegen, ſelbſt das Exil zu wählen. Er entfernt ſich allein, blos von zwey Schildknappen bekleidet; den Kopf voll ſtolzer Plane; entſchloſſen, ſich mitten unter feindliche Nationen zu wagen, Egypten zu durchirren, und mit gewaffneter Hand bis zu den unbekannten Quellen des Nils zu dringen.

Zum Unglück für alle ſeine ſchönen Projekte fällt er in Armidens Schlingen. In eine der glücklichen Inſeln entrückt, vergißt er in den Armen dieſer Zauberinn Jeruſalem, die Chriſten und den Ruhm. Sehr geſchickt hat der Dichter das Schimpfliche, das dieſe Vergeſſenheit ſonſt für den

Helden gehabt haben müßte, zu vermeiden gewußt. Sie ist bey ihm die Wirkung eines magischen Zaubers, dem keine menschliche Kraft widerstehen kann. Nur ein gegenseitiger Zauber kann ihn zerstören. So wie Rinald die Augen auf den Schild wirft, den Ubald ihm entgegen hält, so wie er sich darin entwaffnet, gesalbt, mit Bluhmenkränzen geziert erblickt, entreißt er sich der Wollust, ergreift er wieder seine Waffen, seinen Muth, und athmet nur Kämpfe und Gefahren.

Warum aber ruft man ihn aus seiner Verbannung zurück? Warum geht man, ihn am Ende der Welt aufzusuchen? Um den Stamm einer Myrthe mitten in einem bezauberten Walde umzuhauen. Man hat dieß kleinlich, und der Würde der Epopöe unwürdig gefunden. Ausgemacht ists; Achill, wenn er endlich seine Schiffe verläßt, den Tod seines Freundes zu rächen, wenn er durch Einen Schrey das ganze trojanische Heer erschreckt, alles zu Boden wirft, was sich ihm entgegensetzt, nichts sucht, nichts nennt, nichts sieht, als Hektorn, und endlich die Rache der Freundschaft an diesem fürchterlichen Feinde befriedigt — dieser Achill freylich hat einen andern Adel, eine andre Energie und Größe.

Indeß darf man den Tasso nicht ganz verdammen. Er fürchtete ohnstreitig, wenn er Rinalden zu sehr heraushöbe, die andern christlichen Helden zu erniedrigen, und den Charakter Gottfrieds zu sehr herabzusetzen. Tapferkeit allein konnte Jerusalem nicht erobern. Nach dem Gebrauch der damaligen Zeiten, waren Maschinen nöthig, die

Mauern

Mauern zu erſchüttern und umzuwerfen. Nur Ein Wald iſt da, der das zum Baue dieſer Maſchinen nöthige Holz liefern kann. Jsmen bezaubert dieſen Wald, und ſo iſt den Chriſten der Zugang verſperrt. Wer ſich in ſeine Nähe wagt, wird durch Erſcheinungen und außerordentliche Wunder erſchreckt. Unterirrdiſches Getöſe, Erdbeben, Gebrüll und Geheul wilder Thiere — dann verzehrendes Feuer, glühende Mauern, ſchreckliche Ungeheuer, die ſie hüthen — erſt werden die Arbeiter, dann die Soldaten, die Gottfried hinſendet, zurück geworfen, und verbreiten ihren Schrecken durch die ganze Armee. Alceſt, der Anführer der Helvetier, ein Mann von einer dummen Verwegenheit, wie Taſſo ſich ausdrückt, „der die Sterblichen ſo wenig achtete, wie das Sterben,“ *) und den bis jetzt noch nichts erſchreckt hatte, nähert ſich, und kann den Anblick dieſer ſchrecklichen Phantome nicht aushalten. Tankred endlich, der unerſchrockne Tankred, wird zwar weder durch das Getöſe, noch durch das Feuer, noch durch die Ungeheuer geſchreckt, allein wie er alle Hinderniſſe beſiegt zu haben glaubt, und im Begriff iſt, den geheimnißvollen Baum umzuhauen, hört er den klägelichen Ton der Stimme Clorindens aus ihm erſchallen:

*) Sprezzator di' mortali e della morte.
Dieſer Vers gefiel unſerm Dichter ſowohl, daß er ihn im 17. Geſange, 30 St. wo er vom Rimedon ſpricht, von Wort zu Worte wiederhohlt.

len: Liebe und Mitleid vermögen über ihn, was Furcht nicht vermocht hatte. Er weicht. Gottfried, betroffen von seiner Erzählung, will selbst das Abentheuer im Walde bestehn, allein Peter der Einsiedler hält ihn zurück, spricht im prophetischen Tone zu ihm, und belehrt ihn, daß dieses Unternehmen dem Rinald vorbehalten sey. Dudo erscheint ihm im Traume, meldet ihm, daß dieß der Befehl des Himmels sey, und heißt ihm, die Rückkehr von Bertholds Sohn nicht, als geschäh es aus eignem Trieb, zu befehlen, sondern sie den Bitten seines Onkels Welf zu gewähren, dem Gott zu derselben Zeit eingiebt, darum anzuhalten.

Auf diese Weise leidet weder die Tapferkeit der christlichen Krieger, noch das Ansehn des Feldherrn. Rinald kommt zurück. Erhaben über Furcht, Sieger selbst über sein Mitleid, fällt er die Myrthe, und löst den Zauber.

Unstreitig ist sehr viel Kunst in der Anlage dieses Theils der Handlung: und fast das ganze Gedicht ist mit demselben Geschick angeordnet. Immer entspringt eine Begebenheit aus der andern, und alle wirken zusammen, ein Ganzes zu bilden, das sich mit vieler Ordnung und Klarheit entwickelt. Der Dichter eilt rasch seinem Ziel entgegen, und verweilt er sich bisweilen auf dem Wege, so verweilt man gern mit ihm. Mit Einem Worte, was den Plan oder die Fabel betrift, so erreichen wenige Dichter den Tasso, und vielleicht übertrift ihn nicht Einer.

Die Verschiedenheit der Nationen, Religionen und Gebräuche, bot ihm eine große Mannichfaltigkeit von Gemälden, und, was noch mehr werth ist, von Charakteren dar. Verwirrung zu vermeiden, hat er aus beyden Heeren die wichtigsten Personen ausgewählt, die er, so zu sagen, im Vordergrund seiner Schilderey sich bewegen läßt, indeß die andern sich nur in der Tiefe desselben zeigen. Unter den Christen ziehen gleich Anfangs Gottfried, Rinald, Tankred die Augen auf sich. Welf, Raimond von Toulouse, Baldovin, Eustaz, der Bruder des Feldherrn, Odoard und Gildippe, diese beyden zärtlichen Gatten, so fest an einander hangend, daß sie sich nirgend, nicht einmal im Kampfe verlassen, und so glücklich, zusammen zu sterben, Roger, die beyden Robert, und mehrere Andere glänzen im zweyten Range, und erscheinen bald zusammen, bald einzeln, ohne sich zu schaden und zu verwirren.

Von heidnischer Seite würde Aladin die Belagerung der Stadt nicht haben aushalten können, hätte er zu seiner Vertheidigung nichts als die Truppen gehabt, die mit ihm eingeschlossen waren. Nicht Ein vorzüglicher Streiter thut sich unter ihnen hervor: von der einen Seite muß also Clorinde, von einer andern Argant, von der dritten Solimann kommen. So bald sie aber vereinigt sind, werfen diese drey, auf ganz verschiedene Weise heroischen Charaktere, einen so wunderbaren Glanz von sich, daß man ihm bisweilen gar Schuld geben könnte, er verdunkle den der christlichen Helden.

Die zärtliche Erminia bringt mitten zwischen diese starken Farben eine sanfte Schattirung, auf der das Auge mit Wohlgefallen ausruht. Dann erscheint die Zauberinn Armide, und zieht alle Blicke auf sich. Dieß ist eine von den glücklichen Erfindungen, die aus der schöpferischen Phantasie eines Dichters hervortreten, sich dem Gedächtnisse der Menschen eindrücken, und nie wieder verschwinden.

Die ägyptische Armee, die am Ende des Gedichts erscheint, die Tapferkeit der Christen in ihrem schönsten Lichte zu zeigen, liefert gleichfalls neue Charaktere, worunter sich der des Adrasts und Tissaphernes besonders auszeichnen. Sie veranlaßt nicht nur neue Vorfälle, sondern auch eine neue poetische Musterung, neue Gemälde von fremden Sitten und Gebräuchen, und ist endlich ein neuer Beweis von der fruchtbaren Einbildungskraft Tasso's und dem Umfang seines Genies.

Die Beweise von der Erhabenheit desselben sind gewissermaßen durch das ganze Gedicht zerstreut. Man findet sie in der Anrufung, die an jene Muse gerichtet ist, die auf dem Helikon ihre Stirn nicht mit einem verwelklichen Lorbeer geschmückt hat, sondern mitten unter den Chören der Himmlischen eine Krone von Gold und unsterblichen Sternen trägt. Man findet sie in der Art, wie der Dichter den Inhalt seines Lieds ankündigt, in diesem Blick, den der Ewige auf Syrien und das Heer der Christen wirft, ein Blick, der in das Innere der Herzen aller Führer dringt, und uns mit hineindringen läßt. Man findet sie

in

in der kurzen, aber meisterhaften Schilderung des furchtbaren Charakters Argants, wie er vor den versammelten Christen seinen Mantel schüttelt, und Wuth, Zwietracht und Krieg heraus zu hohlen scheint. Die hölliſche Versammlung, obschon aus dem Vida nachgeahmt und fast übersetzt; *) der Tod des jungen Sueno und seine Rede vor dem Kampfe; Solimans Flucht, die Beschreibung des Throns des Ewigen, die von jener schrecklichen Dürre, die das Heer der Christen hart an den Rand des Untergangs bringt; eine große Anzahl Gedanken und Gesinnungen — bisweilen in dem edelsten und poetischsten Styl vorgetragen, z. B. die Rede jenes Greises, dem Rinald unser wahres Wohl nicht in reizenden Thälern zwischen Quellen und Bluhmen, unter Nymphen und Syrenen, sondern auf dem Gipfel des steilen Bergs zeigt, den die Tugend bewohnt — bisweilen durch die bloße Stellung oder die Mienen und Geberden ausgedrückt; da, wo eben dieser Rinald (welchem Tankred hinterbringt, daß Gottfried ihn verhaften lassen will,) erst lächelt, eh er antwortet, und Unmuth und Verachtung durch sein Lächeln hindurchblickt — diese und tausend andre Züge, die das ganze Gedicht beseelen, sind eben so häufige als überzeugende Beweise von der Erhabenheit und dem Schwunge des Genies von Tasso.

*) S. Christias L. I.

Allein, fragt sich nun, werden diese zahlreichen Schönheiten nicht von den Fehlern verdunkelt, die Boileau ihm vorwirft? Dieß müssen wir noch untersuchen. Doch, ehe wir uns in dem befreyten Jerusalem nach Beyspielen umsehen, die Boileaus Ausspruch rechtfertigen, wollen wir vorher hören, was einige von Tassos Freunden, und was er selbst von diesem Werke urtheilte.

Man weiß, daß Tasso sehr jung war, als er sein Gedicht anfing. So wie er einen Gesang fertig hatte, machte er sich das Vergnügen, ihn seinen Freunden vorzulesen. Er lieh ihnen die Handschrift ohne Mißtrauen, sie nahmen ohne Bedenken Abschriften davon. Ehe er aber alle einzelne Theile seines Werks hatte verbessern können, erschien es ohne sein Wissen und Willen im Druck, und verbreitete sich durch ganz Italien.

Kurze Zeit drauf nahm sein Unglück seinen Anfang, und er sah sich außer Stand, selbst eine verbesserte Ausgabe davon zu besorgen, obgleich niemand mehr als er die Nothwendigkeit dieser Verbesserung fühlte. Seine Freunde, seine Bewunderer fühlten sie so sehr, wie er. „Dieses Gedicht,“ schrieb Lombardelli, „macht der Religion, der Poesie, und unserm Jahrhundert sowohl als dem Verfasser Ehre. Ich bin überzeugt, die besten Köpfe Italiens werden es mit Vergnügen commentiren, und alle Schönheiten desselben ins Licht setzen, besonders, wenn der Verfasser erst die letzte Hand daran gelegt haben wird. Gott gebe, daß es ihm

möglich

möglich werde, und daß ſein Gedicht nicht daſſelbe Schickſal erlebe, wie die Aeneide!“

Pellegrino iſt in dem Dialog, den er gewiſſermaßen dem Ruhm des Taſſo gewidmet hatte, derſelben Meynung. „Laßt uns hoffen, ſagt er, daß wenn der Himmel, ihm ſowohl als unſerm Jahrhundert die Gunſt erzeigt, ihm die Geſundheit wieder zu geben, er die letzte Hand an ſein befreytes Jeruſalem legen wird, daß er es erweitern, einige Stellen, die jetzt noch dunkel und abgebrochen ſcheinen, verbeſſern, und das Gedicht zu dem möglichen Grade der Vollkommenheit bringen wird. Eh ihm dieß Unglück begegnete, ſagte er ſchon oft, daß er nicht ganz mit ſeiner Arbeit zufrieden wäre, und verſchiedene Veränderungen damit vorzunehmen Willens ſey. Es iſt alſo wohl ausgemacht, daß ohne die Krankheit des Verfaſſers das Gedicht manchen Fehler weniger haben würde, als es jetzt hat.“

Taſſo ſagt in ſeiner Antwort an die Akademie von dieſer Stelle: „Der Verfaſſer des Dialogs ſagt hier zu meiner Vertheidigung, was ich ſelbſt ſagen würde. Ich ſetze nur noch hinzu, daß ich dieſes Gedicht, ſo wenig als meine übrigen Arbeiten, je ſelbſt durchgeſehen, verbeſſert oder herausgegeben habe. Wollte Gott, daß es mir erlaubt wäre, es zu thun!“ — An mehrern Orten wiederholt er dieſen Wunſch, und man bemerkt oft in ſeinen Antworten, daß er ſeine Fehler recht gut kannte.

„Unter den getadelten Ausdrücken,“ ſagt er anderswo, „ſind manche, die ich mir vorgenommen

hatte

hatte zu ändern. Da nun aber die Einwürfe meines Tadlers, wenn sie ungegründet sind, mich nicht bewegen, meine Verse zu ändern, so wäre es wohl sehr unvernünftig, wenn sie mich bewegen sollten, sie nicht zu verbessern, wo ich es selbst für nöthig achte, besonders, da ich bis jetzt keine Ausgabe meines Gedichts selbst besorgt habe.“ Und noch an einer andern Stelle: „Da wo man die Worte anführt, deren ich mich bedient habe, mischt man sie so durch einander, und verunstaltet sie so, daß ich sie selbst nicht wieder erkenne. Auch habe ich keine Lust, sie in einem Gedichte aufzusuchen, das ich seit zehn Jahren nicht gelesen, und worin ich gewiß nicht blos Worte, sondern noch viel andre Dinge geändert haben würde, hätte ich die letzte Hand daran legen können.“

Wenn die Akademie ihm Zwang und Affektation im Styl, zugespitzte Gedanken und Wortspiele vorwirft, so antwortet er: „Meine Gegner bedienen sich meines eignen Urtheils, wie ich es mehrern Personen mitgetheilt habe: wollte ich demnach den Schlag, der mir droht, von mir abwenden, so müßte ich mich selbst widerlegen. Was soll ich also thun, liebe Freunde? Den Streich erwarten, meinen Hals dem Schwerte darreichen, wie es jene römischen Senatoren machten, da Rom von den Galliern erobert worden war? oder sollte mir nicht jede, wahre oder falsche Vertheidigung gegen meine Widersacher erlaubt seyn?“ Ein Unterredner giebt ihm den Rath, sich mit den Waffen der Griechen

chen zu bedecken, *) wie Aeneas in dem Brand von Troja that, und ſich unter die Feinde zu miſchen. Taſſo geſteht, daß er dabey ſeine Rechnung nicht finden werde, weil Homer und Virgil nur höchſt ſelten mit Worten ſpielten. „Eher," ſetzt er hinzu, „müßte ich den Fürſten von Solmone bitten, mir die Waffen zu überlaſſen, deren ſich ſein Dichter bediente. **) Der Sekundant meines Gegners würde wahrſcheinlich damit zufrieden ſeyn, denn Er hat ihm die Waffen gegeben, deren ſich Menander und Terenz, oder vielmehr Ariſtophanes bedienten, ***) und die ſich noch weit weniger hieher ſchickten." In dieſem metaphoriſchen Style ſpricht er noch eine Weile fort, und verläßt ihn nur, eine Reihe von Trugſchlüßen vorzubringen, die aber, wie man aus dem obigen ſieht, nicht einmal ihn ſelbſt täuſchten.

Wer ein beſtimmteres Geſtändniß verlangt, findet es in der naiven und rührenden Antwort auf die Vorwürfe, welche die Akademie ihm in ſo harten und ſtolzen Ausdrücken gemacht hatte: „Ich, der es gern, obſchon nicht ohne allen Schmerz dulde,

*) d. i. ſich auf das Beyſpiel der Griechen zu berufen.

**) Ovid, der aus Solmone gebürtig war. Man ſieht, daß Taſſo an ſich ſelbſt einige von den Fehlern erkannte, die man dieſem Dichter vorrückt.

***) d. h. die Waffen des Spottes und Sarcaſmus.

de, daß man mich von meiner Unwiſſenheit befreyt, ich werde dem Arzte ſagen: ich bin krank, weil ich in meiner Jugend die Süßigkeit der Seelenſpeiſe zu ſehr gekoſtet, und Würze für Nahrungsmittel genommen hatte. (Prendendo il condimento per nudrimento.) Indeß ſind deine Arzneyen zu übelſchmeckend: ich fürchte, ich werde mich nicht überwinden können, ſie zu nehmen. In der That eine neue Heilart, ein neuer Kunſtgriff, den Becher mit Galle, ſtatt mit Honig zu beſtreichen, damit ihn der Kranke nicht zurückweiſe!“ *)

Kann es nach ſolchen Aeußerungen wohl noch erlaubt ſeyn, ein Gedicht, in dem der Verfaſſer ſelbſt ſo viel Mängel entdeckte, und das er in reifern Jahren das Spielzeug ſeiner Jugend **) nannte, als ein Meiſterſtück ohne Fehler zu betrachten? Verdient Boileau, dieſer Mann von ſo richtigem und ſtrengen Geſchmack, noch Vorwürfe, daß er in dem befreyten Jeruſalem die Spuren dieſes ausſchließenden Geſchmacks für die Süßigkeit der Seelenſpeiſen, und jener gefährlichen Gewohnheit Würze

*) Eine Anſpielung auf die ſchöne Vergleichung des Lukrez, die unſer Dichter ſchon im erſten Geſang des befreyten Jeruſalems ſo glücklich angebracht hatte:

Così a l'egro fanciul etc.

**) Gli scherzi dell' età più giovanile, im Anfang ſeiner Abhandlung: Del Giudicio.

Würze für Nahrungsmittel zu nehmen, bemerkte? Laßt uns nunmehr einen Augenblick bey jedem Punkte der Anklage verweilen; laßt uns ſehn, ob der Freund und Lehrer des Racine den Taſſo richtig oder falſch geſchätzt hat.

I. Die geſunde Vernunft führt bey ihm nicht immer die Herrſchaft. Geſunde Vernunft bedeutet hier jene Klugheit, die Horaz das Prinzip und die Grundlage der Kunſt zu ſchreiben nennt. *) Sie beſteht in der Schärfe der Beurtheilungskraft, iſt ein Feind alles Uebertriebenen, alles Gezwungenen und Geſuchten, und hält den durchdringendſten Scharfſinn und die fruchtbarſte Phantaſie immer in den richtigen Schranken — ſie iſt jene herrliche Eigenſchaft, welche die Natur dem Menſchen als ſein vorzüglichſtes Attribut gegeben zu haben ſcheint, und das er nur durch hartnäckiges Beſtreben und Studieren erſticken kann. Geſunde Vernunft glänzt mit ſanftem Schimmer in allen guten Schriftſtellern des Alterthums; denn ſie lebten der Natur näher, zogen nur ſie zu Rathe, und entlehnten, ſie zu ſchildern, keine andern Farben als ſolche, die ſie ſelbſt darbot. Nur ſelten hingegen findet ſie ſich unter den Neuern — denn unter allen neuern Nationen folgen die Schriftſteller mehr dem Nationalgeſchmack, als der Stimme der Natur, und dieſer Geſchmack iſt, wie die Sitten dieſer

*) Scribendi recte ſapere eſt principium et fons. *De Arte Poet.*

dieser Nationen, ein seltsames Gemische von Verdorbenheit, Vorurtheilen und Barbarey.

Wenig Schriftsteller haben Stärke genug, sich von ihrer Nation und ihrem Jahrhundert zu isoliren. In dem Zeitalter, in dem Tasso schrieb, war Italien von Witzsucht und scholastischer Philosophie angesteckt. Petrarch hatte, so zu sagen, einen Spiritualismus und Mysticismus der Liebe geschaffen, den man immer höher zu treiben bemüht war. Die Petrarchisten, denen das Genie ihres Vorbilds fehlte, übertrieben seine Fehler so sehr, daß sie sich am Ende selbst nicht mehr verstanden. Petrarch und seine Nachahmer hatten eine Menge kostbarer und gesuchter Ausdrücke in die Sprache gebracht, die vielleicht damals zu geläufig waren, um unnatürlich zu scheinen, die aber die heutigen Italiener selbst für das erkennen, was sie sind. Tassos erste Gedichte beweisen zur Gnüge, daß er bey aller Ueberlegenheit seines Geistes doch weit entfernt war, sich für den glänzenden Fehlern seines Zeitalters zu hüthen.

Als er sein befreytes Jerusalem anfing, nahm er sich wahrscheinlich vor, seine Manier zu ändern, und in seinem Styl, so wie in verschiedenen Episoden und der Anlage seiner Fabel, dem Homer und Virgil nachzuahmen, die er unabläßig studierte, und von denen er nicht ohne Begeisterung sprach: allein man weiß, was für Gewalt die ersten Angewohnheiten über den Geist sowohl als über den Körper haben. Ohnerachtet seines Bestrebens sieht man in seinem Gedichte, mitten unter den größten Schönheiten

heiten des Styls, unglückliche Spuren seines frühern Hanges zum Uebertriebenen und Gezwungnen.

Die romantischen Gedichte oder epischen Romane, die Italien vom Morgante bis zum rasenden Roland überschwemmten, hatten zugleich in die Sprache und Köpfe der Italiener eine Menge sinn- und geschmackloser Ausdrücke und Ideen gebracht. Wie wäre es möglich gewesen, daß Tasso, der sich von Jugend auf so fleißig mit der Lektüre dieser Schriften beschäftigte, daß er im Stande war, bereits in seinem siebenzehnten Jahre selbst eine Stelle unter diesen Sängern einzunehmen, ohnerachtet der bessern Einsichten, die er sich in der Folge von der Beschaffenheit der wahren Epopöe verschafte, nicht auch in seinem Gedichte einige von den Fehlern hätte beybehalten sollen, die er sich in den Ritterromanen zu entschuldigen, ja selbst nachzuahmen gewöhnt hatte?

Tassos Philosophie war die des Aristoteles, verbunden mit der platonischen. Vom Aristoteles hatte er alle Feinheiten und Spitzfindigkeiten der Dialektik gelernt: Sophismen waren ihm geläufige Waffen worden. In seinen prosaischen Schriften bedient er sich ihrer hier und da auf eine Art, welche die Schule vielleicht billigt, die gesunde Vernunft aber verwirft. Es ist betrübt, wenn man sieht, daß ein so vortrefliches Genie sich zu Armseligkeiten und kindischen Einfällen, wie folgender ist, herablassen kann. Um dem rasenden Roland unter den epischen Gedichten einen Rang anweisen zu können, hatte die Akademie behauptet: Heroisches Gedicht

und Roman sey ganz Eins. „Was weder ganz noch Eins ist," erwiedert Tasso, „kann nicht ganz Eins seyn, nun ist das Gedicht Arioſts weder ganz noch Eins, folglich kann es nicht ganz Eins mit einem heroischen Gedichte seyn." *) Erlaubt sich ein Schriftsteller in einem kritischen Werke und in seinen reifern Jahren — er war damals ein und vierzig Jahr alt — ein solches Räsonnement, so ist es wohl kein Wunder, wenn er in seinem frühern Alter, und in einem Werke, wobey blos die Imagination beschäftigt war, sich bisweilen den strengen Gesetzen der gesunden Vernunft entzogen hat.

Vom Plato hatte er gelernt, sich in Speculationen und Meditationen zu vertiefen, und sein von Natur hoher Geist hatte leicht den Eindruck der schönen Moral angenommen, die der größte der Philo-

*) Der Infarinato, (Jac. Salviati) dem die Akademie aufgetragen hatte, dem Tasso zu antworten, macht sich über diese schlechte Sophisterey durch eine andre noch seltsamere und schlechtere lustig, die indeß nur desto bessere Wirkung thut. Um sie zu verstehen, muß man sich erinnern, daß Tasso im Italienischen auch einen Dachs bedeutet. »Auf diese Weise, sagt er, ließe sich auch »beweisen, daß Sie nicht der Tasso (il Tasso) »seyn könnten. Denn, könnte man einwenden, »wären Sie der, so wären Sie ein Artikel; und »wären Sie Tasso, so wären Sie ein vierfüßiges »Thier."

Philoſophen ſo vortreflich durchdacht und ſo beredt vorgetragen hat. Nach ſeinem Beyſpiele verfertigte er Dialogen, in denen man oft Schönheiten, ſeines Meiſters würdig findet, die aber häufiger durch ſcholaſtiſche Spitzfindigkeiten, von denen man auch Platos Werke nicht immer frey ſprechen kann, entſtellt werden. Sein Gedicht iſt voller Spuren ſeines Platonismus: man erkennt ihn oft an dem Adel und der idealen Schönheit ſeiner Gedanken und Maximen, noch öfter aber an jener Metaphyſik der Liebe, die Petrarch Mode gemacht hatte, und deren ſich die Liebenden beym Taſſo, faſt immer und in jeder Lage, in Freud und Leid, im Glück und Unglück, ſtatt der Sprache der Natur bedienen.

Auch die übertriebene Neigung für die Allegorie hatte er vom Plato angenommen. Sie ging ſo weit, daß er in den Gedichten Homers und Virgils nichts als eine fortlaufende Reihe von Allegorien ſah, und dieſem Beyſpiele zufolge, ſein ganzes befreytes Jeruſalem allegoriſiren wollte.

Einige Theile jener Gedichte waren vielleicht allegoriſch. Vielleicht verhüllten der Sänger des Achilles und Aeneas, nach dem Beyſpiele der erſten Dichter, mit dieſem ſinnreichen Schleyer die erhabenſten Wahrheiten der Phyſik und Aſtronomie: allein, wer ſich einbilden kann, das ganze Gewebe ihrer Fabeln ſey eine pure Allegorie, die Helden derſelben nichts als Sinnbilder: wer glauben und ſchreiben kann, die Iliade ſey ein Bild des bürgerlichen Lebens, die Odyſſee des contemplativen Lebens, die Aeneide eine Miſchung von beyden: wer

im Ernste behaupten kann, daß Ulyß bey seiner Abreise von der Kalypso blos deshalb allein, und nicht von einem Heer oder einer Menge Diener begleitet, Agamemnon im Gegentheil blos deshalb als Anführer des ganzen griechischen Heers, und Achill als Befehlshaber aller Myrmidonier auftrete, weil der contemplative Mensch allein, der thätige hingegen in der bürgerlichen Gesellschaft lebe — daß Aeneas, wenn er kämpft, oder andere bürgerliche Handlungen verrichtet, von Gefährden umringt sey, sie hingegen alle, und selbst seinen getreuen Achates verlasse, wenn er in Elysium hinab steigt, und der Dichter das nicht von Ohngefähr, sondern mit reifer Ueberlegung gethan habe, weil diese Reise ein Bild der Betrachtung der Belohnungen und Strafen sey, die den Seelen der Guten und Bösen in jener Welt bevorstehen — wer diese und mehrere ähnliche Träumereyen zu allgemeinen Grundsätzen erheben und sie als Regeln befolgen kann, wie Tasso wirklich that, *) beweist der nicht hinlänglich

*) Man sehe seinen Aufsatz: Allegoria del poema. Man lernt hier, daß die Armee der Kreuzfahrer, als aus verschiedenen Fürsten und andern christlichen Soldaten bestehend, den Menschen vorstelle, der aus Leib und Seele zusammen gesetzt ist, und zwar aus einer nicht einfachen, sondern in mehrere Kräfte getheilten Seele — daß Jerusalem, diese feste, in einer steinigten und bergigen Gegend gelegene Stadt, auf die alle Unternehmungen des Heers der Gläubigen gerichtet sind, die bürgerliche

lich, daß man bey einer sehr lebhaften Imagination und mehr andern poetischen Eigenschaften, und diese selbst im höchst möglichen Grade, nicht immer jenen richtigen Verstand besitzt, gegen den die wahre und gesunde Poesie nie anstoßen darf?

Ich habe mich etwas bey diesem ersten Punkte der Anklage verweilt, weil er den Schlüssel zu allen übrigen liefert, und sämtliche Fehler, die Boileau dem Tasso noch weiter vorwirft, als eine Wirkung und nothwendige Folge von diesem betrachtet werden können.

che Glückseligkeit andeute, die den wahren Christen so wünschenswerth, aber so schwer zu erlangen, und nur auf dem Gipfel des steilen Bergs, den die Tugend bewohnt, zu finden sey, wohin aber gleichwohl alle Handlungen des politischen Menschen abzielen müssen. Man erfährt hier, daß Gottfried das Bild des Verstandes ist, Rinald und die übrigen Fürsten die andern Eigenschaften der Seele, die gemeinen Soldaten den menschlichen Körper vorstellen u. s. w. (Hr. G. irrt sich, wenn er diese Allegorie dem Dichter selbst zuschreibt. Obgleich auf den meisten Ausgaben des befreyten Jerusalems die Worte stehen: con l'Allegoria universale del medesimo auctore, und der Verf. auch in einigen Stellen im Namen des Dichters spricht, so rührt sie doch nicht von ihm, sondern von einem gewissen Febo Bona her. A. d. Uebers.)

II. In seinen meisten Erzählungen hält er sich mehr ans Angenehme als an das Nothwendige. Wir verstehen unter Angenehmen in der Erzählung, in so fern es dem Nothwendigen entgegengesetzt ist, jeden unnützen Umstand, der blos zur eitlen Zierde dient, jedes geringfügige Detail, jede übertriebene Wirkung, *) jeden schlechterdings außerwesentlichen Umstand.

Ein Greis, ein Freund der Christen, belehrt die beyden Ritter, die den Rinald suchen, über die Art und Weise, wie dieser junge Krieger von Armiden überrascht und entführt worden. Er sagt ihnen, daß Rinald, wie er das Ufer des Flusses Oronte erreicht hatte, eine Insel erblickte, die von einem Arm desselben gebildet wurde — daß er auf einer Marmorsäule eine Inschrift in goldnen Buchstaben las, die ihn einlud, die Wunder zu betrachten, welche die Erde hier hervorbringe — daß er seine beyden Knappen am Ufer ließ, und sich eines kleinen Fahrzeugs bediente, nach der Insel überzusetzen, wo ihn Armide erwartete, ihm den Dolch ins Herz zu stoßen. Er setzt den Fuß ans Land, wo er nichts als Grotten, Bäche, Bluhmen, Bäume und Rasen erblickt. Dieser schöne Ort ladet ihn zur Ruhe ein. Er legt den Helm ab, sich am sanften Wehn eines stillen Lüftchens zu erfri-

*) d. i. wenn irgend einer Kraft mehr Wirkung zugeschrieben wird, als sie natürlicher Weise haben kann. A. d. Uebers.

erfriſchen. Wäre der Dichter hier ſtehen geblieben, ſo hätte er das Angenehme mit dem Nothwendigen verbunden: allein ſeine romantiſche Phantaſie begnügte ſich hieran nicht. Rinald hört den Bach murmeln und neue Töne bilden: er ſieht ſich um, und erblickt in der Mitte deſſelben eine Welle, die ſich wie ein Wirbel um ſich ſelbſt bewegt, und aus der ſich erſt ein blondes Haar erhebt, dann der Obertheil einer weiblichen Figur, ihr Buſen, ihre Hüfte bis an die Stelle, welche die Schaamhaftigkeit verbirgt. Man darf nicht vergeſſen, daß der Dichter hier nicht in ſeiner Perſon ſpricht, ſondern einen alten Mann redend einführt. Er gefällt ſich ungemein in der Schilderung dieſes reizenden Phantoms, er vergleicht es mit den Nymphen und Göttinnen, die man in einem nächtlichen Schauſpiel ſich langſam über das Theater erheben ſieht. Es iſt, fährt er fort, keine wirkliche Syrene, ſondern ſie ſcheint nur eine von denen zu ſeyn, die nah am tyrrheniſchen Ufer ein gefährliches Meer bewohnten; ſie fängt an, ein zärtliches Lied von vier und zwanzig Verſen zu ſingen, und der gute Alte, der es vortreflich gemerkt hat, wiederholt es den Rittern von Wort zu Wort. Rinald, fährt der alte Einſiedler fort, ſchläft bey dieſem ſüßen Geſang ein. Die Zauberinn tritt aus ihrem Hinterhalt hervor, und läuft Rache athmend auf ihn los: „aber da ſie die Blicke auf ihn heftet, da ſie ihn ſo ru„hig athmen ſieht, da ſie in ſeinen — obſchon „geſchloſſenen — Augen ein ſüßes Lächeln erblickt „(was wird dann geſchehen, wenn er ſie bewegt!)

„da bleibt ſie erſt unentſchloſſen ſtehn, ſetzt ſich „dann zu ihm, und fühlt, in dem ſie ihn betrach„tet, allen ihren Zorn verſchwinden. Und nun„mehr bleibt ſie über dieſem reizenden Geſicht ſo „hangen, daß ſie dem Narciß an der Quelle „gleicht. *) Mit ihrem Schleyer trocknet ſie ihm „den Schweiß auf der Stirne, und macht dann ei„nen Fächer daraus, ihn gegen die Sonnenhitze zu „ſichern. Und ſo, wer ſollte es glauben? ſchmelzt „das ſchlummernde Feuer geſchloßner Augen das „Eis, das ſich härter als Diamant um ihr Herz „gelegt hatte.“ **) Man wird geſtehen, daß dieſe Art zu erzählen nicht die Virgiliſche noch die Homeriſche iſt.

Ich wählte dieſes Beyſpiel ſeines Umfangs wegen, und weil ich keines anführen konnte, wo die Schicklichkeit gröber verletzt wäre. In kürzern Erzählungen füllt derſelbe Fehler weniger Raum, und iſt folglich weniger auffallend: allein im Verhältniß bleibt er nicht weniger ein Fehler, und der gute Geſchmack billigt ihn eben ſo wenig, der Dichter mag ſelbſt ſprechen, oder eine ſeiner Perſonen redend einführen.

In

*) . . . e'n ſu la vaga fronte
Pendè homai si, che par Narciſſo al fonte.

**) Cosi. (ch'il crederia?) Sopiti ardori
D'occhi nascoſi diſtemprar quel gelo
Che s'indurava al core più che diamante.

In der Beſchreibung des erſten Kampfs zwiſchen Tankred und Argant brechen ihre Lanzen, auf ihren Helmen: und man ſieht Splitter, Blitze und leuchtende Funken zu tauſenden umher fliegen: der bloße Wiederhall der Hiebe macht, daß die unbewegliche Erde rings umher erzittert und die Gebirge wiedertönen. *) Argant erhebt zugleich Schwert und Stimme; ſein Eiſen triſt ſo fürchterlich, daß die Erde zittert und der Himmel leuchtet. Beyde Schwerter ahmen die Flammen des Blitzes, das Geräuſch des Donners, und die zermalmende Kraft des Wetterſchlags nach.“ **) Alles das entfernt ſich vom Natürlichen und Nothwendigen.

Jeruſalem wird mit Sturm erobert, Rinald verfolgt die Ungläubigen, metzelt alles nieder, was ſich ihm widerſetzt: Helm und Schild ſchützen nicht gegen ihn, aber wohl Waffenloſigkeit. Er verſchmäht das wehrloſe Volk, und verjagt es durch ſeine Blicke und ſeine ſchreckliche Stimme. So weit geht das Nothwendige: allein Taſſo ſetzt nun

*) . . . . e volar mille
E tronchi e ſcheggie, e lucide faville.
Sol de' colpi il rimbombo intorno moſſe
L'immobil terra, et riſonarne i monti.

**) Con la voce la ſpada inſieme tolle . . . .
Vien che ſi impetuoſo il ferro gire,
Che ne trema la terra, e'l ciel balena. . . .
Lampo nel fiameggiar, nel romor tuono,
Fulmine nel ferir le ſpade ſono.

noch in seiner Manier hinzu: „Da hättet ihr gese„hen, wie er, ein Wunder der Tapferkeit! bald „verachtet, bald droht, bald verwundet, wie mit „ungleicher Gefahr, doch auf gleiche Weise Wehr„lose und Bewafnete in die Flucht getrieben wer„den.“ *)

Mit Einem Worte, da in einem epischen Gedichte fast alles Erzählung ist, so darf man das Tassoische aufschlagen, wo man will, und fast durchgehends wird man mehr oder weniger auffallende Beyspiele finden, wie er das Angenehme dem Nothwendigen vorzieht.

III. Seine Beschreibungen sind fast immer mit überflüßigen Zierrathen überladen. Man muß zwey Gattungen von Beschreibungen unterscheiden; die von Personen und die von Sachen. Der Kürze wegen will ich aus unzählich andern nur zwey Bepspiele wählen. Die Beschreibung des Gartens der Armide, als ein Beyspiel der zweyten, und das Gemälde der Armide selbst, als ein Beyspiel der ersten Gattung.

Genug war es wohl, wenn der Dichter sagte: was die Schönheit und den Werth dieser Gärten erhöht, ist, daß die Kunst, die alles gethan hat, doch nirgend durchscheint: aber die eigenthümliche Wen-

*) Vedresti di valor mirabil opra
Come hor disprezza, hora minaccia, hor noce;
Come con rischio disegual fugati
Sono igualmente par nudi ed armati.

Wendung seines Geistes läßt ihn diesen Gedanken so ausputzen: „Ihr würdet glauben, (so geschickt sind Nachläßigkeit und Cultur vermischt,) daß hier nichts Natur sey, als die Gruppen und Zierrathen: alles scheint ein Kunststück der Natur, die hier zum Vergnügen und aus Scherz ihre Nachahmerinn nachahme.“ *)

Eine gezügelte Phantasie hätte sich begnügt beständige Früchte mit beständigen Blüthen zu malen, oder höchstens hinzuzusetzen, daß man diese sich aufthun, jene reifen sehe: für Tassos Imagination aber wäre das des Schmucks zu wenig gewesen. Er muß hinzusetzen: „Auf demselben Stamm und zwischen denselben Blättern altert die Feige auf der werdenden Feige: an Einem Zweige hängen die alte und die neue Frucht, eine mit goldner, eine mit grüner Schaale. Hier trägt die Weinrebe noch blühende Ranken, dort Trauben von Gold, Rubin und selbst schon von Nektar schwanger.“ **)

Genug wär es an muntern Vögeln gewesen, die um die Wette ihre verliebten Gesänge angestimmt,

*) Di Natura Arte par che, per diletto,
L'imitatrice sua scherzando imiti.

**) Nel tronco istesso e tra l'istesa foglia
Sovra il nascente fico invecchia il fico
Pendono a un ramo, un con dorata spoglia
L'altro con verde, il novo e'l pomo antico.....
Qui l'uva ha in fiori acerba, e qui d'or l'ave
E di piropo, e già di nettar grave.

ſtimmt, an Zephyrn, die ihr Säuſeln damit verbunden, und ſelbſt dem Laub und den Wellen eine Sprache gegeben hätten: Taſſo aber, hingeriſſen von ſeinem Geſchmack für überflüßige Zierrathen, fährt fort, und erſchöpft dieſes Bild ganz. „Wenn „die Vögel ſchweigen, antwortet Zephyr mit lauter „Stimme; wenn die Vögel ſingen, bewegt er die „Blätter leiſer. Sey es Zufall oder Vorſatz, bald „begleitet der tonreiche Zephyr ihre Lieder, bald „läßt er ſich wechſelsweiſe nach ihnen hören. *)

Zur Schilderung des Mäanders, den er mit dem Labyrinthe der Armide vergleicht, wär es genug geweſen, wenn er geſagt hätte: „Dieſer Fluß ergießt ſich, zwiſchen gekrümmten und ungewiſſen Ufern im doppelten Lauf, bald ſteigt er, bald fällt er.“ Ihm aber war es unmöglich, nicht hinzuzuſetzen: „Einen Theil ſeines Waſſers ſendet er gegen das Meer, einen andern zurück zur Quelle, und der kommende Theil von ihm begegnet dem zurückkehrenden.“ **)

Doch genug von dieſem Zauberpalaſte; und nun zum Gemälde der Zauberinn ſelbſt! Dieſes Ge-

*) Quando taccion gli augelli, alto riſponde;
Quando cantan gli augei, più lieve ſcote:
Sia caſo, od arte, hor accompagna ed hora
Alterna i verſi lor la muſica aura.

**) Queſte acque a i fonti, e quelle al mar converte,
E mentre ei vien, ſe, che ritorna, affronta.

Gemälde nimmt vier Stanzen ein. In den beyden ersten werden die Haare, der Schleyer, die Augen, die Farbe und der Rosenmund beschrieben: sechszehn Verse waren wohl genug dafür, und schon das war eine gewaltige Abweichung von der Manier der Alten: allein der Dichter braucht noch sechszehn andere, uns zu sagen, daß ihr Busen halb bedeckt war, und daß der Gedanke, subtiler als das Auge, auch in das dringt, was man nicht sieht. Wir wollen diese Stanzen wörtlich übersetzen: „Ihr schöner Busen zeigt seinen nakten Schnee, auf dem Amors Feuer sich entzündet und nährt. Ein Theil der unreifen, verbotenen Früchte ist sichtbar, den andern bedeckt das neidische Gewand: doch wenn es auch den Augen den Zugang versperrt, so kann es doch den verliebten Gedanken nicht aufhalten, der nicht zufrieden mit den äußern Schönheiten, sich auch bis zu den verborgnen Heimlichkeiten durchschmiegt. Wie ein Lichtstrahl durch Wasser oder Krystall dringt, ohne sie zu trennen oder zu theilen, so wagt der Gedanke unter den geschloßnen Schleyer bis in den verbotnen Theil zu dringen. Da wandelt er umher, da betrachtet er der Reihe nach jedes Wunder, erzählt und schildert sie dann dem Verlangen, und macht seine Flammen glühender.“

Man sage einmal, hätte Boileau, für Verdruß über die mehr als unnützen Zierrathen dieser Beschreibung, das Buch hingeworfen, und es nie wieder in die Hände nehmen wollen — dürfte man ihm ein Verbrechen daraus machen?

IV. In der Schilderung der heftigſten Leidenſchaften läßt er oft ſeinem Witz freyes Spiel, und zernichtet alle Rührung. Erminia will Jeruſalem verlaſſen, den vom Argant verwundeten Tankred zu heilen. Liebe und Ehre ſtreiten in ihr: dieſe heißt ſie bleiben, jene gehn. Dieſer Kampf mußte wenig Raum einnehmen: Virgil hätte zwey Verſe dazu gebraucht. Taſſo aber läßt die Ehre in zwey, und die Liebe in fünf achtzeiligen Stanzen ſprechen. Das giebt, ſtatt zwey, acht und funfzig Zeilen, und macht dieſe an ſich intereſſante Situation froſtig.

Im 19ten Geſ. findet dieſelbe Erminia den Tankred, zwar als Sieger des Argant, allein unfern dem Körper ſeines Feindes, ſelbſt halbtod auf der Erde liegen. „Kaum find ich dich,“ ruft ſie aus, „nach langer Zeit wieder, o Tankred! Ich ſehe dich wieder, du aber ſiehſt mich nicht. Du ſiehſt mich nicht, ſo nah ich dir bin, und da ich dich finde, verlier ich dich für immer!“ Und nunmehr wünſcht ſie ſich blind zu werden, um ihn nicht in dieſem Zuſtande zu ſehn; ſie beweint das Feuer ſeiner Augen, ihre verborgnen Strahlen, das Roſenroth ſeiner Wangen u. ſ. w. Sie wendet ſich an ſeine Seele, die ſie noch anweſend glaubt, und bittet ſie, ihr einen verwegenen Raub zu verzeihn. Dieſer Raub beſteht in einem Kuß, und die keuſche Erminia braucht nicht weniger als zwölf Verſe, dieſe Materie recht gründlich abzuhandeln. „Von dieſen blaſſen Lippen will ich kalte Küſſe rauben; ſonſt hoft' ich auf heißere. Dem Tod will ich einen

Theil

Theil ſeiner Rechte rauben, indem ich dieſe bleichen und erſtorbenen Lippen küße. Mitleidiger Mund, der lebend meinen Schmerz durch ſeine Reden ſtillte, vergönne mir, daß ich mich mit einem theuern Kuß von dir erquicke, bevor ich ſcheide. Hätte ich nur Muth gehabt, vielleicht hätteſt du mir damals ſelbſt den Kuß gegeben, den ich jetzt rauben muß. Vergönnt ſey mirs, dich zu umfangen, und meinen Geiſt auf deinen Lippen auszuhauchen u. ſ. w.“ — Iſt das anſtändig, natürlich, rührend?

Was hätte rührender und ſchrecklicher werden können, als die Schilderung der Verzweiflung eines Liebenden, der im Dunkel der Nacht, ohne ſie zu kennen, ſeine angebetete Geliebte tödtet? Nun höre man aber den Tankred, wie er die von ihm tödlich verwundete Clorinde zu taufen im Begriff iſt! Er ſtirbt nicht, denn er ſammelt in dieſem Augenblick alle ſeine Kräfte, und giebt ſie ſeinem Herzen zur Verwahrung: er unterdrückt ſeinen Schmerz, und ſorgt nur, derjenigen, die er mit dem Eiſen getödtet hat, durch Waſſer das Leben zu geben. *) Franken kommen herbey und finden ihn kaum lebend in ſich; und todt in der, die todt iſt. **) Wie er in ſeinem Zelte, mitten unter ſeinen Freunden, wieder zu ſich kömmt, bricht

*) . . . a darſi volſe
Vita con l'acqua a chi col ferro uccise.

**) In ſe mal vivo, e in lei morto che è morta.

bricht er in folgende kalte Apoſtrophe an ſeine Hand aus: „O furchtſame und zögernde Hand, du, die du alle Mittel zum Verwunden kennſt, grauſame, verruchte Dienerinn des Todes, was zögerſt du den Faden dieſes ſtrafbaren Lebens zu zerreißen? Durchbohre dieſe Bruſt, zerfleiſche mit deinem grauſamen Stahl mein Herz! Aber vielleicht dünkt dirs, die nur an blutige boshafte Thaten gewöhnt iſt, Gnade, meinem Schmerz ein Ende zu machen.“ — Nun fragt er nach Clorindens Körper, der vielleicht ein Raub der wilden Thiere worden. „O allzuedle Beute, o ſüßes, allzutheures, allzukoſtbares Mahl! Unglücklicher Körper, den Wald und Dunkel erſt mir, und dann reißenden Thieren Preiß gaben! Dahin muß ich, wo du biſt; bey mir muß ich euch haben, wenn ihr noch da ſeyd, geliebte Glieder. Doch ſeyd ihr ein Raub gefräßiger Thiere worden, ſo ſoll derſelbe Rachen mich verſchlingen, derſelbe Leib mich umſchließen, der euch einnahm. Ehrenvolles und glückliches Grab, wenn ich, wo es immer auch ſey, bey euch ſeyn darf!“ Wie kann jemand, der an die ächten Schönheiten Homers und Virgils gewöhnt iſt, ſolche Witzeleyen verzeihn? Wie könnte man durch dieſe oder folgende Klagen gerührt werden? „O meine Augen, unbarmherzig, wie meine Hand! Sie hat die Wunde gemacht, und ihr beſchaut ſie. Ihr beſchaut ſie, ohne zu weinen! Wohlan, ſo fließe mein Blut, da meine Thränen nicht fließen wollen.“ Ganz in dieſem Geſchmack iſt die Anrede an Clorindens Grab. (Ebend. 96. und 97. Str.)

Armide

Armide sieht sich von Rinald verlassen — welch ein Moment für den Dichter, der zu rühren versteht! Sie, der vor kurzem noch das ganze Reich der Liebe dienstbar gewesen war, die geliebt werden, selbst aber nicht lieben wollte, die ihre Liebhaber haßte, nur sich, oder in Andern nur die Wirkungen ihrer mächtigen Schönheit liebte, sieht sich jetzt verrathen, verachtet, verlassen, und folgt dem, der sie flieht und verachtet. Nicht Eis, nicht schroffe Felsen halten ihre zarten Füsse zurück. „Ihr Geschrey schickt sie als Boten vor sich her; und sie erreicht ihn nicht eher, als bis er das Ufer erreicht hat.“ „O du, (ruft sie,) der einen Theil von mir mit sich nimmt, und einen zurück läßt, nimm diesen auch, oder gieb jenen zurück, oder tödte sie beyde!“ Sie kömmt zu Rinalden, und seufzt, ehe sie spricht, „wie ein geschickter Sänger, der mit süßen Läufen in schwachen Tönen die Hörer zur Harmonie bereitet, eh er hell und laut zu singen anhebt.“ Sie bittet ihn, sie mitzunehmen: „Ich will dir in den Kampf folgen: ich will dir dienen, wozu du willst, zum Schildträger oder zum Schilde.“ Rinald widersteht: „die Liebe findet bey ihm den Eingang, und die Thränen den Ausgang verschloßen.“ Er schlägt ihre Bitte, obwohl mit sanften Worten ab, und Armide versetzt: „Hört doch, den klugen Rathgeber! den keuschen Xenokrates, wie er von der Liebe schwatzt!“

Zwar läugne ich nicht, daß der gröβte Theil dieser Scene in einem andern Geiste gedichtet ist, und daß man mehrere ziemlich lange Stellen anführen

könnte, wo die ächte Sprache der Leidenschaft getroffen ist; allein diese sind meist dem Virgil nachgeahmt, und man kann es dem Tasso desto weniger verzeihen, daß er in einigen Versen die Armide so unnatürlich sprechen lassen, und gleichwohl die Dido dabey vor Augen oder in Gedanken haben konnte.

V. Er ist voll geschmückter Gemälde, gezwungener Wendungen, Spitzfindigkeiten und tändelnder Ideen. Diese wenigen Worte könnten mir Stoff zu vielen Seiten geben, wenn ich das befreyte Jerusalem von einem Ende zum andern durchblättern, und alles anführen wollte, was unter diese Titel gehört. Ich begnüge mich an einigen wenigen Beyspielen.

Allzugeschmückte Gemälde. Armide, der Gottfried die begehrte Hülfe abschlägt, vergießt Thränen, die Unmuth und Schmerz ihr auspreßen. „Ihre Thränen glichen dem Krystall und den Perlen, welche die Strahlen der Sonne bescheinen, und ihre feuchten Wangen zugleich weissen und rothen Bluhmen, die von Thautropfen funkeln, wenn sie beym Anbruch des Tages ihren Busen dem sanften Lüftchen öffnen, und Aurora, die sie mit Wohlgefallen betrachtet, ihre Haare mit ihnen zu schmücken wünscht.“ Unter allen diesen Bildern verliert sich der wahre oder erdichtete Schmerz Armidens ganz. Noch mehr wird er den Augen entzogen, wenn der Dichter hinzusetzt: „ihr heitrer Blick und ihr himmlisches Lächeln beglänzt, wie eine doppelte

Sonne

Sonne, die dichten und dunkeln Wolken des Schmerzes.“

Im erſten Augenblick, in dem Tankred Clorinden erblickt, verliebt er ſich in ſie. Statt dieſe ſchnelle Bewegung der Seele zu ſchildern, ſpielt der Dichter mit dem Bilde der neuen Liebe: „O Wunder! Amor, der kaum geboren iſt, fliegt ſchon erwachſen davon, und ſiegt gewaffnet!“

Erminia nimmt Clorindens Waffen, unter dieſer Verkleidung aus der Stadt zu kommen, und den Tankred zu heilen. Die Nacht bedeckt ihren Raub „die Nacht, die Freundinn der Räuber und der Liebenden.“

Tankred beklagt in dem dunklen Gefängniſſe Armidens weniger, daß er die Sonne, als daß er Clorinden nicht mehr ſehe. Und ſo natürlich drückt er ſich nicht einmal aus. „Das iſt ein geringer Verluſt, den Anblick der Sonne zu verlieren: ich Unglücklicher verliere den ſüßern Anblick einer ſchönern Sonne.“

Argillan will den kleinen Pagen Solimans mit ſeinem Degen ſchlagen. „Das Eiſen,“ ſagt der Dichter, „ſchien Empfindung zu haben, und menſchlicher zu ſeyn, als der Menſch: es kehrte ſich um, und fiel platt auf.“

Rinald und ſeine Krieger tödten alles, was ihnen in den Weg kömmt. Die Ungläubigen wagen es nicht mehr, ſich zu vertheidigen. Es iſt kein Kampf mehr, ſondern ein Metzeln. „Von der einen Seite braucht man nur die Schwerter, von der andern nur die Kehlen.“

Che quinci oprano il ferro, indi la gola.

Ich weiß, daß dieß dem Lucan nachgeahmt iſt, der in ſeinem neunten Buche ſagt:

Perdidit inde modum caedes, ac nulla ſecuta eſt
Pugna, ſed hinc jugulis, hinc ferro bella geruntur.

Allein, Lucan und ſeine Bewunderer mögen mir verzeihen, lächerlich und abgeſchmackt bleiben nichts deſto weniger die wahren Benennungen für ſo etwas.

Gezwungene Wendungen. Unter dieſer Rubrik begreife ich die Wiederholungen, Häufungen, Antitheſen, die ſich von der Natur entfernen, nichts als ein leeres Wortgeklingel erzeugen, und dem epiſchen Styl ſeine edle und anſtändige Einfalt rauben.

Odoardo und Gildippe ſtreiten immer zuſammen. Alle Streiche, die ſie empfangen, verwunden beyde: „oft wird eins verwundet, und das andere leidet: dieſes vergießt die Seele, indeß jenes ſein Blut vergießt.“

Die ſchöne Sophronie ſchätzt ihre Schönheit nur in ſo fern, als ſie ihrer Tugend zur Zierde dient. „Ihr größtes Verdienſt iſt, ſo große Verdienſte zwiſchen den Mauern eines kleinen Hauſes zu verbergen. Sie wird vom Olind geliebt, aber ſie verachtet dieſe Liebe entweder, oder bemerkt ſie nicht, oder bekümmert ſich nicht darum: ſo hat der

Arme

Arme ihr bis jetzt gedient, ungeſehn, unbekannt, oder verſchmäht.“ Sie hat den Plan ſich aufzuopfern, um die übrigen Chriſten zu retten. Der Muth treibt ſie an, Schaamhaftigkeit und jungfräuliche Furchtſamkeit halten ſie zurück. „Endlich trägt der Muth den Sieg davon, oder vergleicht ſich vielmehr mit ihnen. Der Muth wird voller Schaam, und die Schaam voller Muth.“

Soliman thut in einem nächtlichen Gefechte Wunder von Tapferkeit. „Sein Schwert ſinkt nicht ohne zu treffen, es trift nicht ohne zu verwunden, es verwundet nicht ohne zu tödten.“ Nach dieſer gezwungnen Wendung und übertriebnen Steigerung läßt es ſehr ſonderbar, wenn der Dichter hinzuſetzt: „Ich würde mehr ſagen: allein die Wahrheit hat das Anſehn der Erdichtung.“

Clorinde und Tankred, die mit einander kämpfen, ohne ſich zu kennen, „haben den Fuß immer feſt, die Hand immer in Bewegung. Die Beleidigung ermuntert den Zorn zur Rache, und die Rache erneuert dann wieder die Beleidigung.“

Eine artige Nymphe, die ſich im Waſſer einer Quelle ergötzte, „lachte und erröthete beydes zugleich. Das Lächeln verſchönerte die Röthe, und die Röthe das Lächeln.“

Man denke ſich nun den nüchternen Boileau, wie er alle dieſe Poſſen las, und wage es noch ihn zu tadeln, daß er den Ignoranten am Hof und in der Stadt den Text etwas derb geleſen, die es wagten, die Iliade und Aeneide durch eine Vergleichung, ja ſogar durch einen beleidigenden Vorzug

zu entweihen. Doch, ich habe mir diesen Ausbruch des Unmuths zu früh entschlüpfen lassen: ich hätte diese Betrachtung für den folgenden und letzten Artikel aufsparen sollen. Er würde allein hinreichend seyn, das Urtheil des Boileau, das man ihm zum Verbrechen gemacht hat, zu rechtfertigen.

Spitzfindigkeiten und Wortspiele. Hier macht mich nichts verlegen, als die Menge, aus der ich wählen soll: und ich brauche nichts als Geduld, um einen Theil der Stellen anzuführen, die mich so oft beleidigt haben.

Nicht genug, daß Armide erzählt, ihr Tyrann habe sie mit einem **düstern** Gesicht verlassen, durch welches sein böses Herz klar durchgeschienen; daß sie sagt: ich **fürchtete** sogar meine **Furcht** zu entdecken; das Wasser, das aus ihren Augen fließt, muß noch die Wirkung des Feuers haben. „O Wunder der Liebe, die Funken aus Thränen lockt, und Herzen im Wasser entzündet!“ Ihre Ränke setzen das ganze christliche Lager in Feuer. Die einen macht sie furchtsam, die andern muthig; und indem sie ihre verliebten Begierden entflammt, nimmt sie das Eis hinweg, das die Furcht ansetzt.“ Kurz, jeden Augenblick verändert sie ihre Lage, und hält sie beständig „in Eis und Feuer, in Lachen und Thränen, zwischen Furcht und Hoffnung.“

Diesen Hang zu Spitzfindigkeiten findet man in Erzählungen, Reden und Beschreibungen: vorzüglich aber scheint sich Tasso den Charakter der Armide ausgesucht zu haben, um ihn mit verschwenderischer

deriſcher Hand mit Concettis auszupuzen. Er mag von ihr ſprechen, oder ſie ſelbſt redend und handelnd einführen, die geſuchteſten Wortſpiele kommen gleichſam von ſelbſt und füllen ſeine Verſe. Es ſcheint, als habe er geglaubt, da er ein blos phantaſtiſches Weſen ſchildere, ſo dürfe er auch keinen Augenblick die Sprache der Natur reden.

Wir haben ſchon einigemale den Einfluß dieſes Vorurtheils bemerkt, doch wenn man ihn in ſeiner ganzen Stärke ſehen will, ſo muß man die Stelle leſen, in der Rinald zu den Füſſen der Armide geſchildert wird, wie er ihr mit ſeinen verliebten und galanten Einfällen die Zeit vertreibt, und ihr einen Spiegel vorhält. „Beyde betrachten, er mit feurigen, ſie mit lächelnden Augen, einen einzigen Gegenſtand in verſchiedenen Gegenſtänden. Sie macht das Glas ſich zum Spiegel, und er macht ſich ihre hellen Augen zu Spiegeln. Er iſt ſtolz über ſeine Dienſtbarkeit, ſie über ihre Herrſchaft; ſie iſt glücklich in ſich ſelbſt, er in ihr. Wende, ſagte der Ritter, o wende auf mich dieſe Augen, mit denen du Selige beſeligſt: denn wiſſe, meine Flammen ſind das wahre Bild deiner Schönheit. Ihre Geſtalt, ihre Wunder zeigt mein Buſen beſſer, als dein Kryſtall. O könnteſt du, die du mich verſchmähſt, dein eigen Geſicht ſehen, wie lieblich es iſt! Dein Blick, den nichts ergözt, würde den edelſten Genuß finden, wenn er ſich auf ſich ſelbſt kehrte. Ein Spiegel vermag nicht ein ſo reizendes Bild nachzubilden, ein Paradieß läßt ſich nicht in ein kleines Glas verſchlieſſen: der Himmel nur iſt ein Spiegel, deiner

werth, und in den Sternen nur kannſt du deine Reize ſchauen.“

Gegen das Ende des Gedichts finden ſich die beyden Liebenden in einer ſehr verſchiedenen Lage wieder, gleichwohl hat ſich ihr Styl nicht geändert, und die Verzweiflung Armidens iſt ſo reich an Concettis, als Rinalds Liebe geweſen war. Sie begegnen ſich mitten in einem Gefechte. Er verändert die Mienen etwas: ſie aber wird erſt Eis und drauf Feuer;

Ella si fa di gel, divien poi foco.

Sie drückt einige Pfeile auf den Ungetreuen los; und indeß ſie ſchießt, verwundet ſie Amor. Sie fürchtet ſein Körper möchte ſo unverwundbar ſeyn, wie ſein Herz. „Vielleicht beſtehn ſeine Glieder aus eben ſo hartem Jaſpis, als ſeine Seele;

Colpo d'occhio ò di man non puote in lui.

Sie flieht nunmehr allein vom Schlachtfeld. „Zorn und Liebe gehn ihr wie zwey Jagdhunde zur Seite.“ Sie will ſich ſelbſt umbringen, ſie bittet ihre Pfeile ein Herz zu durchbohren, das die Pfeile der Liebe immer verfehlen. „Da kein andres Mittel mir hilft, ſagt ſie zuletzt, als meinen Wunden Wunden zu ſchlagen, ſo heile die Wunde des Pfeils die Wunde der Liebe, und der Tod werde eine Arzney für mein Herz!“ — — —

Doch es iſt Zeit, dieſen ermüdenden Anführungen ein Ende zu machen. Bis jetzt haben ſie den

den Zweck gehabt, das Urtheil des Boileau zu rechtfertigen. Vergrößerte ich ihre Anzahl, ſo könnte ich in den Verdacht gerathen, als ſuchte ich Taſſos Ruhm zu verdunkeln, und eine ſolche Abſicht iſt doch ſo weit als möglich von mir entfernt. Es genügt mir, wie ich glaube, dargethan zu haben, daß Boileau's Urtheil in jedem Punkte wahr und gerecht ſey, und daß man folglich mit ihm ſchließen könne, dieſes alles, der Beurtheilungskraft, der Würde und Majeſtät Virgils entgegengeſetzt, ſey nichts anders als Flittergold neben ächtem Golde.

Iſt aber das ganze Gedicht ſo geſchrieben? Gewiß nicht; denn in dieſem Fall würde es nicht einmal die Mühe einer Zergliederung belohnen; und ſein ſtrengſter Tadler würde dem Verfaſſer deſſelben gewiß nicht ein erhabenes Genie, und die glücklichſte Anlage zur Poeſie und zur höhern Poeſie zugeſtanden haben. Endlich würde es auch die Anpreiſung nicht verdienen, die ich in eine Entwickelung ſeiner von Boileau anerkannten Vorzüge und Schönheiten eingekleidet habe; ein Lob, das ich keinesweges zurückzunehmen geſonnen bin, und das ich mit leichter Mühe durch neue Gründe unterſtützen könnte. Allein, Stellen von der Art, wie ich ſie angeführt, kommen in dem Gedichte ſehr häufig vor: und jemehr dieſes ſonſt Schönheiten hat, deſto gefährlicher könnten jene Stellen ſolchen Leſern werden, deren Geſchmack noch nicht gebildet iſt. Es ſchien mir nöthig einmal ernſthaft zu unterſuchen, was man ſo oft ohne Prüfung gelobt und getadelt

hatte, und den Ausſpruch eines Dichters zu rechtfertigen, der unter ſeinen Landsleuten und unter unſern Zeitgenoſſen die heftigſten und ungerechteſten Verkleinerer gefunden hat.

Voltaire hatte alſo ſehr Unrecht in einer Epiſtel an Boileau, die ſich mit dieſen zwey unbegreiflichen Verſen anfängt:

Boileau, correct auteur de quelques bons écrits,
Zoile de Quinaut et flatteur de Louis etc.

zu ſagen:

Si ton gout trop ſévere a pu deſapprouver
Du brillant Torquato le ſeduiſant ouvrage,
Entre Homere et Virgile il aura mon hommage.

Er hatte Unrecht, über einen ſo großen Dichter, als Taſſo iſt, einen ſo ſchlechten Vers zu machen, als der zweyte iſt, ſo wie er Unrecht hatte, ihm den Rang anzuweiſen, den er ihm im dritten Verſe giebt. Um zwiſchen Homer und Virgil geſtellt zu werden, müßte er einen von beyden übertreffen, was wahrſcheinlich Voltaire ſelbſt nicht glaubte. Allein ungerecht wäre es, unter den Alten ihm einen Lucan, Statius oder Silius, oder unter den Neuern einen Camoens, Milton oder Arioſt vorzuziehn. Camoens kann, ohnerachtet einiger erhabenen Stellen, gar nicht mit ihm verglichen werden. Milton iſt zwar noch erhabener, als er, allein die ſonderbare Wahl und die noch ſonderbarere Behandlung ſeines Sujets iſt zu ſehr gegen ihn. Arioſt

hat

hat sich zu viel Freyheiten genommen, er spielt gleichsam mit seiner Materie, und vernachläßigt zu oft absichtlich die Würde der Epopöe. Frankreich endlich und die übrigen Länder Europens haben noch nichts, dem man mit Recht den Namen eines epischen Gedichts geben könnte. Tasso behält also unmittelbar den nächsten Platz nach Homer und Virgil, und sein Gedicht folglich den ersten Rang unter allen neuern Gedichten.

Und dieser Platz ist schön genug, einen vernünftigen Ehrgeiz zu befriedigen. So viel Gewicht man nun auch immer auf die zahlreichen Fehler des befreyten Jerusalems legen mag, so wird dieser Rang ihm dennoch so lange bleiben, bis ein anderes Gedicht erscheinen wird, in einer eben so poetischen Sprache geschrieben, mit eben so viel Kühnheit entworfen, mit eben so viel Ordnung und Kunst ausgeführt, dessen Styl im Ganzen eben so viel Feuer, Poesie und Grazie hat, worin die Charaktere eben so gut gezeichnet, eben so glücklich in Handlung gesetzt sind, und von denen immer einer den andern so geltend macht: wo Wahrheit und Erdichtung so geschickt verbunden und vermischt sind; in dem die Einbildungskraft des Dichters so mächtig auf die Einbildungskraft des Lesers wirkt; ein Gedicht, das mit allen diesen Vorzügen noch den Vortheil verbindet, bey einer Nation und in einem Zeitalter zu erscheinen, die nicht von dem falschen Schimmer des unächten Witzes verblendet sind, und die, wär' es auch nur aus Müdigkeit und Ueberdruß, zu den einfachen und wahren Schönhei-

ten der Natur zurückgekommen ſind — ein Gedicht, das zugleich ein Werk des Genies und des Geſchmacks ſeyn, und aus dem Geiſt eines Dichters hervortreten wird, der in ſeinen frühern Jahren die Süßigkeit der Seelenſpeiſe nicht zu viel gekoſtet, und nicht Würze für Nahrungsmittel gehalten hat: ein Gedicht endlich, das ganz rein von jenem Flittergolde ſeyn wird, welches man in dem Werke des Taſſo den Glanz des koſtbarſten und edelſten Goldes mit Leidweſen ſchwächen und verdunkeln ſieht.

VII.

Voyage du jeune Anacharſis en Grèce.

Fortſetzung der im erſten Stück des vierzigſten Bandes abgebrochenen Rezenſion.

Die Nachrichten von der Malerſchule zu Sicyon ſtellt der Verf. auf folgende Weiſe zuſammen: Zur Zeit des trojaniſchen Kriegs waren die Griechen in der Malerey noch nicht viel weiter gekommen als die Aegypter; ſie thaten nichts als die Farben auftragen, und ſie ohne Verbindung und Uebergänge hart und abgebrochen neben einander ſetzen. Gegen die erſte Olympiade aber wagten die Künſtler von Sicyon und Korinth, welche auch in der Kunſt

zu zeichnen schon weiter gekommen waren, einige Versuche, welche die Kunst aus ihrer Kindheit herauszogen, und durch ihre glückliche Kühnheit Bewunderung und Erstaunen erregten. Während Dädalus von Sicyon die Hände und Füße der Statüen von dem Trunk absonderte, drückte Cleophantes von Korinth die Gesichtszüge mit Farben aus, und bediente sich hierzu der gebrannten und geriebnen Ziegelerde; woraus man sieht, daß die Griechen damals noch keine von den Farben kannten, deren man sich späterhin zur Carnation bediente.

Um die Zeit der marathonischen Schlacht, trat die Malerey und Bildhauerkunst aus ihrer langen Kindheit heraus und eilte mit schnellen Schritten dem Ziel der Vollkommenheit zu. Eupomp von Sicyon trat auf und ward der Stifter einer dritten Schule. Bisher kannte man nur die jonische und athenienssische. Aus ihr gingen berühmte Künstler hervor. Pausias unter andern und Pamphilus, dessen Ruf und Geschicklichkeit eine große Menge Schüler herbey zogen, die ohne Ausnahme vor ihrer Aufnahme ein Talent erlegten und dafür von Seiten ihres Lehrers das Versprechen erhielten, in einer Zeit von zehn Jahren mit allen Grundsätzen seiner vortreflichen Theorie bekannt zu seyn.

Auf seinen Rath befahl der Magistrat von Sicyon, daß künftighin die Zeichenkunst einen Theil des Unterrichts aller Bürger ausmachen, und daß die schönen Künste nicht mehr von Sklavenhänden getrieben werden sollten. Die andern Städte Griechenlands ahmten sehr bald diesem Beyspiele nach.

Zunächst

Zunächst ſtoßen wir auf eine Vergleichung des Thucydides und Herodot, die wir ihrer vorzüglichen Schönheit wegen hier ausheben, ob wir gleich hin und wieder nicht ganz der Meynung des Verfaſſers ſind. „Thucydides, heißt es, beſtrebt ſich mehr zu unterrichten als zu gefallen; er behält ſeinen Zweck ſtets vor Augen und entfernt ſich nur ſelten von der geraden Bahn. Daher iſt ſein Werk einem Gedichte weit weniger ähnlich als die Geſchichte Herodots, in welcher man die Traditionen der Völker über ihren Urſprung, die Analyſe ihrer Gebräuche und Sitten, die Beſchreibung der Länder, die ſie bewohnen, und eine Menge Züge geſammelt findet, die durch das Wunderbare den Leſer unterhalten, indem ſie die Einbildungskraft reizen; es ſind vielmehr Denkwürdigkeiten eines Soldaten, der zu gleicher Zeit Philoſoph und Staatsmann war, und daher ſeinen Erzählungen und Reden die Grundſätze der Weisheit einverleibte, die er von Anaxagoras erlernt, und die Lehren der Beredſamkeit befolgte, in der ihn der Redner Antiphon unterwieſen hatte. Seine Bemerkungen ſind gröſtentheils richtig, oft tiefſinnig; ſein Styl iſt energiſch, gedrängt und deshalb bisweilen dunkel, bisweilen beleidigend für das Ohr. Aber er beſchäftigt die Aufmerkſamkeit unaufhörlich, und man wird geneigt zu glauben, daß ein Theil ſeiner Erhabenheit in ſeiner Härte beſtehe. Man behauptet, daß Herodot aus perſönlichen Urſachen manchen Völkern Griechenlands durch beleidigende Erzählungen Schandflecken anzuhängen geſucht habe; aber Thucydides ſagt

nicht

nicht mehr als ein Wort von seinem Exil, ohne sich zu vertheidigen, ohne sich zu beklagen. Er ist großmüthig genug, den Lacedämonier Brasidas, der seinen Ruhm verdunkelte, und dessen Glück sein Unglück verursachte, als einen großen Mann darzustellen.

Herodot, Thucydides und Xenophon werden von der Nachwelt ohne Zweifel als die ersten Geschichtschreiber Griechenlands betrachtet werden, ohnerachtet sie in ihrem Styl, und noch mehr in der Art, ihre Gegenstände zu betrachten, wesentlich verschieden sind. Herodot sieht allenthalben eine eifersüchtige Gottheit, welche Menschen und Länder in dem Augenblick ihrer Erhebung erwartet, um sie in den Abgrund hinabzustürzen; Thucydides erblickt in dem Unglück der Staaten nichts als die Fehler der Staatsverwalter oder der Feldherrn; und Xenophon endlich schreibt das Gedeihn und Verderben derselben der Gunst und dem Zorne der Götter zu. So scheint also dem Ersten, alles von einer blinden Nothwendigkeit; dem Zweyten alles von der Klugheit; dem Dritten, alles von der Frömmigkeit gegen die Götter abzuhängen: So sehr sind wir von Natur geneigt, alles auf eine kleine Summe von Lieblingssätzen zurück zu führen."

So richtig im Allgemeinen genommen der Verf. die Eigenheiten der Schriftsteller, welche er hier vergleicht, aufgefaßt zu haben scheint, so hat er sich dennoch nicht ganz vor dem Fehler in Acht zu nehmen gewußt, in den man so leicht verfällt, wenn man absichtlich vergleicht, wenn man Aehnlichkeiten

ten und Unterschiede absichtlich aufsucht. Hierher rechnen wir, was von den Lieblingsmaximen dieser Geschichtschreiber gesagt wird. Daß die Gottheit mit neidischem Auge das Glück der Menschen belaure, und sie zu stürzen suche, ist ein Satz, der allerdings beym Herodot vorkömmt, und den er unter andern dem Solon in den Mund legt; aber es ist eben so wenig wahr, daß ihm dieser Satz eigenthümlich angehöre, als daß er alles darauf zurückführe. In Herodots Zeitalter war diese Vorstellung von den Göttern noch sehr geläufig. Wenig über die Menschen erhaben, mit allen ihren Leidenschaften angesteckt, gaben sie sorgfältig Achtung, wenn ein Sterblicher auf einen Gipfel des Glückes stieg, der ihn den Göttern gleich zu machen drohte, um ihn bey der geringsten Anwandlung von Uebermuth in sein Nichts zurück zu stürzen. Eben so urtheilte Aeschylus von den Göttern, eben so urtheilen alle Völker, ehe das Licht der philosophischen Aufklärung ihre Begriffe von dem Wesen der Gottheit geläutert hat.

So dürfte es leicht auch wohl zu Gunsten der Antithese gewesen seyn, daß der Verfasser den Vorwurf wiederholt, Herodot habe einige Völkerschaften Griechenlands mit Vorsatz zu verkleinern und ihren rechtmäßigen Ruhm zu schmälern gesucht. Ich wüßte nicht, worauf sich diese Beschuldigung stützte, als auf das Zeugniß des Plutarch, der in einer kleinen sehr unkritischen Schrift, die Bösartigkeit Herodots untersucht, und ihn mit Vorwürfen überhäuft, weil er einige Traditionen nacherzählte

zählte, die vielleicht dieser oder jener Stadt, dieser oder jener Familie wehe thaten. Ob diese Traditionen Wahrheiten enthielten, weiß ich nicht; aber so viel weiß ich, daß weder die kritischen Grundsätze, welche Plutarch in dieser Deklamation aufstellt, um die Bösartigkeit eines Geschichtschreibers zu erkennen, einige Gültigkeit haben, noch daß Herodot selbst nicht einmal nach diesen Grundsätzen verdammlich sey. Auf der andern Seite ist es bekannt, daß auch Thucydides nicht von ähnlichen Beschuldigungen frey blieb. Er sollte mit Bitterkeit gegen seine Landsleute geschrieben, die Athenienser verkleinert, die Lacedämonier erhoben haben; er sollte absichtlich den Anfang seiner Geschichte nicht von den schönen Thaten der griechischen Nation in den persischen Kriegen, sondern von Angelegenheiten in Corcyra gemacht haben; endlich, sagte man, habe er absichtlich seine Erzählung mit dem unglücklichen Treffen bey Eynosſema geendigt, statt sie bis auf die Rückkehr der Exsulenten von Phyle fortzuführen.

Das neun und sechzigste und die folgenden Kapitel sind dem griechischen Theater gewidmet. Jeder Freund des Alterthums wird sie mit vorzüglichem Vergnügen lesen, ob sie gleich nichts enthalten, was man als neu oder ungesagt ansehen könnte. Aber die gute Zusammenstellung der zerstreuten Nachrichten, der angenehme Vortrag, die Abwechslung in der Manier der Darstellung, verursachen, daß man diese Wiederholung bekannter Sachen mit Vergnügen anstellt, und manches deutlicher einzusehn glaubt, als vorher. Wir heben die

Charakteristik vom Aeschylus aus, weil diese größtentheils dem Verfasser selbst angehört.

Der Vater der Tragödie, heißt es, hatte von der Natur einen starken und heftigen Geist empfangen, und sein strenger Charakter kündigte sich in seinem Ernst und in seinem Stillschweigen an. Von seiner Jugend auf hatte er sich mit den Ideen der Dichter genährt, welche die Groß-Thaten des heroischen Zeitalters, dem sie nahe lebten, mit einer Würde besangen, die ihnen einen Platz neben jenen Heroen verschafte. Seine Einbildungskraft erblickte in der Geschichte der entfernten Jahrhunderte die erhabnen Bilder großen Glücks und fürchterlichen Unglücks; umgestürzte und blutige Thronen; ungestüme und verzehrende Leidenschaften; erhabene Tugenden, ungeheure Verbrechen: und alle Thaten jener Zeit sah er mit dem Stempel der Größe und erhabner Wildheit ausgeprägt.

Um die ganze Wirkung dieser Gemälde fühlbar zu machen, mußten sie von dem Ganzen getrennt werden, worin die alten Dichter sie eingefaßt hatten. Die frühern Tragiker hatten zwar dasselbe gethan, aber sie hatten dem Alterthum seine ganze Rohheit gelassen, und sich keine Mühe gegeben, den Zwischenraum auszufüllen, der es von ihrem Zeitalter trennte.

Aeschylus suchte vor allen Dingen die Illusion zu vermehren und verbesserte in dieser Absicht die theatralische Darstellung um ein Großes. Er führte zuerst einen zweyten Akteur auf, und dann auch einen dritten, nach dem Beyspiel des Sophokles,

kles, der seine Bahn betreten hatte. Durch diese Vermehrung der Personen war es möglich, daß einer der Held des Stückes wurde, und das meiste Interesse auf sich zog; und da das Chor jetzt nur noch eine subalterne Rolle spielte, so kürzte sie Aeschylus ab, und zog sich dadurch den Tadel zu, dem Chor allzu viel von seinem Wesen entzogen zu haben.

Auch die stummen Rollen tadelt man, die er aufführte. Achill und Niobe erscheinen auf dem Theater mit verschleyertem Haupte, und bleiben mehrere Scenen hindurch unbeweglich und stumm. Aber wie ungerecht ist dieser Tadel! Alle Thränen, die sie hätten vergießen, alle Klagen, die sie hätten ausstoßen können; würden sie wohl den schrecklichen Eindruck gemacht haben, den dieser Schleyer, dieses Stillschweigen, diese Versunkenheit in den Schmerz hervorbringt?

Man kann auf diesen Dichter das anwenden, was er selbst vom Hippomadon sagt: Das Schrecken geht vor ihm her und erhebt sein Haupt bis an die Wolken. Er erfüllt die Zuschauer mit Furcht; aber wenn er mit heftigen Schlägen unsre Seele erschüttert, so erhebt er sie sogleich wieder durch das Gefühl von Kraft, das er ihr einflößt. Der Muth seiner Helden ist unbiegsamer als das harte Gesetz der Nothwendigkeit, und sie ziehen insgesamt den Tod einer niedrigen Handlung vor. Aber so groß sein Bestreben war, heftige Leidenschaften zu erregen, so groß war seine Mäßigung, so weislich setzte er sich Schranken, so sehr vermied er die Bühne

mit Blut zu beflecken, so genau wußte er die Gränze zu beobachten, die das Gräßliche von dem Schrecklichen scheidet.

Nur selten entlockt er den Augen der Zuschauer heilsame Thränen; nur selten interessirt er durch Mitleiden. Vielleicht hatte ihm die Natur jene zarte Empfindsamkeit versagt, die das Bedürfniß fühlt, sich Andern mitzutheilen. Die Phädren und Sthenoböen erscheinen nie auf seiner Bühne, und nie unternimmt er es, die Freuden und Qualen der Liebe zu schildern: denn in den mannichfaltigen Aeußerungen dieser Leidenschaft erblickt er nichts, als Schwachheiten und Verbrechen, die man den Augen des Volkes verbergen muß, um seine Sitten rein zu erhalten; und er wollte, daß man gezwungen würde, die zu achten, die man gezwungen wird, zu beklagen.

Laßt uns ihn auf seiner Bahn beobachten, auf der er mit ungeheuern Schritten einher wandelt. Laßt uns sehn, wie er die verschiedenen Theile der Fabel bearbeitet, nämlich, die Fabel, die Sitten, die Gedanken, die Worte, die Decoration und den Gesang.

Der Plan seiner Tragödien ist von ungemeiner Einfalt. Bisweilen scheint er die Kunst zu vernachläßigen, Unwahrscheinlichkeiten zu verstecken, den Knoten zu schürzen und aufzulösen, die verschiedenen Theile der Handlung genau zu verbinden, sie durch Wiedererkennungen oder andre unvermuthete Zwischenfälle zu beschleunigen und aufzuhalten. Bisweilen interessirt er blos durch die Erzählung

der

der Handlung und durch die Lebhaftigkeit des Dialogs; bisweilen blos durch die Stärke des Ausdrucks und durch das Schickliche der Decoration. Einheit der Handlung und der Zeit betrachtete er als wesentliche Erfordernisse des Trauerspiels; Einheit des Orts schien ihm minder nothwendig.

Der Chor schränkt sich bey ihm nicht blos auf das Absingen von Hymnen ein. Er macht einen Theil des Ganzen aus; er ist die Stütze der Unglücklichen, der Rathgeber der Könige, das Schrecken der Tyrannen, der Vertraute von allen; bisweilen nimmt er an der Handlung, während ihrer ganzen Dauer, lebhaften Antheil.

Der Charakter und die Sitten seiner Personen sind ihnen angemessen und verläugnen sich äußerst selten. Er wählt seine Muster aus dem heroischen Zeitalter, und erhält sie auf der Höhe, auf welche Homer die seinigen gestellt hatte. Am liebsten schildert er starke, freye, über die Furcht erhabne Seelen; Helden, die mit heißer Liebe für das Vaterland den Durst nach Thaten und Unsterblichkeit vereinigen; Krieger, wie sie zu seinen Zeiten nicht mehr waren, aber wie er wünschte, daß sie seyn möchten. Denn er schrieb zu einer Zeit, da das Vaterland der Hülfe eines jeden Armes bedurfte, in den Zeiten der persischen Kriege.

Da er mehr auf das Schrecken, als auf das Mitleiden arbeitet, so giebt er sich keine Mühe, die Härte in gewissen Charakteren zu mildern, sondern er hält sie so rauh und kühn, als es nur immer mit dem Interesse bestehn kann. Nachdem Clytämne-

stra ihren Gemahl ermordet hat, erzählt sie ihre Unthat mit bitterm Spott und mit der Unerschrockenheit einer verhärteten Verbrecherinn. Diese That würde gräßlich seyn, wenn sie nicht in ihren Augen gerecht, wenn sie nicht nothwendig wäre, wenn nicht nach den Grundsätzen der Heldenzeit, unschuldig vergoßnes Blut mit Blute versöhnt werden mußte. Zwar blickt Eifersucht gegen die Cassandra und Liebe zum Aegisth in der That der Clytämneſtra durch. Aber so schwache Gründe haben ihre Hand nicht geleitet. Die Natur und die Götter haben sie gezwungen, sich zu rächen. „Muthig verkündige ich,“ sagt sie zu dem Volk, „was ich ohne Zagen gethan habe; mögt ihr es billigen oder tadeln, es gilt mir gleichviel. Mein Gemahl liegt hier entseelt, und meine Hände haben ihn erwürgt. Auf mich sprang sein Blut und ich nahm es begierig auf, wie die verbrannte Erde den Thau des Himmels aufnimmt. Er hat meine Tochter geschlachtet, ich habe ihn geopfert; oder vielmehr es ist nicht Clytämneſtra, es ist der Dämon des Atreus, er, der das blutige Gastmahl dieses Königes veranstaltete, dieser Dämon ist es, der meine Gestalt annahm, um die Kinder des Thyestes an dem Sohn des Atreus zu rächen.“

Diese Idee wird durch folgende Bemerkung noch in die Augen fallender. Mitten unter den Geheimnissen der Natur schien ihm nichts wunderbarer, als das Geschick des menschlichen Geschlechts. Er ward bey den Menschen auf der einen Seite Verbrechen, die sie verschuldet hatten, auf der andern Unglücksfälle gewahr, deren Opfer sie wurden; über

über den Sterblichen erhaben, sah er die göttliche Rache und ein blindes Schicksal, jene ihn zu verfolgen, wenn er strafbar war, dieses, wenn das Glück ihm gelächelt hatte. Diese Lehre hatte er von den Weisen seiner Zeit gelernt, und sie ist fast allen seinen Schauspielen eingewebt; sie erhält die Seele in immerwährender Furcht, sie warnt sie ohn' Unterlaß, den Zorn der Götter zu meiden, und sich den Streichen des Schicksals geduldig zu fügen. Aus ihr floß die tiefe Verachtung, welche Aeschylus gegen alle Scheingüter bezeigt, und die Stärke der Beredsamkeit, mit der er den Glanz des Glückes verspottet. „O! Größe der Sterblichen," ruft Cassandra aus, „ihr glänzenden und eiteln Bilder, die ein Schatten verdunkeln, die ein Tropfen Wassers verlöschen kann. Das Glück der Menschen erregt mein Mitleiden mehr als ihr Unglück."

Zu seiner Zeit kannte man in den höhern Gattungen der Poesie nichts weiter, als den Ton der Epopöe und Dithyrambe. Ihn trug Aeschylus, ohne ihn zu schwächen, in die Tragödie über, denn er entsprach der Erhabenheit seiner Ideen und seiner Empfindungen. Von Begeisterung ergriffen, verschwendet er die Beywörter, die Metaphern, alle Arten von Figuren; alles, was dem Ausdrucke Kraft, Nachdruck und Würde giebt, alles was ihn beseelen kann. Unter seinem kräftigen Pinsel werden Erzählungen, Gedanken und Maximen zu Bildern, die bald durch Neuheit, bald durch Stärke und Schönheit gefallen.

Mitten zwischen diesen leuchtenden Blitzen herrscht in einigen seiner Werke eine Dunkelheit, die nicht nur von seiner außerordentlichen Kürze und der Kühnheit seiner Figuren, sondern oft auch von der Neuheit der Ausdrücke und Wörter herrührt, mit denen er seinen Styl zu schmücken sucht. Aeschylus wollte nicht, daß seine Helden sich wie gemeine Sterbliche ausdrücken sollten; ihre Sprache sollte sich über die gemeine Sprache erheben, und nun ist sie oft sogar über die verständliche Sprache erhaben. Ungeheure, aus den Trümmern andrer zusammengesetzte Wörter erheben sich oft in der Mitte einer Phrase, wie stolze Thürme, welche die Wälle der Städte schmücken; ein Gleichniß, das ich dem Aristophanes abgeborgt habe.

Die Beredsamkeit dieses Dichters war zu erhaben, um sich den gesuchten Schönheiten der Eleganz, der Harmonie und Correctheit zu unterwerfen; sein Flug zu kühn, um sich nicht bisweilen zu verirren und zu sinken. Im Allgemeinen ist sein Styl edel und groß; an manchen Stellen übertrieben und schwülstig; hin und wieder unkenntlich und empörend, durch unedle Gleichnisse, durch kindische Wortspiele und andre Fehler, die diesem Dichter mit andern seines Zeitalters gemein sind. Aber dieser Fehler ungeachtet, verdient er einen ausgezeichneten Rang unter den ersten Dichtern Griechenlands.

Nachdem der Verf. den poetischen Charakter der übrigen Tragiker auf gleiche Weise geschildert, und die Fortschritte angedeutet hat, welche das Trauerspiel

spiel durch ihre vereinten Bemühungen machte; kömmt er in dem folgenden Kapitel auf die Art der Repräsentation der Schauspiele auf den griechischen Bühnen. Aus den hierüber angestellten Untersuchungen erhellt soviel, daß die Tragödie bey den Griechen, eben so, wie die Opera der Neuern, ihre Wirkung von drey verwandten Künsten, der Poesie, dem Tanz und der Malerey, oder der Decorationskunst erhielt. Nur diese beyden Unterschiede finden sich: Einmal, daß die Worte bald gesungen, bald blos recitirt wurden; wenn der Chor mit den handelnden Personen spricht, so singen auch diese abwechselnd mit dem Chor. Der zweyte Unterschied ist: daß der Chor selten eigentliche Tänze aufführte und daß diese jederzeit mit Gesang begleitet waren.

Den Beschluß dieser ganzen Materie machen Untersuchungen über die Natur und den Gegenstand der Tragödie, welche in dialogischer Form vorgetragen werden, und größtentheils die Ideen des Stagiriten entwickeln. Der Verf. urtheilt hier mit griechischem Sinn, indem er sich ganz in den Geist der Zeiten versetzt, aus denen die Regeln der Tragödie für Völker und Zeitalter geschöpft wurden, die unter ganz andern Umständen, natürlicher Weise ganz andre Gesinnungen hegen und auf eine ganz verschiedene Weise empfinden mußten. Wenn zum Beyspiel die Frage aufgeworfen wird: Warum die Tragödie ihren Stoff nicht eben sowohl in den niedern Ständen, als in den höhern wähle? so wird hierauf einmal so geantwortet, daß Unglücksfälle,

welche unsers Gleichen treffen, uns vielleicht allzu heftig erschüttern würden, wenn eine geschickte Hand sie auf die Bühne brächte: Und dann, ohne Zweifel richtiger und wahrer: Nachdem unsere ersten Tragiker Helden des Alterthums auf dem Theater aufgeführt hatten, so behielten wir diesen Gebrauch bey, weil Republikaner immer mit einer etwas boshaften Freude in Staub darnieder gestürzte Thronen sehn; weil sie sich daran ergötzen, wenn ein König fällt, und seine Herrschaft mit sich darnieder zieht. Aber außerdem würden Unglücksfälle, welche einen Privatmann treffen, das Wunderbare nicht hervorbringen, welches die Tragödie erfordert.

Uns dünkt, man könne noch eine andre Ursache dieses Vorzuges angeben, welchen man den Gegenständen aus den höhern Klassen vor den niedern ertheilte, und zwar ebenfalls eine Ursache, die in dem Zustande der alten Welt vollkommen gegründet ist. Niemand wird zweifeln, daß die Personen eines Trauerspiels interessiren müssen. Eine Person kann uns auf eine doppelte Weise interessant werden; entweder, durch ihre persönlichen Eigenschaften, oder durch den Stand, durch die Lage, in der sie sich befindet. Jenes Interesse hervorzubringen waren die Alten nicht sonderlich geschickt. Sie kannten entweder das menschliche Herz nicht genug, oder sie verstanden die Kunst nicht, ihre Kenntnisse Andern anschaulich zu machen; und so wählten sie Personen, die durch ihren bürgerlichen Stand, die durch die Höhe, auf der sie stehen, aller Augen auf sich ziehn, und schon durch ihren Namen ein

Interesse erregen, das vor aller weitern Kenntniß derselben vorangeht. Vielleicht war dieses nothwendig bey einem Volk, wie die Athenienser waren; vielleicht stand hier eine philosophischere Gattung des Trauerspiels nicht an ihrem Platz; vielleicht mußte der Sinnlichkeit etwas nachgegeben werden, welche dieses Volk beherrschte.

Ueber das Wahrscheinliche setzt der Verf. größtentheils nach Aristoteles folgende Grundsätze fest: 1) Was in den Augen beynahe der ganzen Welt den Schein der Wahrheit hat, heißt wahrscheinlich. So versteht man auch unter diesem Wort alles, was unter gewissen gegebnen Umständen gemeiniglich zu geschehen pflegt. 2) Es ist, wie sich der Dichter Agathon ausdrückt, wahrscheinlich, daß sich Dinge zutragen, die nicht wahrscheinlich sind. So kann es zum Beyspiel geschehn, daß ein starker, muthiger Mann, einem andern unterliegt, der weit schwächer ist als er. Von dieser außerordentlichen Wahrscheinlichkeit haben einige Dichter bey der Auflösung des Knotens Gebrauch gemacht. (Das Beyspiel, dessen sich der Verf. hier bedient, ist übel gewählt. Der starke Mann, der einem schwächern unterliegt, ist ein Beyspiel desjenigen Wunderbaren, das in der Tragödie niemals statt finden sollte, das ein Bedürfniß des Dichters verräth und folglich alle Illusion unvermeidlich stört. Aber es giebt ein anderes wahrscheinliches Wunderbare, dessen sich die Tragödie mit großem Vortheil bedient, wenn nämlich eine an sich unwahrscheinliche Sache, durch eine natürliche Verbindung der

Um-

Umstände nothwendig wird. Was ist z. B. wunderbarer und Unwahrscheinlicher, als daß ein Mann von unbescholtnem Charakter, seinen Vater erschlägt, seine Mutter heirathet, Kinder mit ihr zeugt, ohne von allen seinen Unthaten ein Wort zu wissen. Aber in der Geschichte des König Oedipus ist dieses alles höchst wahrscheinlich und glaublich gemacht. Eben so wunderbar und unglaublich ist es, daß ein Vater seine einzige wohlgerathne Tochter mit kaltem Blute ermorden werde. Aber in der Emilia Galotti ist dieß so wenig wunderbar, daß vielmehr das Gegentheil davon unwahrscheinlich seyn würde. Und von dieser Art des Wahrscheinlichen spricht Aristoteles in der Stelle, auf welche der Verf. Rücksicht nimmt. Er spricht von der Peripatie, und zwar von derjenigen Gattung derselben, die durch etwas Wunderbares geschieht. Z. B. sagt er, wenn ein kluger aber boshafter Mensch überlistet wird, wie Sisyphus, (oder vielleicht besser: wenn die unschuldige Einfalt den Sieg über die boshafte Verschmitztheit davon trägt) oder wenn ein muthiger aber ungerechter Mann unterliegt. Denn dieß kann allerdings wahrscheinlich werden, indem, wie Agathon sagt, es wahrscheinlich ist, daß manches geschehe, was nicht wahrscheinlich ist.) 3) Alles, wovon man glaubt, daß es geschehen sey, ist wahrscheinlich. Alles wovon man glaubt, daß es niemals geschehen sey, ist unwahrscheinlich. 4) Es ist besser, etwas zu brauchen, was seiner Natur nach unmöglich, aber wahrscheinlich ist, als etwas, das seiner Natur nach möglich

möglich, aber unwahrscheinlich ist. Die Leidenschaften und Ungerechtigkeiten, die man den Göttern zuschreibt, liegen außer der Reihe möglicher Dinge und viele Uebelthaten und Unfälle alter Heroen sind an sich unerweislich und unwahrscheinlich. Aber das Volk hat diese Traditionen angenommen und geheiligt, und auf der Bühne ist ein allgemein geltender Wahn der Wahrheit gleich zu setzen. 5) Die Wahrscheinlichkeit muß in der Anordnung des Sujets, in der Verbindung der Scenen, in der Wahl der Umstände, mit einem Wort, in allen Theilen des Drama herrschen, und der Dichter muß sich ohne Unterlaß fragen: ist es wahrscheinlich, ist es nothwendig, daß diese Person so spreche, so handle?

Ueber den Ausdruck des Aristoteles, daß die Tragödie die Empfindungen des Mitleids und Schreckens reinige, erklärt sich der Verf. auf folgende Weise: Wenn die Gegenstände, welche in der Tragödie unser Schrecken und Mitleid erregen, vor unsern Augen ständen, so würden wir kaum im Stande seyn, ihren Anblick auszuhalten. Die Nachahmung zeigt mir dieselben durch einen Schleyer, der die stärkern Züge mildert. Die Copie bleibt hinter dem Original zurück, und gerade diese Unvollkommenheit ist einer ihrer größten Vorzüge. So werden daher jene beyden Arten der Empfindung gereinigt, indem ihre Heftigkeit gemildert wird. Die nachahmenden Künste nehmen von der Realität das Unangenehme hinweg und lassen nichts davon zurück, als was interessirt. Er führt hierauf das Beyspiel des Amasis an, der auf dem

Gipfel

Gipfel des Unglücks, bey dem grausamen Tode seines Sohns keine Thräne vergießen konnte, und dann in Thränen zerfloß, als er sah, daß einer seiner Freunde die Vorübergehenden um Hülfe ansprach. Dieser Anblick erweichte sein Herz, während jener es verhärtete.

Einer der Unterredenden wünscht, daß die Liebe öfter der Gegenstand der Tragödie seyn möchte. Das Feuer der Liebe, sagt er, brennt in dem Herzen der Phädra, aber es verbreitet keine Wärme über das Trauerspiel des Euripides. Welche Reihe von rührenden Gemälden bietet nicht das erste Aufkeimen dieser Leidenschaft und ihr Fortschreiten bis zu ihrem höchsten Gipfel dem Pinsel des Dichters dar? — Niemand verkennt das Interesse, welches Hämons Liebe zur Antigone einflößt. Warum wird diese Liebe nicht die hauptsächlichste Triebfeder der Handlung? Welche Kämpfe hätte sie in der Seele des Vaters, in dem Herzen der beyden Liebenden erregt! — Die Gemälde der Leidenschaft, wird auf diese Frage geantwortet, würden eben so gefährlich für die Sitten, als unwürdig eines Theaters seyn, das sich nur mit großen Eräugnissen und erhabnen Empfindungen beschäftigt. Niemals brachte die Liebe in dem heroischen Zeitalter eine Revolution hervor, wie die Tragödie zu schildern gewohnt ist. Der trojanische Krieg selbst ward nicht sowohl aus Liebe für die Helena geführt, als weil Menelaus eine Beleidigung rächen wollte, die seine Ehre verletzte, und weil die andern Fürsten durch einen Eyd verbunden waren, ihn in dem Besitz seiner Gemahlinn

linn zu schützen. An sich bietet die Liebe nichts als kleine Intriguen dar, deren Darstellung der Komödie überlassen wird. Wenn sie bisweilen Züge von Größe und Erhabenheit zeigt, so verdankt sie diese nicht sowohl ihrem eignen Wesen, als vielmehr den Einwirkungen der Rache, des Ehrgeizes, der Eifersucht; drey mächtigen Triebfedern, welche die Tragödie niemals zu brauchen verabsäumt hat.

Der Verfasser spricht hier als ein Grieche und der Empfindungsart dieser Nation gemäß. Nie ward bey ihr die Liebe als ein Gegenstand des allgemeinen Interesse angesehn. Nie ward sie für würdig geachtet, einen Mann so zu beschäftigen, daß sie alle seine Kräfte gefangen nimmt, und sie entweder zu ihren Waffen macht, oder sie gänzlich vernichtet. Ihre Lebensart erlaubte ihnen nicht dieser Art der Liebe zu huldigen. In dem einen Zeitalter forderte das Bestreben nach kriegerischen Ruhm, in dem andern, der Eifer in der Verwaltung des Staats zu glänzen, alle Kräfte großer und ausgezeichneter Menschen auf. Man heirathete, weil dieses die Pflicht eines guten Bürgers so mit sich brachte; man heirathete nach äussern Vortheilen; und zu einer heftigen Leidenschaft vor der Ehe hatte man weder Zeit noch Gelegenheit. So kannte der Jüngling zu Athen die Liebe als Leidenschaft höchstens nur in dem flüchtigen Umgange mit Curtisanen und Tänzerinnen.

So ist es also sehr wahr und in griechischem Geiste gesprochen, wenn der Verf. sagt, die Gemälde der Liebe würden unter der Würde des tragischen Theaters seyn. Unsere Begriffe von dieser Leiden-

denschaft haben sich geändert, und so haben wir eine unzählbare Menge von Tragödien bekommen, in denen sie die vornehmste Triebfeder ausmacht. Recht gut; wenn die Liebe in dem wirklichen Leben diese große Rolle spielt; wenn sie auf alles Große einwirkt, wenn sie die wichtigsten Entschlüße bestimmt. Zwar weiß ich nicht, ob die Heftigkeit und Unumschränktheit der Liebe, wie die französische Tragödie sie schildert, in dem Charakter dieser Nation gegründet ist; aber in dem unsrigen ist sie ganz gewiß nicht gegründet, und die tragischen Ausschweifungen derselben, sind Erscheinungen, welche wir nie in der Natur und also auf dem Theater immer mit einer Art von Zweifel und Unglauben sehn. Aber so geht es. Gewohnheit und Nachahmungsgeist sind im Stande, alles zu rechtfertigen. Das spanische Theater hatte den Ton angegeben. Die französische Tragödie ward auf die spanische gepfropft, und wir würden es für schimpflich gehalten haben, in irgend einer Art von Ausschweifung hinter unsern Nachbarn zurück zu bleiben.

Von den Sitten, welche in dem Trauerspiel herrschen müssen, sagt der Verfasser unter andern: Die Sitten charakterisiren den, der da handelt. Sie müssen gut seyn. Statt seinen Fehler zu vermehren, tragt Sorge, ihn zu vermindern. Die Poesie verschönert das Porträt, so wie die Malerey, ohne es unkenntlich zu machen. Selbst einen subalternen Charakter haltet nicht zu sehr in das Schwarze und Mißfällige, wenn ihr nicht durch wichtige Gründe dazu genöthigt seyd. In einem

Stück

Stück des Euripides spielt Menelaus eine tadelnswürdige Rolle, blos weil er Böses thut, ohne Noth.

Wie viel könnten unsre Tragiker, von der neusten Form, aus diesen wenigen Zeilen lernen!

Wir gehen von hier sogleich zu den Betrachtungen über, welche der Verf. über die andern Zweige der Dichtkunst anstellt, wo er mit wenigen Worten die Theorie einer jeden entwirft und die vornehmsten Nachrichten von ihrer Litteratur beybringt. Die Erfindung der Elegie setzt er sogleich nach der Erfindung des Heldengedichts. Diejenigen Dichter, sagt er, welchen die Natur ein gefühlvolles Herz verliehen und die Talente zur Epopöe versagt hatte, stellten in ihren Schilderungen bald die Unglücksfälle ganzer Nationen, bald die Leiden einzelner Menschen des Alterthums dar; bald beklagten sie den Tod eines Freundes oder eines Anverwandten, und linderten den Schmerz, indem sie sich ihm überließen. Ihre Klaggesänge, die gemeiniglich von dem Tone der Flöte begleitet wurden, bekamen den Namen der Elegien. Diese Dichtungsart zeichnet sich durch ihre Form und das Versmaas aus, dessen sie sich unabänderlich bedient. Der Styl derselben muß simpel seyn; denn ein wahrhaft gerührtes Herz macht keine Ansprüche mehr: zuweilen wird der Ausdruck feurig und glühend seyn, wie die Asche ein verzehrendes Feuer verbirgt; aber er bricht nicht in Verwünschungen oder in Verzweiflung aus; denn nichts ist hinreißender, als die äußerste Sanftmuth in dem

äußersten Leiden. — Die Elegie ward bald müde, die wirklichen Leiden der Menschheit zu schildern, und fing an die Darstellung der Qualen der Liebe zu ihrem hauptsächlichsten Zwecke zu machen; und mehrere Dichter haben diese Gattung der Poesie benutzt, um den Namen ihrer Gebieterinn auf die Nachwelt zu bringen.

Der Verf. erwähnt der kriegerischen Elegie, in welcher Tyrtäus so vortrefliche Muster gab, aber er sagt nichts von der Elegie moralischen Inhalts, welche einen Solon und Theognis aufzuweisen hat. Indessen gehören die Werke der genannten Dichter ohne Zweifel zu dieser Gattung, da sie Klagen über die Verderbtheit des menschlichen Geschlechts im Allgemeinen und die Bosheit einiger persönlichen Feinde der Verfasser enthalten.

Von der Elegie geht er zu der Ekloge fort. Er schreibt ihre Erfindung, einer alten Sage gemäß, dem Daphnis zu, und setzt ihre Scene in jenes Zeitalter, wo die Sorge für die Heerden noch nicht den Sklaven überlassen wurde, wo die Herren derselben sich selbst mit ihnen beschäftigten, weil dieses die einzigen Reichthümer waren, die sie kannten. In diese Zeiten, fährt er fort, muß der Dichter hinauf steigen, in diese stillen Wohnungen muß er uns führen, wo die armen, aber mit ihrer Armuth zufriednen Hirten, ihre Tage in süßen Frieden verlebten, sich an unschuldigen Spielen ergötzten und die Zeit der Kindheit bis an das Ende ihres Lebens ausdehnten.

Die

Die Reihe kömmt hierauf an das Lied, an den Hymnus, die Dithyramben. Wir heben hier nichts aus, weil uns hier der Verf. am wenigsten Genüge thut. Wir machen ihm nicht zum Vorwurf, daß er von dem Dithyrambus keine deutlichere Vorstellung giebt, da uns die Zeit von dieser Dichtungsart auch nicht eine Probe erhalten hat: Aber von der Hymne hätte er bestimmter sprechen können; und es wäre dieß seine Pflicht um desto mehr gewesen, da sie bey den Griechen etwas ganz anderes war, als bey uns. —

Wir haben den jungen Scythen auf seiner Reise begleitet; wir haben uns mit ihm an den Stellen aufgehalten, die den Liebhaber der schönen Künste und Wissenschaften vorzüglich interessirten; und wir müssen gestehen, daß wir auch in den übrigen Theilen dieses weitläuftigen, aus so mannichfaltigem Stoffe zusammengesetzten Werkes eine Unterhaltung gefunden haben, welche Schriften dieser Art sonst so selten gewähren. Diese Unterhaltung wird einmal durch die Mannichfaltigkeit der Formen befördert, welche der Verf. zur Darstellung seines Stoffs gewählt hat. Er hat sie vielleicht alle erschöpft; er hat vielleicht keine unbenutzt gelassen. Zweytens aber auch dadurch, daß er nur selten docirt, daß er immer selber zu lernen scheint, daß er immer nur wieder erzählt, was er gehört und gesehn hat. Hierdurch qualificirt sich dieses Werk vornämlich zu einer Lectüre der großen Welt. Doch diese beyden Eigenschaften würden am Ende nicht vielmehr bewirken, als daß man

das Buch ohne Langeweile und Ueberdruß lesen könnte; sie würden noch nicht im Stande seyn, das Interesse hervorzubringen, mit dem man den Reisenden begleitet und jeden seiner Schritte beobachtet; sie würden noch nicht vermögen die Empfindungen der Liebe und des Wohlgefallens zu erwecken, die einen jeden Leser von Gefühl beym Lesen dieses einzigen Werks unvermerkt überschleichen und für den Verfasser einnehmen wird. Wen sollte nicht diese Lebhaftigkeit und Fröhlichkeit der Einbildungskraft, diese Stärke und Feinheit des Gefühls, diese Solidität des Urtheils, und diese Leichtigkeit des Ausdrucks hinreißen, und für den liebenswürdigen Franzosen einnehmen, der unter dem Namen eines Scythen die schönsten und merkwürdigsten Gegengen der alten Welt bereist? Wer sollte bey diesen Schilderungen unempfindlich bleiben? wer sollte sich nicht sehnen, unter solchen Menschen und in solchen Gefilden zu wohnen? wer sollte nicht auf eine Weile seine Zweifel unterdrücken, und aus Achtung für die Menschheit und ihre Würde an die Wahrheit dieser schönen Gemälde glauben?

Wenn man die Manier des Verf. beobachtet, und bemerkt, wie er fast allenthalben die Spuren der Alten aufsucht, wie er fast jeden seiner Sätze durch eine Stelle aus einem Alten belegt, wie er alles, was diese Schönes gesagt haben, künstlich verbindet und zusammen reiht, so erfüllt uns die schöne Harmonie, die unverletzte Gleichförmigkeit, welche dieses Werk, bey aller Ungleichförmigkeit

seiner

seiner Theile, zu einem vollkommnen Ganzen macht, mit doppelter Bewunderung. Von einem Ende desselben bis zu dem andern herrscht Ein Ton der Empfindung, Eine Farbe, Ein Geist. Alle Ideen der Schriftsteller aus so vielen Jahrhunderten, die der Verf. benutzt, sind dadurch die seinigen geworden. Er hat sie alle bearbeitet; er hat sie alle mit seinem eigenthümlichen Stempel bezeichnet.

Aber eben diese Harmonie und Gleichförmigkeit ist es auch, welche dieses Buch unter die wenigen setzt, aus denen man beynahe untrügliche Schlüsse auf den Charakter ihres Verfassers ziehen kann. Ein vortreflicher Schriftsteller hat gesagt: das, was in einem Buche am meisten interessire, sey der Verfasser, sein Charakter und seine eigenthümliche Denkungsart. Wenn dieser Satz wahr ist, so ist Anacharsis zuverläßig eines der interessantesten Werke.

Eine ungetrübte Heiterkeit und stille Ruhe der Seele, Eigenschaften, die, wo wir sie bemerken, uns mit Liebe und Wohlgefallen erfüllen, sind wohl das, was den Verf. des Anacharsis am vorzüglichsten charakterisirt. Sie strahlen allenthalben, in allen Aeußerungen seiner Gefühle hervor; sie geben zuweilen zu den erhabensten Contrasten Gelegenheit. So zum Beyspiel in folgender Stelle, aus der Beschreibung seines Aufenthalts in Olympia: (II. Vol. S. 407. ed. 4to.) „Beym Anbruch des Tages begaben wir uns auf das Stadium. Hier fanden wir schon mehrere Athleten

und eine große Menge von Zuschauern, die theils die Rennbahn umringt, theils einen Hügel besetzt hatten, der sie, gleich einem Amphitheater umgiebt. Wagen flogen in der Ebne; der Schall der Trompeten und das Wiehern der Pferde vermischte sich mit dem Geräusche der Menge; und als wir mit diesen lauten Aeußerungen der allgemeinen Freude die ruhige Stille der Natur verglichen, welchen Eindruck machte da auf unsre Seele die Heiterkeit des Himmels, die süße Kühle der Luft, die spiegelnden Wasser des Alpheus, und die fruchtbaren Ebnen, die sich vor unsern Augen ausbreiteten und in den ersten Strahlen der Sonne glänzten!" — Oder in folgender: (IV. Vol. S. 98.) „Nachdem wir einige Tage in Phocäa zugebracht hatten, setzten wir unsre Reise fort, und kamen auf die weiten und fruchtbaren Ebnen, die, von den Wassern des Hermus benetzt, sich von dem Meere an bis über Sardes hinaus erstrecken. Das Vergnügen, so ich bey diesem Anblick empfand, ward durch eine traurige Betrachtung verbittert. Wie oft, sagte ich zu mir selbst, sind diese Ebnen mit Menschenblute getränkt worden! wie oft werden sie es noch seyn! So oft ich in Griechenland eine Ebne erblickte, sagte man mir: Hier wurden tausende von Griechen erschlagen. In Scythien: Diese fruchtbaren Gefilde, diese ewigen Sitze des Friedens, nähren unzählige Heerden von Schaafen und Rindern."

Nur einem Mann von jonischer Sanftheit und Anmuth konnte folgende Beschreibung der schönsten Ge-

Gegenden von Jonien glücken: (Vol. IV. S. 107.) „Auf die Gegend um Milet hat die Natur ihre Schätze ausgegossen. Wie oft wandelten wir nicht an den Ufern des Mäander, der sich in mannichfaltigen Krümmungen durch diese Ebne schlingt, die stolz darauf ist, seinen Namen zu führen, und sich mit seinen Geschenken zu schmücken. Dann ruhten wir auf dem Rasen aus, der seine blühenden Ufer einfaßt, rund umgeben von den reizendesten Scenen der Natur, die wir jedesmal mit neuem Vergnügen betrachteten. Wir athmeten die köstliche Luft des heitersten und reinsten Himmels ein, und eine süße Erschlaffung bemächtigte sich unsrer Seele, die gleichsam in der Trunkenheit des Vergnügens schwamm. Denselben Einfluß äußert dieses Clima auf die Einwohner von Jonien, und da andre moralische Ursachen dazu beygetragen haben, diesen Einfluß zu vermehren, so sind die Jonier das weichlichste und zu gleicher Zeit das liebenswürdigste Volk auf der Erde geworden.

„In ihren Ideen, Empfindungen und Sitten herrscht eine gewisse Sanftheit, die dem Umgang eine unaussprechliche Anmuth giebt; in ihrer Musik und in ihren Tänzen eine gewisse Freyheit, die anfänglich mißfällt, und am Ende verführt. Sie haben dem Vergnügen neue Reize geliehn, sie haben ihre Genüße auf das höchste verfeinert. Sie feyern eine Menge Feste in ihrem Vaterlande, sie nehmen Theil an den Feyerlichkeiten ihrer Nachbarn, und hier zeigen sich die Männer immer höchst prächtig, die Weiber immer höchst elegant gekleidet,

det, mit allen Arten von Reizen geschmückt und von dem lebhaften Bestreben zu gefallen beseelt. Darum erhalten sie ehrfurchtsvoll die alten Sagen, welche ihre Schwachheiten rechtfertigen. Nahe bey Milet zeigte man uns die Quelle der Biblis, wo diese unglückliche Prinzessinn aus Kummer und Liebe starb. Man zeigte uns den Berg Latmus, wo Diana den Endymion mit ihrer Gunst beglückte, und bey Samos bringen unglücklich Liebende den Manen des Leontichus und der Rhadina ihre Gelübde."

Wir glauben Verzeihung von unsern Lesern zu erhalten, wenn wir noch eine Stelle auszeichnen, welche zu gleicher Zeit eine Probe von der bezaubernden Beredsamkeit unsers Verfassers, und eine der schönsten Ergießungen seines gefühlvollen, mit Achtung für die Menschheit und ihre Rechte erfüllten Herzens ist. „O! Menschenliebe," ruft er aus, „edle und erhabne Neigung schöner Seelen, die du dich in dem Kinde durch die Aeußerungen unschuldiger Zärtlichkeit ankündigst; in dem Jünglinge dich durch die blinde Zuversicht äußerst, mit der er den Menschen sich hingiebt; in dem ganzen Lauf unsers Lebens, durch die Bereitwilligkeit neue Verbindungen einzugehn! Unverkennbare Stimme der Natur, die du von einem Ende des Weltalls bis zum andern ertönst, die du unsre Herzen mit Unruhe erfüllst, wenn wir unsers Gleichen bedrücken, und uns mit der reinsten Wollust durchströmst, wenn wir im Stande waren, unsre Nebenmenschen glücklich zu machen! O! Liebe, o! Freundschaft,

o! Wohl-

o! Wohlthätigkeit, ihr unversiegbaren Quellen von Glück und Freude! Nur dann sind die Menschen unglücklich, wenn sie eure Stimme nicht hören wollen. Ihr Götter, ihr Geber dieser unendlichen Güter! Zwar konnte auch das Gefühl mannichfaltiger Leiden, drückender Bedürfnisse, die Menschen vereinigen, um in dieser Vereinigung eine schwache Stütze ihrer Schwäche zu suchen; aber nur eine gränzenlose Güte, wie die Eurige, konnte den Plan entwerfen, uns durch den süßen Zug der Empfindung zu vereinigen, und über die großen Gesellschaften, welche die Erde bedecken, das Feuer der Gefühle auszugießen, das ihre Dauer verewigen muß."

Wir können diese Anzeige nicht schließen, ohne ein Wort von der Uebersetzung zu sagen, welche von den ersten Bänden dieses Werkes bereits erschienen ist. Kurz darauf, nachdem das Original in Deutschland bekannt worden war, kündigten zwey Göttingische Gelehrten, welche dieser Arbeit ohne Zweifel ganz vorzüglich gewachsen gewesen waren, eine Uebersetzung desselben mit Berichtigungen und Zusätzen an. Aber eine andre Verlagshandlung trat dazwischen, versicherte, die Arbeit schon bereits einem geschickten Mann übertragen zu haben, und machte dadurch jene Unternehmung rückgängig. Der erste Band der Uebersetzung erschien, ward begierig gekauft, und Anacharsis machte keinen oder vielmehr einen widrigen Eindruck auf die meisten Leser, welche das Buch seinem Rufe nach kannten, und ihre Erwartungen

bey weitem nicht befriedigt sahen. Denn diese Uebersetzung eines der wohlgeschriebensten Werke, welche das Ausland hervor gebracht hat, eines Werks, dessen größtes Verdienst in dem Vortrag und dem Style besteht, war von einem Ende bis zum andern mit Barbarismen und Gallizismen angefüllt. Der Sinn war an einer Menge Stellen gänzlich verfehlt, in andern schielend und unbestimmt ausgedrückt. Man mußte oft das Original zu Rathe ziehn, um zu erfahren, was der Verfasser eigentlich meyne. Allenthalben war Unwissenheit des Uebersetzers, und eine gedankenlose Flüchtigkeit sichtbar. Nirgends war verdeutscht, allenthalben sklavisch nachgebildet; oft waren Worte von ähnlicher Bedeutung und ähnlichem Schalle verwechselt; noch öfter der richtige Ausdruck verfehlt. Es würde uns leicht seyn, alle diese Beschuldigungen mit einer Menge von Beyspielen zu belegen, wenn ein solcher Beweis bey einem solchen Uebersetzer nur im mindesten verdienstlich, oder wenn es nur im mindesten nützlich wäre, einen solchen Uebersetzer zu belehren. Auf der andern Seite aber hat uns die Verlagshandlung selbst schon die Führung dieses Beweises erspart, indem sie die Arbeit den Händen des ersten Uebersetzers entrissen, und Hrn. Biester übertragen hat. Einen Theil des zweyten Bandes hat daher dieser bekannte Gelehrte schon selbst übersetzt; den andern wenigstens revidirt. Indeß ist das Uebel dadurch noch nicht wieder gut gemacht. Der erste Band bleibt, was er ist, die folgenden mögen so vortreflich seyn, als sie wollen.

Und

Und auch in dieſem zweyten Theil hätte noch gar manches geändert werden müſſen, um die Sprache der Sprache des Originals nur etwas nahe zu bringen; auch hier werden zarte Ohren und ein feiner Geſchmack noch Mißtöne, unglücklich gewählte Ausdrücke und undeutſche Wendungen genug entdecken. Iſt es deutſch zu ſagen: „Er iſt von anſtändiger Familie, (né dans une condition honnête) oder: „Er will ſich dem Gerichtshofe widmen," (ſe conſacrer au barreau. Der gerichtlichen Beredſamkeit.) Die Natur hat ihm einen beſchwerlichen Athem (réſpiration embarraſſée) mitgetheilt (donné) Aber ſie verlieh ihm dabey jenen feſten Charakter, welchen Hinderniſſe um ſo viel mehr anſpornen. (Mais elle l' a doué d'un de ces caractères fermes qui s'irritent par les obſtacles.) Dieſes iſt alles von einer einzigen Seite ausgezogen, wo noch außerdem der unerhörte Genitiv Iſocrates's vorkömmt.

Hier hätten wir nun Gelegenheit die Klagen zu erneuern, welche ſchon von vielen Kunſtrichtern über den Zuſtand unſrer Litteratur geführt worden ſind. Die Gelehrſamkeit iſt faſt ganz ein Gegenſtand des Handels geworden. Jedermann beeifert ſich, ſeine Waare recht früh zu Markte zu bringen, und da gilt Schnelligkeit der Finger mehr als Beurtheilungskraft, Kenntniſſe, Fleiß und Geſchmack. Die vortreflichſten Produkte des Auslands werden auf dieſe Weiſe durch gedungene Handlanger entſtellt, welche von dem Geiſt, der Feinheit, dem

Adel,

Adel ihres Originals nichts ahnden, und in feſter Zuverſicht auf die Gutmüthigkeit des deutſchen Publikums ſchreiben. Was kauft dieſes Publikum nicht! Was lieſt es nicht! Noch ganz vor kurzem erlebte die Ueberſetzung von Helvetius eben ſo tiefſinnigem als wohlgeſchriebnem Werke über den Geiſt des Menſchen eine zweyte Auflage; eine Ueberſetzung, wie es keine mehr giebt; welche von dem allerunwiſſendeſten, gedankenloſeſten Schmierer verfertigt, in keinem einzigen Paragraphen den Sinn, geſchweige denn den Geiſt des Originales wieder giebt, die man gar nicht verſtehn kann, die dem Verfaſſer den allerplatteſten Unſinn leiht. — Doch wir brechen ab; weil Klagen niemals angenehm ſind und ſelten etwas fruchten; und wir ſchließen mit dem Wunſche, daß das deutſche Publikum, durch den widrigen Eindruck, den der erſte Theil der Ueberſetzung der Reiſe durch Griechenland, auf daſſelbe gemacht hat, nicht abgehalten werden möge, ſich mit dem Originale bekannt zu machen, deſſen Ankauf nunmehr durch wiederholte Auflagen ſo ſehr erleichtert worden iſt.

VIII.

Göthes Schriften. Sechster Band. (Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochnen Rezension.)

Ein Schauspiel kann seiner Anlage nach fehlerhaft, die Charaktere in demselben können unrichtig oder zu schwach gezeichnet seyn, und es kann dennoch durch die Schönheit einzelner Situationen, durch die glückliche Verbindung derselben, durch einzelne vorstechende Gedanken, durch die Wahl des Ausdrucks, mit einem Worte, durch das, was man die Schönheiten des Details nennt, gefallen und Bewunderung erregen. In der That; viele der berühmtesten Werke großer dramatischer Dichter befinden sich in diesem Fall; und es giebt deren weit mehrere, welche durch jene Schönheiten von niedrigern Rang, als welche durch Regelmäßigkeit, Größe und Vollkommenheit der Anlage auf dem Theater gefallen haben. Der große Haufe wird nur von jenen Schönheiten gerührt; den Mangel der letztern ahndet er kaum; und die Volksdichter, denen es nur um ein volles Haus, und um thätige Hände zu thun ist, geben sich die Miene sie zu verachten, weil sie zu träge oder zu unfähig sind, nach ihnen zu streben. Indeß erreichen Stücke dieser

Art

Art die höchste Wirkung nie, und wenn sie genug beklatscht worden sind, will sie niemand weder lesen noch sehn. Die Stimme des Verstandes wird spät gehört, aber endlich dringt sie doch durch; das Publikum kömmt aus seiner Extase zurück; es fängt an, sich über seine Bewunderung selbst zu wundern; und oft verwandelt sich das allgemeine Lob mit einemmal in Verachtung und Tadel.

Wir sind weit entfernt zu glauben, daß dieses Schicksal den Tasso, mit dem wir uns schon in dem vorigen Stück dieser Bibliothek beschäftigt haben, treffen werde. Dieses Schauspiel scheint nicht für das Theater bestimmt; es ist eben so wenig auf eine plötzliche Wirkung calculirt. Die Schönheiten desselben sind nicht empfindbar für Zuschauer, wie sie in Deutschland gewöhnlich sind. Dieser Schönheiten sind bey allen Fehlern der Anlage sehr viel, und sie halten gewissermaßen für den Verdruß schadlos, welchen die letztern verursachen. Wir wollen diese vergeßen und uns nur mit jenen beschäftigen. Wir wollen einzelne Situationen, Scenen und Tiraden betrachten, und indem wir das Ganze, zu dem sie gehören, aus den Augen lassen, ihren absoluten und eigenthümlichen Werth untersuchen.

Aus guten Gründen schränken wir uns bey dieser Untersuchung auf den ersten Aufzug ein. Hier springen uns die Fehler der Anlage noch nicht in die Augen; die Unlust an den zweydeutigen Charakteren stört hier unser Vergnügen noch nicht so sehr, daß sie unsere Empfänglichkeit für die einzelnen

Schön-

Schönheiten vermindern sollte. Das Interesse, das wir an den handelnden Personen nehmen, ist zwar noch schwach, aber desto unpartheyischer können wir über sie urtheilen. Die Charaktere treten zwar noch nicht ganz hervor, aber sie zeigen sich doch. In den Fortschritten der Handlung, wenn die Leidenschaften erwachen, fällt zwar alles mehr in die Augen und äußert sich lebhafter; aber so wie diese starken Züge dem Dichter am wenigsten kosten, so bieten sie auch der Kritik den wenigsten Stoff zur Unterhaltung dar.

Wir wollen vergessen, daß die vier Scenen, aus welchen der erste Aufzug besteht, zur Exposition historischer Umstände dienen sollen; wir wollen sie als Exposition des innern Zustands der handelnden Personen betrachten, und in den Aeußerungen ihrer Empfindungen und Gedanken den Keim ihrer Leidenschaften und Handlungen zu entdecken suchen.

Die erste Scene hat ganz das Ansehn eines unvorbereiteten absichtlosen Gesprächs. Die unterredenden Personen scheinen in der Folge ihrer Ideen einzig und allein von ihrer Phantasie geleitet zu werden. Sie handeln die verschiedenartigsten Dinge ab, und der Faden, durch welche diese verschiedenen Ideen verbunden werden, schlingt sich fast unmerklich durch sie hin. Aber dennoch interessirt uns dieses Gespräch. Denn einmal tönt durch dasselbe der Ton einer sanften Begeisterung wieder, welche durch die Scene und den Aufenthalt an diesem Ort, durch den schönen Frühlingstag, durch die

schäfer-

schäferliche Kleidung der Unterredenden selbst, erregt worden ist; ein Ton, der unsre Seele jederzeit angenehm rührt, und ein uneingenommenes Herz zur Theilnahme und Mitgefühl einladet. Dieser an sich schon wichtige Umstand wird dadurch noch wichtiger, daß die heitre Stimmung der Seele, in welcher sich die beyden Freundinnen befinden, ihre Herzen wechselseitig zu öffnen, und ihnen eine mehr als gewöhnliche Vertraulichkeit zu entlocken scheint. Diese heitere Stimmung ist es, welche die beyden Freundinnen zum erstenmal auf die Leidenschaft führt, welche Tasso gegen eine von ihnen hegt; sie ist es, welche den fröhlichen Scherz erzeugt, mit dem sie sich wechselseitig die Schuld an den Leiden des Dichters zuschieben, und sie in diesem Scherz die verborgnern Gesinnungen ihres Herzens nur allzu deutlich zu verrathen treibt.

Sehr sichtbar wird schon in diesem, dem Anschein nach zweckloſen Gespräch der Charakter der Prinzessinn. Wer bey gegenwärtigen angenehmen Eindrücken nicht an der Gegenwart hängen bleibt, sondern seine Augen zu gleicher Zeit auf die Vergangenheit und die Zukunft richtet, dessen Freuden werden fast immer von einem Wölkchen der Schwermuth getrübt und ihres Glanzes beraubt werden. Indeß Leonore Sanvitale nur das zu genießen scheint, was sie vor Augen hat, rufen die Reize des Frühlings der Prinzessinn die frohen Tage ihrer Jugend in das Gedächtniß zurück, und die Vergleichung, welche sie anstellt, erweckt die angenehme aber schwermüthige Empfindung der Sehnsucht, die

den

den reinen Genuß des Gegenwärtigen nothwendig stören muß. Einen Augenblick darauf erinnert sie derselbe Gegenstand an die nahe Abreise ihrer Freundinn, die nach Florenz zu ihrem Gemahle zurückkehrt.

Bald nimmt das Gespräch, gleichsam zufällig, eine andre Richtung. Die Vergleichung zwischen Florenz und Ferrara und der in beyden Städten herrschenden Cultur, führt sie auf die Erwähnung des Einflusses, den die Fürsten dieser beyden Staaten auf das Gedeihen der Künste und Wissenschaften gehabt haben. Leonore verbindet das Lob der Prinzessinn mit dem Lobe ihres ganzen Hauses, dessen Eifer für alles Schöne und Gute auch sie die Bildung ihres Geistes verdankt. Daß die Prinzessinn Kennerinn der Künste, daß sie in der Philosophie, in den alten Sprachen, in andern Theilen der Gelehrsamkeit bewandert ist, dieß ist jetzo für uns weiter von keiner Erheblichkeit. Aber desto wichtiger ist es uns, wie sie selbst von sich denkt, mit welchen Augen sie ihre Vorzüge betrachtet, wie sie die Lobeserhebungen ihrer Freundinn aufnimmt. Diesen Theil der ersten Scene haben wir mit ganz vorzüglichem Vergnügen gelesen. Wenn man weiß, wie schwer es an sich ist, auf solches Lob zu antworten, wenn man das Benehmen der versteckten Eigenliebe, des verhehlten Stolzes in solchen Fällen kennt, und es von den Aeußerungen wahrer Bescheidenheit zu unterscheiden versteht, so wird man die herrliche Wahrheit, die ungeheuchelte Bescheidenheit, die zärtliche, kindliche und schwesterliche

Achtung, den edeln weiblichen Verstand, der sich in jedem Worte der Prinzessinn enthüllt, nicht anders als mit der größten Theilnahme und Bewunderung wahrnehmen können.

Nicht ganz so charakteristisch, aber doch noch bedeutend genug, ist dieser Dialog in Rücksicht auf die zweyte unterredende Person. Ueberhaupt ist Leonorens Charakter, vielleicht mit Vorbedacht, nicht scharf gezeichnet, und auch in dieser Scene wird er nicht sowohl aus dem, was sie sagt, als aus der Vergleichung mit den Aeußerungen und Gefühlen der Prinzessinn errathen. Der Dichter ist hier mit außerordentlicher Feinheit zu Werke gegangen. Das Interesse, das wir an Leonoren nehmen, soll dem Interesse an ihrer Freundinn nicht schaden; das erstere soll dem letztern unterworfen seyn. So wie Verstand mit innigem Gefühle verbunden unsre Theilnahme mehr erregt, als der Verstand allein, selbst auch dann, wenn er von Witz begleitet ist, so interessirt uns die Prinzessinn mehr als Leonore, die an Innigkeit und Stärke der Empfindung ihrer Freundinn weit nachsteht. Oder sollte es nicht absichtlich seyn, daß der Dichter den gefühlvollen Aeußerungen der Einen, immer die glänzenden Tiraden der Andern entgegensetzt? wenn er bey der Einen vorzüglich das Gefühl, bey der Andern vorzüglich die Einbildungskraft erregt und belebt zeigt? Wenn die Eine immer mehr durch die rührende, die Andre mehr durch die glänzende Seite der Gegenstände angezogen wird?

Die

Die Prinzessinn denkt erhabner und edler, Leonore feiner und witziger. Diese Verschiedenheit der Denkungsart und des Gefühls drückt sich in ihrer Sprache deutlich aus. In den Worten der Erstern spiegelt sich die edle Einfalt ihres Geistes, in den Worten der Andern funkelt das Feuer einer lebhaften Einbildungskraft. Diese Verschiedenheit des Charakters, welche etwas ganz anderes und etwas weit bewundernswürdigeres ist, als der leidige Contrast, äußert sich sogleich beym ersten Eintritt auf eine sinnliche, gleichsam symbolische Weise. Die beyden Freundinnen haben Kränze gewunden. Die eine hatte den Lorbeer gewählt, die andre hatte Bluhmen mancher Art zusammen geschlungen. Indem sie nun vor den Bildsäulen Virgils und Arioſtens vorbey gehn, krönt jene das Haupt des ernsten Römers mit dem Lorbeer, diese windet ihre Bluhmen um den Scheitel des sinnreichen Italieners.

Wir wollen hier eine Stelle auszeichnen, in welcher diese Verschiedenheit noch feiner und mit noch größerer Kunst angedeutet ist. Die Prinzessinn hatte die Gefälligkeit ihres Bruders gepriesen, daß er sie schon jetzt auf das Land gebracht hatte. Sie fährt fort:

Wir können unser seyn und stundenlang
uns in die goldne Zeit der Dichter träumen.
Ich liebe Belriguardo, denn ich habe
hier manchen Tag der Jugend froh durchlebt,
und dieses neue Grün und diese Sonne
bringt das Gefühl mir jener Zeit zurück.

Leonore.

Ja es umgiebt uns eine neue Welt!
Der Schatten dieser immer grünen Bäume
wird schon erfreulich. Schon erquickt uns wieder
das Rauschen dieser Brunnen, schwankend wiegen
im Morgenwinde sich die jungen Zweige.
Die Blumen von den Beeten schauen uns
mit ihren Kinderaugen freundlich an.
Der Gärtner deckt getrost das Winterhaus
schon der Citronen und Orangen ab,
der blaue Himmel ruhet über uns
und an dem Horizonte lös't der Schnee
der fernen Berge sich in leisen Duft.

Wir haben schon oben bemerkt, wie charakteristisch in dem Munde der Prinzessinn diese Erinnerung an ihre Jugendzeit bey dem Anblicke des Frühlings ist. Sie sieht in dem jungen Grün, in dem lachenden Himmel, in der ganzen Herrlichkeit der sich erneuenden Natur, nicht sowohl Gegenstände unmittelbar angenehmer Empfindungen, als vielmehr eine Veranlassung schlummernde Gefühle zu erwecken, und sich in die süße Erinnerung froher, vergangner Zeiten, wie in einem anmuthigen Traum zu verlieren. Leonore im Gegentheil genießt unmittelbar. Sie öffnet ihr Herz und ihre Sinne allen angenehmen Eindrücken, welche die Gegenstände umher auf sie machen, und diese beschäftigen nicht sowohl ihren Geist, als ihre Sinnlichkeit. Auch sie stellt Vergleichungen an; aber ebenfalls nur solche, welche durch die Sinnlichkeit veranlaßt werden. Indem sie Annehmlichkeiten der jetzigen

Jahrs-

Jahrszeit mit dem traurigen Winter vergleicht, giebt sie uns ein Gemälde des Frühlings, während uns die Andre ein Gemälde ihres Herzens giebt.

Dieselbe Bemerkung dringt sich noch bey einigen andern Stellen dieser Scene auf. Wenn sich die Prinzessinn mit dem schwermüthigen Andenken des baldigen Abschieds beschäftigt, so will sich Leonore die schönen Stunden nicht mit einer so traurigen Idee verderben, und sie findet bey diesem Abschied einen Trost in der glänzenden Hoffnung, ihren Sohn wieder zu sehn:

der in diesem Jahr
so schnell gewachsen, schnell sich ausgebildet.

Wenn jene die Größe Ferrarens in dem Zusammenfluß guter Menschen findet, so sucht sie diese lieber in der Größe der Fürsten, die so erhabne Geister um sich versammelten; und der Glanz, den die Dichter über die Tugenden dieser gastfreundlichen Fürsten verbreiten, ist hier wiederum das, was sich ihrem Geiste am ersten aufdringt, und ihn am lebhaftesten beschäftigt.

Doch es ist Zeit weiter zu gehn. Die erste Scene schließt sich mit einem feinen Zug, der einen guten Theil der Gesinnungen enthüllt, welche die Prinzessinn gegen Tasso hegt:

Da kommt mein Bruder, laß uns nicht verrathen
wohin sich wieder das Gespräch gelenkt,
wir würden seinen Scherz zu tragen haben,
wie unsre Kleidung seinen Spott erfuhr —

Daß dieſe Vorſicht nicht überflüßig war, ſagen uns die Worte, mit denen Alphons die Scene betritt. — Auch iſt nun durchaus in den Reden der Prinzeſſinn etwas Zurückhaltung ſichtbar, und dieſer Auftritt hat nicht die Wärme des vorigen. Zwey Freundinnen, die von den Angelegenheiten ihres Herzens reden, werden durch die Dazwiſchenkunft eines jeden Dritten geſtört und beunruhigt, ſollte dieſer Dritte auch gleich der geliebte Bruder und der geachtete Freund ſeyn.

Dieſe ganze Scene bezieht ſich auf Taſſo und iſt gewiſſermaßen blos hiſtoriſch und ein Theil der Expoſition. Alphonſens Charakter zeigt ſich in derſelben, wie durch das ganze Stück, feſt und biegſam, nicht gefühllos für Freundſchaft, aber noch empfindlicher für Ruhm; gerecht und ſcharfſichtig, die Fehler des jungen Dichters einzuſehn; billig und gelind, ſie zu entſchuldigen, und an ſeiner Beſſerung zu arbeiten. Auch beſtätigen ſich hier aufs neue die Bemerkungen über die Verſchiedenheit des Charakters der beyden Leonoren. Da Alphons zum Beyſpiel die Ankunft Antonios und ſeine eigne Abreiſe meldet, faßt die zärtliche Schweſter nur das Letzte auf, und wünſcht mit zurück, ſo ſehr es ihr auch in Belriguardo gefällt; Leonore aber hält ſich nur daran, daß er Antonio mit zurück nehmen will, der ihnen ſo viel von Rom hätte erzählen ſollen.

Eben ſo fein verſchieden äußern ſich dieſe Charaktere im dritten Auftritte, nachdem Taſſo ſein Werk übergeben hat. Jede betrachtet die Vollendung

dung deſſelben aus einem verſchiednen Geſichtspunkte. Die Prinzeſſinn fühlt in die Seele des Dichters nur den Genuß, den ihm die Freude ſeiner Freunde gewähren muß; den Genuß, den er nun ſelbſt aus ſeinen herrlichen Dichtungen ſchöpfen kann. Alphonſens ſtärkere Seele findet den Gewinn, welchen der Dichter aus ſeinem Werke ziehn wird, in dem Beyfall, aber doch nur in dem Beyfall der guten und gefühlvollen Seelen; während Leonore ſchon den allgemeinen Ruhm, der ihm von allen Seiten zuſtrömen wird, zu vernehmen glaubt.

Prinzeſſinn.

Genieße nun des Werks, das uns erfreut.

Alphons.

Erfreue dich des Beyfalls jedes Guten.

Leonore.

Des allgemeinen Ruhms erfreue dich.

Der Ton der Begeiſterung, den wir in der erſten Scene vernahmen, kehrt in dieſer zurück. Taſſos Erſcheinung, die Vollendung ſeines Werks, die Erfüllung einer lang gehegten Hoffnung, erweckt bey allen die lebhafteſte Freude und Theilnahme. Den Hauptton aber ſtimmt der Dichter an. Er naht ſich mit furchtſamer Beſcheidenheit, erfüllt mit dem Gefühl, daß er ſeinem Beſchützer und deſſen Schweſter den ganzen Werth ſeines Gedichtes danke. Dieſes Gefühl der Dankbarkeit erhöht ſeine Seele. Der Beyfall, mit dem er aufgenommen wird, begeiſtert ihn. In den wenigen Perſonen, vor denen er ſteht, ſieht er die ganze Welt, alles,

was er liebt, achtet und schätzt. Hier glaubt er das Urtheil der Nachwelt zu hören. Unnachahmlich schön ist das allmählige Steigen und Wachsen der Empfindung in dem Herzen des Dichters geschildert; vortreflich und wahr der Eindruck, den die Belohnung auf ihn macht, mit welcher ihn die Prinzessinn ehrt. Es ist unserm Gefühl nach ein sehr schöner Zug, daß sich Tasso über diese Belohnung nicht freut, sondern daß sie ihn niederschlägt. Was hatte er gethan, das ihn des Schmuckes der Helden würdig macht? Mit welcher That hatte er sein Leben bezeichnet? — Aber er fühlte Muth und Kraft in sich, Thaten zu verrichten, wie er sie besungen hatte; der Geist der alten Helden umschwebte ihn oft in einsamen Stunden und schien ihn zu Thaten aufzufodern. Er hatte diesem Rufe nicht gefolgt; er war es nicht werth, daß seine Stirne die Kühlung empfände, die nur um Heldenstirnen wehen soll.

Es ist dieses einer von den Zügen, welche nur großen Geistern gelingen, und auf die Köpfe von niederm Rang niemals verfallen. Stolz ist einer von den Hauptzügen in Tassos Charakter; er ist noch überdieß in die Prinzessinn verliebt; und dennoch demüthigt ihn der Lorbeer, den er aus den Händen dieser angebeteten Prinzessinn, unter dem Beyfalle der Anwesenden empfängt. Dieß ist ein Problem, das nur ein Dichter, wie Göthe, aufzulösen im Stande war.

Daß der Mann, der so dringend bittet, ihm die Beschämung zu ersparen, einen Lorbeer zu tragen,

gen, den er nicht glaubt verdient zu haben, ihn mit Stolz und Würde gegen jeden vertheidigen wird, über den er sich an Geisteskraft und Talenten erhaben glaubt, dieß ist in dem Wesen der menschlichen Seele allzu gegründet, als daß es irgend jemand, der nur eine mittelmäßige Kenntniß des menschlichen Herzens besitzt, übersehen könnte. Aber wenn der Mann, der ihm den Kranz streitig macht, auch ein Mann von entschiednen Verdiensten ist, wenn er ebenfalls die Gunst des Fürsten in einem hohen Grade genießt, wenn er jetzt eben dem Staat einen wesentlichen und wichtigen Dienst geleistet hat? Dann wird diese Aufgabe schon weit schwerer. Es müssen noch besondre Umstände hinzukommen, um ihre Auflösung bestimmen zu können; und diese Umstände hat unser Dichter als ein Mann von Genie erfunden.

Antonio muß eben erscheinen, da Tassos Krönung kaum verrichtet ist, da noch aller Augen auf den wunderbaren, bescheidnen und stolzen Mann gerichtet sind, und sie sich kaum noch von dem Erstaunen über seine begeisterten Reden erhohlt haben. Es sind also kaum die ersten Fragen vorüber, und der erste Dank abgestattet, so beschäftigt man sich schon wieder mit Tasso, und er wird dem verdienstvollen Antonio als der Mann angekündigt, der ein hohes und weit gestecktes Ziel durch Fleiß, Genie und Muth glücklich erreicht habe. Unter diesen Umständen ist es eben nicht zu verwundern, daß Antonio den jungen Dichter mit etwas scheelen Augen betrachtet. Es wird gar

sehr begreiflich, wie er ihn unter seinen Verdiensten behandeln muß, und wie er, zu seiner Demüthigung, das Bild Arioſts neben ihm aufſtellen kann. Was wird aber Taſſo bey dieſer Behandlung fühlen? Wird ſein Stolz ſich ſogleich regen? Wird er Gleiches mit Gleichem vergelten? Oder wird er nicht vielmehr, wenn anders in ſeiner Seele die Saite noch fortſchwingt, die wir vorhin ſo ſtark ſchwingen ſahn, die Verdienſte dieſes Mannes von der Seite betrachten, wo ſie mit den ſeinigen contraſtiren und ſie verdunkeln? Wird nicht der Anblick eines thätigen und durch ſeine Thätigkeit für den Staat wichtigen Manns, ſeinen eignen Durſt nach Thaten nur von neuem entflammen, und in ſeinem Herzen die Unruhe erregen, die man dann zu empfinden pflegt, wenn wir keinen Weg ſehn, einen Wunſch zu erfüllen, an deſſen Erfüllung unſre Ehre zu hängen ſcheint?

In der That ſind es dieſe letztern Empfindungen, mit denen wir Taſſos Herz beym Anfange des zweyten Aufzugs erfüllt ſehn. Antonios Betragen hatte ihn nicht beleidigt; aber der Anblick dieſes Mannes, alles was er that und ſprach, hatte ihn niedergeſchlagen.

— Was das Herz im tiefſten mir bewegte,
was mir noch itzt die ganze Seele füllt,
es waren die Geſtalten jener Welt,
die ſich lebendig, raſtlos, ungeheuer
um Einen großen, einen klugen Mann
gemeſſen dreht, und ihren Lauf vollendet,

den

den ihr der Halbgott vorzuschreiben wagt.
Begierig horcht' ich auf, vernahm mit Lust
die sichern Worte des erfahrnen Mannes;
Doch ach; je mehr ich horchte, mehr und mehr
versank ich vor mir selbst, ich fürchtete
wie Echo an dem Felsen zu verschwinden,
ein Wiederhall, ein Nichts mich zu verlieren.

Und so lebhaft mußte dieß Gefühl seines eignen Unwerths, seine Achtung für den verdienstvollen Mann, sein Wunsch ihn durch Verdienste zu erreichen seyn, um ihn zu bewegen, einen Versuch zu machen, sich an Antonio anzuschließen; und so kalt und wegwerfend mußte Antonio ihn behandeln, wie in der nächsten Scene geschieht, um ihm das ganze Gefühl seines Werths und seinen ganzen Stolz wiederzugeben.

Wie der Verfasser diese Situation zur Hervorbringung eines schönen Contrasts zu benutzen gewußt, welche Wirkung er durch die Zusammenstellung der ersten und dritten Scene des zweyten Akts hervor gebracht hat, das wollen wir unsern Lesern zu eigner Untersuchung überlassen, und wir sind überzeugt, daß kein Mensch von Gefühl die mannichfaltigen Schönheiten dieser beyden Scenen übersehen werde. Es ist auch nicht unsre Absicht, die folgenden Scenen mit eben der Genauigkeit durchzugehn. Wir möchten nicht gerne von neuem anfangen zu tadeln. Aber so vollkommen der innre Zusammenhang der Handlungen und Charaktere bis hieher war, so oft fehlt diese nothwendige Verbindung in der Folge des Stücks.

Zum

Zum Schluß dieser Beurtheilung erlauben wir uns noch einige Anmerkungen über die in diesem Stücke herrschende Sprache. Im Ganzen genommen, ist der Ausdruck reiner und richtiger, als in den meisten versificirten Stücken desselben Verfassers. Nur hin und wieder haben wir Unrichtigkeiten, Härten und Dunkelheiten gefunden. Doch bey einem so großen Werke übersieht man dieß leicht. Mehr als dieses ist uns eine gewisse Ungleichheit in der Sprache dieses Schauspiels aufgefallen.

Wir wollen uns deutlicher erklären. Jedermann hat seine eigne Art sich auszudrücken, die von dem Stande, der Erziehung und dem Charakter bestimmt wird. Durch die Umstände erhält die Sprache eines jeden noch eine besondre Modification. Das Drama, welches Menschen von verschiedener Art aufführt, muß einem jeden die Sprache leihen, die sich mit seinen Gesinnungen am besten zusammen reimt, und aus der sich noch außerdem sein Stand und Charakter einigermaßen ahnden läßt. Ferner müssen die Situationen, in denen sich die handelnden Personen befinden, ihre Art sich auszudrücken zwar verändern, aber nicht unkenntlich machen; und aller dieser Verschiedenheit ungeachtet, muß dennoch, wie es uns scheint, Ein Hauptton durch das ganze Stück herrschen, und es muß sich ein gewisser Punkt angeben lassen, über und unter welchen die Sprache niemals sonderlich steigen oder fallen darf.

Gleich

Gleich in dem Anfange des gegenwärtigen Schauspiels wird ein gewisser begeisterter, feyerlicher und poetischer Ton angegeben. Dieser erhält sich auch fast durchaus. Aber bisweilen steigt er doch zu hoch; bisweilen fällt er doch zu tief.

So ist vornehmlich Tasso's Sprache bisweilen allzusehr außer dem Hauptton. Man wird uns vielleicht einwerfen, daß er Dichter ist, und also dichterisch spricht. Aber wir werden darauf antworten, daß auch ein Dichter im gemeinen Leben sich wie ein andrer Mensch ausdrücken muß. Eine schwere Strafe ist auf die Verletzung dieser Regel gesetzt. Man lacht über den Mann, der auch im Gespräch auf den Stelzen der Dichtkunst einhergeht. Der gute Geschmack verzeiht kaum einen poetischen Ausdruck, geschweige denn Bilder, Gleichnisse und ganze Tiraden.

Wir begreifen die Schwierigkeiten ein wenig, die damit verknüpft waren, wenn ein Dichter auf die Bühne gebracht werden sollte. Aber Göthe war der Mann, diese Schwierigkeiten zu bekämpfen, und der Versuchung nicht unter zu liegen, einen Dichter als Dichter reden zu lassen.

Große und außerordentliche Werke sind die Früchte einer außerordentlichen Anstrengung des Geistes. Die Hervorbringung eines einzigen solchen Werkes sichert seinem Verfasser den Namen eines Genies. Wenn nur damals, als er es hervorbrachte, sein Geist die nöthige Spannung hatte, so ist es genug. Niemand verlangt, niemand läßt sich einfallen, daß er sich immer in diesem Zustande

ſtande befinden könne, der ſeiner Natur nach außerordentlich iſt. Ein großer Dichter iſt in Geſellſchaft oft ein alltäglicher Menſch. Die poetiſche Wahrſcheinlichkeit wird alſo ganz und gar nicht erfodern, daß wenn man uns einen Dichter aufführt, dieſer ohne Unterlaß in dem Zuſtand der Begeiſterung ſey; ja ſie wird ſogar durch dieſe Behandlung verletzt. Es iſt ſchon genug, ihn ſo zu zeigen, daß man aus ſeiner Art zu handeln und zu ſprechen, nicht vermuthen kann, es fehle ihm an den zum Dichter nöthigen Fähigkeiten; es iſt genug, ihn überhaupt als einen Mann von Talenten darzuſtellen; und wenn wir noch überdieß einige charakteriſtiſche Kennzeichen des poetiſchen Genies an ihm wahrnehmen, ſo werden alle Regeln der Wahrſcheinlichkeit auf das allerſtrengſte erfüllt ſeyn. Aber dieſe charakteriſtiſchen Merkmale werden weit mehr in der Verbindung der Ideen, in der Art zu handeln und ſich zu entſchließen, als in dem Ausdruck und in der Sprache beſtehn.

In dem gegenwärtigen Schauſpiel wird dawider mehr als einmal gefehlt. Es wird nicht etwa blos wahrſcheinlich gemacht, daß Taſſo ein Dichter ſey, ſondern er wird wirklich als Dichter gezeigt, und dieß iſt unſerm Gefühle nach geradezu gegen alle poetiſche Wahrſcheinlichkeit. In einer Scene zwiſchen ihm und der Prinzeſſinn, hat die letztere die ſehr richtige Bemerkung gemacht, daß, wer ſich nicht in die Dinge zu ſchicken wiſſe, wie ſie ſind, wer die Menſchen fliehe, weil ſie ſeinen Erwartungen nicht in allen Stücken entſprechen, nur gar zu

leicht

leicht verführt wird, eine sinnliche Welt in sich bilden zu wollen, und die goldne Zeit, die ihm von außen mangelt, in seinem Innern hervorzubringen; ein Versuch, der niemals vollkommen gelingen könne. — Kaum thut sie der goldnen Zeit Erwähnung, so fällt Tasso mit folgender Tirade ein, die beynahe wörtlich aus dem Aminta entlehnt ist:

O welches Wort spricht meine Fürstinn aus!
Die goldne Zeit, wohin ist sie geflohn?
nach der sich jedes Herz vergebens sehnt!
Da auf der freyen Erde Menschen sich
wie frohe Herden im Genuß verbreiteten;
da ein uralter Baum auf bunter Wiese
dem Hirten und der Hirtinn Schatten gab,
ein jüngeres Gebüsch die zarten Zweige
um sehnsuchtsvolle Liebe traulich schlang;
wo klar und still auf immer reinem Sande
der weiche Fluß die Nymphe sanft umfing;
wo in dem Grase die gescheuchte Schlange
unschädlich sich verlor; der kühne Faun
vom tapfern Jüngling bald bestraft entfloh;
wo jeder Vogel in der freyen Luft
und jedes Thier durch Berg und Thäler schweifend
zum Menschen sprach: Erlaubt ist, was gefällt.

Nun ist es zwar wahr, daß wenn wir den Zustand, in welchem sich Tasso befindet und den geheimen Gang seiner Ideen verfolgen, diese Beschreibung des poetischen Weltalters allerdings einen genauen Zusammenhang mit seinen gegenwärtigen Empfindungen hat. Daß er seine Liebe zu der

Prin-

Prinzessinn nicht äußern darf, daran ist freylich nichts andres Schuld, als die Ungleichheit der Stände und der Güther; die Vermehrung der Bedürfnisse, die Begriffe von Schicklichkeit und Unschicklichkeit, mit einem Worte, die ganze Einrichtung der bürgerlichen Gesellschaft, wie sie gegenwärtig ist, und wie sie in dem goldnen Weltalter nicht soll gewesen seyn. Aber alles dieß rechtfertigt blos den Gedanken, nicht den Ausdruck. Wir glauben einen Improvisatore vor uns zu sehn, und wir können uns bey allen diesen schönen Dingen nicht enthalten zu lächeln, zumal, wenn wir uns erinnern, daß Tasso ein Stück aus einem seiner Werke rezitirt.

An andern Stellen sinkt die Sprache zu tief unter den einmal angegebnen Ton herab. Von dieser Art scheint uns das zu seyn, was Antonio von Tassos Lebensart sagt:

Die erste Pflicht des Menschen, Speis' und Trank
zu wählen, da ihn die Natur so eng'
nicht wie das Thier beschränkt, erfüllt er die?
und läßt er nicht vielmehr sich wie ein Kind
von allem reizen, was den Gaumen schmeichelt?
Wenn mischt er Wasser unter seinen Wein?
Gewürze, süße Sachen, stark Getränke,
eins um das andre schlingt er hastig ein —

und dann weiterhin, wo derselbe ein Gespräch des Dichters mit seinem Arzte nachahmt:

„Ich fühle dieses Uebel," sagt er bänglich
und voll Verdruß: „Was rühmt ihr eure Kunst?

schafft

schafft mir Genesung.« — Gut, versetzt der Arzt,
so meidet das und das. — »Das kann ich
nicht« —
So nehmet diesen Trank. — »O! nein, der
schmeckt
abscheulich, er empört mir die Natur.« —
So trinkt denn Wasser — »Wasser? Nimmer-
mehr!
ich bin so wasserscheu als ein Gebißner —«
So ist euch nicht zu helfen — »Und warum?«
u. s. w.

Eine solche Nachahmung hat an und für sich schon etwas burleskes und ist also hier offenbar außer dem Ton. Aber wir sind um desto weniger mit dieser Erzählung zufrieden, da wir ihre Absicht nicht recht einsehn, und da sie eben so sehr dient, Tasso lächerlich, als uns auf Antonio unwillig zu machen.

Aber noch weit seltsamer schien uns in dieser Rücksicht die Stelle, wo Tasso die Prinzessinn um die Erlaubniß bittet, eines ihrer Lustschlösser beziehn zu dürfen, um da das Amt eines Castellans zu verwalten. Die Enumeration der Geschäfte, die er daselbst verrichten will, scheint uns an sich schon dem Gemüthszustande, in welchem er sich befindet, etwas unangemessen zu seyn; aber diese Geschäfte sind auch so geringfügig, und die Ausdrücke, mit denen er sie beschreibt, so prächtig, daß man in der That sehr ernsthaft seyn muß, um über den seltsamen Mann, und seine sonderbare Art zu sprechen, nicht ein wenig zu lächeln.

Wir könnten dieſe Beyſpiele leicht noch häufen, aber es ſey an dieſen genug. Weit häufiger ſind die Stellen von wahrem poetiſchen Werth und angemeſſenem Ausdruck. Am meiſten iſt dem Dichter die Sprache der Empfindung geglückt. Einige Reden der Prinzeſſinn ſind unübertreflich ſchön, ſo wie dieſer ganze Charakter mit vorzüglicher Liebe gedichtet ſcheint. Eine der ſchönſten Scenen von Seiten der Sprache ſowohl, als des Intereſſe, iſt die erſte im zweyten Akt; zumal die erſte Hälfte derſelben. Nicht minder ſchön, wiewohl in einer andern Gattung, iſt die dritte Scene deſſelben Akts.

Doch es iſt Zeit, die Beurtheilung eines Stücks zu ſchließen, das die meiſten unſerer Leſer wahrſcheinlich ſo gleich nach ſeiner Erſcheinung, als das Werk eines unſerer größten dramatiſchen Dichter, mit Begierde werden ergriffen haben. Nur wenige vielleicht haben es zum zweytenmal vorgenommen. Die meiſten hat vielleicht der erſte Eindruck von einer wiederholten Lectüre abgeſchreckt. Ein Urtheil nach dem erſten Eindrucke iſt ſelten gerecht. Die Pflicht des Kunſtrichters iſt es, das Urtheil des Publikums genauer zu unterſuchen, es zu beſtimmen und zu berichtigen. Weder die blendenden Schönheiten, die beym erſten Anblick einnehmen, werden ihn hindern, verborgene Fehler anzuzeigen; noch werden die auffallenden Fehler abhalten, die verſteckten Schönheiten aufzuſpüren. Zwar alles wird er nicht einzeln erörtern; aber er wird doch einzelne Winke geben, und die Aufmerkſamkeit

samkeit auf die Punkte leiten können, welche am leichtesten übersehen oder unrichtig beurtheilt werden. Dieses ist auch in der gegenwärtigen Beurtheilung unser Bestreben gewesen. Ob wir unsre Absicht erreicht haben, mögen Andre beurtheilen.

IX.

Vermischte Nachrichten.

Aus Deutschland.

Verzeichniß der geätzten Blätter, von J. H. Tischbein, Inspector der Gemäldegallerie zu Cassel.

Diese geätzte Blätter sind in verschiedenen Manieren, und alle so bearbeitet, daß die Originale aufs genaueste und vollständigste, und zugleich in einer leichten, nicht schwer nachzuahmenden Manier dargestellt sind, ohne daß der Geist und Charakter der Formen, so wie die Haltung dadurch gelitten hat. Unter dieser Sammlung befinden sich verschiedene merkwürdige Stücke, sowohl ausländischer Thiere, welche ehedem in der fürstlichen Menagerie zu Cassel gelebt haben, als auch von einheimischem Wild ꝛc. mit genauestem Fleiß vorgestellt, um die bestimmten Charaktere nicht nur in Rücksicht auf die Naturlehre dieser Thiere zu zeigen, sondern auch, um angehenden Künstlern und Liebhabern Muster zu verschaffen, die sie bey man-

nichfaltigen Gelegenheiten nützlich anwenden können. — Die ganze Sammlung ist in zwölf Klassen eingetheilt; als:

Erste Klasse. Lebendiges Wild.

No 1. Tannenwild, nach der Natur gezeichnet, im Thiergarten des Herrn Landraths von Meysenbug, zu Riede.

— 2. Weisses Edel-Wild, nach der Natur gezeichnet, in der Aue bey Cassel.

— 3. Tannenwild, daselbst gezeichnet.

— 4. Ein sich Aesender Hirsch.

— 5. Ein Stück Wildpret, nach Roos.

Zweyte Klasse. Jagd-Stücke.

No. 1. Ein Hirsch.

— 2. Eine Schweine-Hetze.

— 3. Eine Hirsch-Jagd.

Diese drey Stücke, nach vortreflichen Zeichnungen, die der Künstler selbst besitzt.

— 4. Ein Hirsch, welcher von zwey Leoparden angefallen wird, nach C. Ruthhard.

— 5. Eine Ochsenhetze, nach Potter, aus einem Originalgemälde, in der fürstlichen Gallerie.

— 6. Ein angeschossener Hirsch.

— 7. Eine Hasen-Baitze.

Die beyden letztern Stücke nach der Natur gezeichnet.

— 8. Ein Bär, welcher einen Ochsen niederreist, nach einer Originalzeichnung in schwarzer Kreide.

Dritte

Dritte Klasse. Todtes Wild.

No. 1. Ein vom Künstler selbst geschossenes wildes Schwein.
— 2. Ein Hirsch, von demselben geschossen.
— 3. Ein Rehbock, desgleichen.
— 4. Ein Hirsch.
— 5. Ein Hirsch, an einem Baum liegend.
— 6. Ein hängender todter Rehbock.
— 7. Drey Stück geschossenes Tannen-Wild.
— 8. Eine todte Gems, nach der Natur gezeichnet.

Noch muß man zu Ende dieser dritten Klasse anmerken, daß das sub No. 1. angezeigte wilde Schwein, die erste Veranlassung zu des Künstlers Bemühung im Aetzen gegeben hat. Der Künstler, welcher dieses Schwein in der Gegend von Göttingen selbsten geschossen, erfreut über sein Jagdglück, machte auf der Stelle eine Zeichnung davon, und verfertigte nach derselben kurz darauf eine Aetzung, welche er einigen seiner guten Freunde mittheilte, denen diese erste Probe dermaßen wohl gefiel, daß sie ihn aufmunterten, mehrere solcher Stücke zu liefern. Der Künstler ließ sich diese Aufforderung gefallen, und verfiel auf den Gedanken, nebst anderen Stücken todten, von ihm selbst geschossenen Wilds, auch Zeichnungen und Aetzungen von lebendigem Wild, zu verfertigen. Nach und nach, durch Freunde und Kenner immer mehr aufgemuntert, bewerkstelligte er in der Folge diese ganze Sammlung, die er einem geehrten Publikum in diesen Blättern vorzulegen die Ehre hat.

Vierte Klasse. Charaktere von Hunden.

No. 1. Des Künstlers eigener Hühner-Hund.
— 2. Ein sitzender Hund.
— 3. Ein dänischer Dogge.

Diese drey Stücke sind von dem Künstler nach dem Leben gezeichnet.

— 4. Ein schlafender Hund, nach einer meisterhaften Zeichnung von Both.
— 5. Ein vor Fasanen stehender Hund, nach einer schönen Zeichnung, von Oudry.

Fünfte Klasse. Wildes Federvieh.

No. 1. Enten, nach Oudry.
— 2. Ein Habicht, welcher eine Ente gefangen hat, von dem Künstler nach der Natur.
— 3. Ein Straus, von dem Künstler nach der Natur zu Cassel gezeichnet.

Sechste Klasse. Wilde Raubthiere.

No. 1. Ein Löwe.
— 2. Ein stehender Tieger.
— 3. Ein ruhender Tieger.
— 4. Ein Elephant.
— 5. Eine wilde Katze.
— 6. Ein Leopard mit zwey Jungen, welche in der Menagerie zu Cassel, am 10. August 1774 geworfen sind.
— 7. Der nämliche Leopard mit seinen zwey Jungen in einer andern Stellung.

Alle diese ausländischen Thiere sind durch den Künstler, mit größtem Fleiß und genauester Beobachtung der Charaktere, nach dem Leben gezeichnet. Die Leopardinn mit ihren zwey Jungen verdient besonders die Aufmerksamkeit der Naturforscher.

Siebente Klasse. Thierköpfe und Seltenheiten.

No. 1. Ein Löwenkopf.
— 2. Ein dergleichen.
— 3. Ein merkwürdiger Rehbockskopf.
— 4. Ein Hirschkopf.
— 5. Ein Fuchs mit dem weissen Hals.
— 6. Ein schwarzer Fuchs.
— 7. Ein sehr merkwürdiges zweyköpfiges Lamm.

Alle diese Seltenheiten sind durch den Künstler nach der Natur gezeichnet.

Achte Klasse. Landwirthschaftliche Thiere.

No. 1. Ein Viehstück nach H. Roos.
— 2. Ein anderes dergleichen, nach demselben.
— 3. Ein Pferd bey einem Karren, nach einer vortreflichen Zeichnung mit der Feder gemacht.
— 4. Ein Viehstück mit Menschen und Landschaft, nach einer schönen Originalzeichnung von Berghem.
— 5. Ein Viehstück nach einem herrlichen Gemälde von Romain. Das Original befindet sich in der Sammlung des Herrn Geh. Regierungsraths von Schmerfeld zu Cassel.

No. 6. Eine Gruppe Hornvieh mit der pissenden Kuh.
— 7. Eine Gruppe Pferde mit einem Bauer.
— 8. Ein Viehstück, nach Potter, 1789.
— 9. Ein Viehstück, nach Roos de Tivoli.
— 10. Ein Ochse, nach H. Roos.
— 11. Eine Ziege, 1789.

Die beyden Stücke, sub No. 6 und 7. sind aus dem berühmten Gemälde von Potter, welches sich in der fürstlichen Gallerie zu Cassel befindet, und die pissende Kuh benannt wird. Die großen Verdienste dieses vorzüglichen Gemäldes sind dem Künstler sichere Bürgen, daß diese zwey ausgewählte Gruppen Kennern und Liebhabern sehr willkommen seyn werden.

Neunte Klasse. Pferde und Reiter.

No. 1. Ein Herr zu Pferd mit einem Falken und zwey Windhunden, nach einer capitalen Zeichnung, bezeichnet M. D. Jung, 1635.
— 2. Ein Falkenier zu Pferd mit Hunden und einem Jagdburschen, von Berghem.
— 3. Zwey sich streitende Reiter.
— 4. Ein Reiter im Mantel, nach einer meisterhaften Zeichnung in schwarzer Kreide.
— 5. Ein Parforce-Jäger mit der Meute, nach Ridinger.

Zehnte Klasse. Landschaften.

No. 1. Wohnung des Demokrits und

No. 2.

No. 2. das Landhaus des Sokrates, beyde nach der Natur auf dem Weisenstein bey Cassel.
— 3. Eine Landschaft, nach einer Originalzeichnung von Eckhout.
— 4. Ueberbleibsel des alten Schlosses Hardenberg, zwey Stunden von Göttingen.
— 5. Eine Windmühle, an einer niederländischen alten Stadtmauer.
— 6. Bauern, welche Kegel spielen, nach Teniers.
— 7. Landschaft, nach einem Originalgemälde von Rembrandt, welches sich in der fürstlichen Gallerie zu Cassel befindet.

Der Künstler macht sich eine wahre Freude daraus, Kennern und Liebhabern des Schönen und Kunstreichen, und besonders solchen, welche das Gedächtniß von Rembrandt und seine ausnehmende Verdienste verehren, mit diesem Stück aufwarten zu können, zumal da das Original eins der vortreflichsten Stücke von Landschaftsmahlerey ist, welche von diesem großen Meister bekannt sind.

Eilfte Klasse. Menschliche Köpfe.

No. 1. Ein Kopf, nach Piazetta, in Crayon-Manier.
— 2. Ein betender Mönch, nach Bellinus.
— 3. Ein Kopf im Profil, in Crayon-Manier.
— 4. Ein Kopf, nach einem Gemälde von Rembrandt.
— 5. Der Kopf der Minerva.
— 6. Ein Eremit, nach einem meisterhaften Gemälde.

No. 7. Ein Türkenkopf.
— 8. Ein Satyrkopf.
— 9. Das Porträt des Herrn A. v. Veltheim.
— 10. Das Porträt eines Engländers, Herrn Moore.

Diese letztere Stücke, von No. 5 bis 10. sind sämtlich nach des Herrn Raths und Hofmalers Tischbein zu Cassel originalen Werken und Zeichnungen. Da das Verdienst dieses erhabenen und belebenden Künstlers allenthalben zur Gnüge bekannt ist, so vermeidet der Herausgeber billig etwas weiteres über dieses großen Mannes Kunstwerke zu sagen, um keinen Verdacht von Schmeicheley, besonders bey denjenigen zu erregen, die mit dem Verdienste dieses Künstlers nicht genau genug bekannt sind.

Zwölfte Klasse. Historische Figuren.

No. 1. Ein Titulblatt, nach Agricola.
— 2. Ein Philosoph, nach Teniers.
— 3. Ein Scheerenschleifer, nach demselben.
— 4. Ein Barde an einem Baume sitzend, nach Herrn Rath Tischbein.
— 5. Pygmalion und seine Statue, nach Cornelius von Haalem, von J. A. Nahl.
— 6. Die Statue Landgrafs Friedrich II. verfertigt von J. A. Nahl.
— 7. Acis und Galathee, nach Herrn Hofmaler Tischbein.
— 8. Bacchus und Ariadne, nach demselben.

Die ganze, aus 84 Stück bestehende Sammlung kostet Zehn Thaler, einzeln jedes Blatt 6 Gr.

Wir

Wir brauchen zum Lobe derselben nichts hinzuzusetzen, da den Kunstliebhabern die ausdrucksvolle Manier des Hrn. Inspector Tischbein, und das Charakteristische, womit er besonders Thiere darzustellen versteht, schon sattsam bekannt ist. Er gedenkt itzt ein Werkchen über die Aetzkunst herauszugeben, welches zugleich einen Commentar über obige Sammlung enthalten, und, wie er sagt, dienen soll: „zur Belehrung für angehende Künstler und „Liebhaber der Aetzkunst, um mit schwarzer oder „rothen Kreide, oder mit der Feder gezeichnete „und mit Tusch gewaschene Handzeichnungen, durchs „Aetzen, vollkommen nachzuahmen; — alles nach „neuen, sehr einfachen, leichten und jeder Fähig„keit angemessenen Verfahrungs-Manieren, wel„che der Künstler in seinen geätzten Blättern aus„geführet hat.“

Halle. Herr Liebe will eine Folge von den Stellungen unserer berühmtesten Schauspieler in charakteristischen Rollen illuminirt herausgeben. No. 1. ist bereits erschienen, und stellt Herrn Thering als Dorfbarbier Schnapps in den beyden Billets sehr treffend, in ganzer Figur, nach einer Zeichnung von Schubert, einem jungen hofnungsvollen Künstler bey der Porzellain-Fabrik in Meissen, dar, der auch die Ausmalung der Kupfer-Abdrücke besorgt hat.

Aus England.

Litterarische Nachrichten.

A Discourse delivered to the Students of Royal Academy, on the Distribution of the

the Prizes, Dec. 10. 1788. by the Préſident, 4to. pp. 26. *Cadell.* 1789. In der gegenwärtigen Rede des Joſhua Reynolds ſtellt er eine Prüfung der Talente des verſtorbenen Malers Gainsborough an, nicht in ſo fern er Lob oder Tadel verdient, ſondern aus ſeinen Vorzügen oder Mängeln Unterricht für die akademiſchen Zöglinge zu ziehen; er thut dieß mit der ihm eigenen Scharfſicht und großen Kunſtkenntniß. Gelegentlich hoffen wir unſere Leſer durch eine Ueberſetzung näher damit bekannt zu machen.

The Alliance of Muſic, Poetry, and Oratory. Under the Head of Poetry is conſidered the Alliance and Nature of the Epic and Dramatic Poem, as it exiſts in the Iliad, Aeneid, and Paradiſe loſt. By *Anſelm Bayley*, LL. D. Sub-Dean of his Majeſty's Chapels Royal. 8vo. pp. 330. *Stockdale.* 1789. Die Abſicht dieſes Buchs geht dahin, zu beweiſen, daß die Muſik die Grundlage iſt, auf welche die Dichtkunſt und Beredſamkeit müſſen gebauet werden: ſchwerlich aber möchte er bey aller Gelehrſamkeit und Scharfſinn durchgängig die Leſer von ſeinen Behauptungen überzeugen.

The Engliſh Orator. Book the Fourth. By the Rev. *Richard Polwhele*, Translator of Theocritus &c. 4to. *Cadell.* 1789. Nachdem der Dichter von dem Nutzen der Beredtſamkeit vor Gericht und im Senate, in den vorhergegangenen und von uns zu ſeiner Zeit angeführten Büchern ſeines didaktiſchen Gedichts geredet, kömmt er

auf

auf die Kanzelberedtsamkeit, wo man vortrefliche Anmerkungen und richtige Lehren für Prediger, in Absicht auf ihre Vorbereitung und Eigenschaften, die Wahl des Inhalts, die genaue Bekanntschaft mit ihren Zuhörern, der schicklichen Erregung der Leidenschaften, und der besten Art, wie dieß geschehen kann, nebst andern dahin abzielenden wichtigen Dingen findet. Und wenn ihn auch das Feuer in einem so langen Lehrgedichte zuweilen verläßt, so sinkt er doch nie ganz zum Prosaisten herab, und ersetzt es durch reichhaltige poetische Stellen, die der Einbildungskraft mehr Stoff zu einem blühenden Vortrage geben.

Aristotle's Treatise on Poetry, translated: with Notes on the Translation, and on the Original; and two Dissertations, on Poetical, and Musical Imitation. By *Thomas Twining*, M. A. 4to. *Robinsons.*

The Poetic of Aristotle, translated from the Greck, with Notes. By *Henry James Pye*, Esq. Small 8yo. *Stockdale.*

Beyde Uebersetzer dieses für die philosophische Kritik so wichtigen Aristotelischen Fragments, kündigen sich sowohl in ihren Einleitungen, als in ihren Anmerkungen als Männer an, die durch wahre Gelehrsamkeit und einen geprüften Geschmack der Unternehmung gewachsen waren, und es wird eine angenehme und fruchtbare Unterhaltung für die Kunstrichter seyn, Beyder Arbeiten gegen einander zu halten, und zu sehen, worinne einer vor dem andern den Vorzug hat, mit einander übereinstimmen

men, und von einander abgehen. Hr. Twining scheint die neuern Uebersetzungen in verschiedenen Sprachen mehr genützt zu haben, da Hr. Pye sich noch genauer an das griechische Original hält. Hrn. Twinings Abhandlungen über die musikalische Nachahmungen sind auch für die Kritik und Theorie der schönen Künste und Wissenschaften ein wichtiger Beytrag.

Essays on Physiognomy: for the Promotion of the Knowledge and the Love of Mankind. Written in the German Language by *I. C. Lavater*, and translated into English by *Thomas Holcroft*. Illustrated by three hundred and sixty Engravings. 3. Vols. 8vo. *Robinsons*. Wir zweifeln nicht, daß dieses Werk, das unter uns so viel Aufsehen gemacht, noch mehr bey einer so speculativen Nation, als die Englische ist, machen werde: freuen uns übrigens, daß es der englische Uebersetzer bey manchen Abkürzungen, die es erlitten, Hrn. Lavatern zur Durchsicht vor dem Druck unterworfen habe. Es ist herrlich gedruckt, und die Kupferstiche vereinigen mit der vielen Genauigkeit auch große Eleganz.

Chess. Vol. II. 8vo. *Robinsons*. Wir haben zu seiner Zeit den ersten Band dieser Sammlung angezeigt. Dieser zweyte Band, der wieder eine Menge und mühsame Compilation aller Anekdoten, das Schachspiel betreffend, enthält, wird für die Liebhaber desselben nicht weniger unterhaltend und interessant seyn.

A New

A New and literal Translation of Iuvenal and Perſius, with copious explanatory Notes, by which theſe difficult Satiriſts are rendered eaſy and familiar to the Reader. By the Rev. M. *Madan*. 2. Vols. 8vo. *Becket*. 1789. Die Abſicht des Ueberſetzers iſt hauptſächlich, dieſe ſchweren Dichter recht verſtändlich zu machen. Zu dem Ende liefert er erſtlich eine ſo buchſtäbliche Ueberſetzung, als nur möglich, und dann häufige Anmerkungen, wodurch er jede Dunkelheit aufzuklären und jede Anſpielung mit außerordentlicher Mühe zu erläutern ſucht.

An Eſſay on Senſibility. A Poem. In ſix Parts. 8vo. *Nicol*. Das Gefühl der Seele, Empfindſamkeit genannt, giebt dem Philoſophen ſo wohl zu tiefen pſychologiſchen und moraliſchen Unterſuchungen, als zu feinen und intereſſanten Schilderungen viel Stoff, und der Verf. des angezeigten Gedichts hat ihn im Ganzen wohl benützt, wenn auch die Kritik hin und wieder mit ſeinem Räſonnement, oder mit manchen ſchwerfälligen und proſaiſchen Stellen nicht zufrieden ſeyn ſollte. Im erſten Buche zeigt er die Freuden, deren eine empfindſame Seele genießt. Die drey folgenden beſchreiben die Leiden, die erſtlich aus allgemeinen Unglücksfällen, zweytens aus den Ungemächlichkeiten, Thorheiten oder Laſtern Andrer entſtehen. Im fünften ſchildert er die Apathie, und das ſechſte enthält eine Warnung, ſich nicht einer übermäßigen Empfindſamkeit zu überlaſſen; doch mit der Behaup-

tung,

tung, daß sie unter der Herrschaft der Vernunft nicht unglücklich mache.

A Catalogue of the Pictures &c. in the Shakespeare Gallerie, Pall-mall. 8vo. (143 S.) Sold at the Place of Exhibition. 1790. Herrn Boydells Unternehmen, die großen Scenen des unsterblichen Shakspeare durch die größten Künstler in England malen und in Kupfer bringen zu lassen, ist nun so weit gediehen, daß uns hier das Verzeichniß der bereits verfertigten Gemälde mit einer Ankündigung gegeben wird, was man noch in Zukunft für dieß große Denkmahl zu thun in Willens ist. Der Gemälde, die in diesem Jahre zu den vorjährigen gekommen, sind an der Zahl ein und zwanzig, worunter die größten Künstlernamen glänzen, und nur in England war man im Stande, einen solchen Plan auszuführen. Die Eigenthümer der Shakspearischen Gallerie haben ihn aber nach der Ankündigung für dieses Jahr erweitert. „Verschiedene Malereyen, (sagen sie,) sind hinzugekommen, die eigentlich in jenen Plan nicht gehören. Die meisten sind inzwischen nach derselben Absicht verfertigt, mit dem man dieses große Vorhaben unternommen hat: nämlich, eine historische Malerschule in England zu stiften. Man wird daher eine zahlreiche Sammlung von höchstgenauen Zeichnungen und Copien hinzuthun, die mit großen Kosten aus einigen der ersten Gemäldesammlungen dieses Reichs von verschiedenen jungen Künstlern gemacht worden, die es bereits zu einem hohen Grade der Vollkommenheit gebracht haben. — Da

die

die meisten dieser Zeichnungen gestochen worden, oder noch gestochen werden, so dienen sie zugleich, die Kunst in England zu befördern, und den Ausländern zu zeigen, daß es uns weder an Kunstgeschmack, noch an schönen Gemälden fehlt, und daß wir viele von den ersten Meistern besitzen, nur daß sie nicht an öffentlichen Orten, oder blos in Residenzen, (wie meistens auf dem festen Lande) aufgestellt sind, und die Fremden sie nicht zu sehen bekommen, wenn sie nicht die Landhäuser der Vornehmen von einem Ende der Insel bis ans andre besuchen wollen."

Französische Litteratur.

Paris. Unter allen poetischen Almanachen, deren daselbst über zwölf herauskommen, dürfte für Ausländer der nun schon seit vierzehn Jahren existirende Almanach litteraire, ou Etrennes d'Apollon; contenant de jolies Pièces en prose et en vers, des saillies ingenieuses, des varietés intéressantes, et beaucoup d'autres Morceaux curieux: avec une Notice des Ouvrages nouveaux, remplie d'Anecdotes piquantes, &c. par M. *d'Aquin de Chateau-Lyon*, welcher von der Wittwe Duchesne verlegt wird, wohl der interessanteste seyn. Die Kritik über die merkwürdigsten zu Paris erschienenen Schriften des vergangnen Jahres ist allerdings nicht, was wir gründlich nennen, aber desto mehr, was die Franzosen amüsant nennen. Mit den Schriftstellern, die Herr d'Aquin anzeigt, hat er freylich

nicht gedacht, er referirt das für Jedermann wahrscheinlich Anziehende daraus blos an den Leser.

Unter den Gedichten zeichnen sich besonders aus, eine Epistel von Herrn de Saint-Ange über die Ehrliebe und die Gefahr der Leidenschaften, und das Gedicht von Hrn. de Fontanes über das Edikt zum Vortheil der Nicht-Katholischen, welchem letztern die französische Akademie den für das Jahr 1789 bestimmten Preiß zuerkannt hat. Hr. Fontanes sagt im Eingang, daß er zu diesem Gedichte, né d'aïeux errans, einen besondern Beruf gehabt habe, und schließt mit folgender seinen Wendung und Neckers und Ludwig XVI. Lobe:

Aimons la liberté: mais soyons dignes d'elle.
Déjà sa main nous rend ce Ministre fidèle
Que les complots des Cours ont trois fois exilé,
Et que le vœu public a trois fois rappelé.
L'Opinion, bravant une ligue perfide,
Le couvre tout entier de sa puissante égide;
De ces fameux bannis qu'a défendus ma voix,
Son nom, mieux que nos vers, doit protéger les droits.
La haîne en ce moment n'ose plus le combattre;
Et ce nouveau *Sully* d'un nouvel *Henri Quatre*,
Subjuguant comme lui ses rivaux abattus,
Né dans le même culte, a les mêmes vertus.

Noch wollen wir eine auf die jetzigen Zeitumstände sich beziehende Fabel des Abbe Aubert, und ein paar von den kleinern prosaischen Aufsätzen hier mittheilen.

L'aigle

L'aigle et l'Assemblée des Oiseaux.

Le Roi du Peuple ailé, peuple léger, sans-
doute,
Puisqu'à travers les Airs il se fraye une route,
(Oui, oui, léger de corps & très-vain du cor-
veau)
Pour des raisons d'Etat l'assembla bien & beau.
Sa Majesté voulait mettre ordre à ses affaires.
Pourquoi non? Croit-on que les Rois,
Dont enfin le trésor s'épuise par les Guerres,
Ne soient pas obligés de compter quelque-
fois?
Si d'autres, au surplus, ne s'en occupent guères;
L'Aigle, beaucoup plus sage, en s'imposant la
loi
De voir comme à sa dette il pourrait satisfaire,
Montra qu'il n'était point un Monarque ordinaire,
Qu'il croyait pouvoir tout, hors de manquer de
foi.
Le voilà donc qui veut qu'auprès de sa per-
sonne
Viennent & Paons & Ducs, & jusques aux Moi-
neaux,
Pour donner par des soins nouveaux
Un nouveau lustre à la Couronne.
Là le sort, comme ailleurs, fait ses lots iné-
gaux.
Les Moineaux, classe active, & féconde & nom-
breuse,
Mais aussi classe malheureuse,
Aux Paons, aux Ducs, cédaient le pas.
Le Peuple ainsi par-tout siège au rang le plus
bas;

Pour lui tout le travail, pour les autres les graces:
Chez les plus sages Potentats,
L'oisiveté, l'orgueil ont les premières places.
Cette fois-ci, pourtant, malgré de longs débats,
L'oisiveté, l'orgueil, ne l'emportèrent pas.
L'Aigle, dont la detresse alors semblait extrême,
Tout à-coup éclairé sur ses vrais intérêts,
Vit qu'à l'égard de ses Sujets,
Il devait imiter la justice suprême,
Qui, sans distinction, soumet à ses décrets,
Petits, Grands & Monarque même.
Paons & Ducs prétendaient faire au Peuple moineau,
Des charges de l'Etat porter tout le fardeau:
L'Aigle établit entr'eux une juste balance,
Mit les titres à part, consulta les moyens,
Arrangea tout enfin avec tant de prudence,
Que chacun désormais paya suivant ses biens,
N'étaient-ils pas tous Citoyens
Protégés en commun par la même puissance?
Vous comptez donc pour rien, dignités, sang, naissance,
S'écriront ici bien des gens?
Et le titre d'Altesse, & celui d'Excellence
A vos yeux sont indifférens?
Comment indifférens! ils sont nuls, si l'on pense
S'en faire un droit d'indépendance,
Des Taxes, des Tributs se déclarer exempt,
Presque en un rang divin placer son existence.
Tenez, j'entre avec vous en accommodement:
Je vous croirai, Messieurs, une race pétrie
D'autre limon que nous qui nous nommons Gros-Jean,

Et

Et qui payons pour la Patrie,
Quand je verrai la foudre, & la grêle & les vents,
Et la mort & la maladie
Ne frapper que le Peuple & reſpecter les Grands.

L'Homme de Lettres, par M. de la Harpe.

L'Homme de Lettres est celui dont la profession principale est de cultiver sa raison, pour ajoûter à celle des autres. C'est dans ce genre d'ambition qui lui est particulier, qu'il concentre toute l'activité, tout l'intérêt que les autres hommes dispersent sur les différens objets qui les entraînent tour-à-tour. Jaloux d'étendre & de multiplier ses idées, il remonte dans les Siècles, & s'avance au travers des Monumens épars de l'Antiquité pour y recueillir, sur des traces souvent presque effacées, l'ame & la pensée des Grand Hommes de tous les âges. Il converse avec eux dans leur langue, dont il se sert pour enrichir la sienne. Il parcourt le Domaine de la Littérature étrangère, dont il remporte des dépouilles honorables au trésor de la Littérature Nationale. Doué de ces organes heureux, qui font aimer avec passion le beau & le vrai en tout genre, il laisse les esprits étroits & prévenus s'efforcer en vain de plier à une même mesure tous les talens & tous les caractères, & il jouit de la variété féconde & sublime de la Nature, dans les différens moyens qu'elle a donnés à ses favoris, pour charmer les hommes, les éclairer & les servir. C'est pour lui sur-tout que rien n'est perdu de ce qui s'est fait de bon & de louable; c'est pour une oreille telle que la sienne, que *Virgile* a mis tant de charmes dans l'harmonie de ses Vers; c'est pour un Juge aussi sensible que *Racine* répan-

dit un jour si doux dans les replis des ames tendres; que *Tacite* jeta des lueurs affreuses dans les profondeurs de l'ame des Tyrans. C'est à lui que s'adressait *Montesquieu*, quand il plaidait pour l'humanité, *Fénélon* quand il embellissait la vertu. Pour lui, toute vérité est une conquête; tout chef-d'œuvre est une jouissance. Accoutumé à puiser également dans ses réflexions & dans celles d'autrui, il ne sera ni seul dans la retraite, ni étranger dans la Société. Enfin quelque soit le travail où il s'applique, soit qu'il marche à pas mesurés dans le Monde intellectuel des spéculations mathématiques, ou qu'il s'égare dans le Monde enchanté de la Poésie; soit qu'il attendrisse les hommes sur la Scène, ou qu'il les instruise dans l'Histoire; en portant ses tributs au Temple des Arts, il ne cherchera pas à renverser ses concurrens dans sa route, ni à déshonorer leurs offrandes pour relever le prix de la sienne. Il ne détournera pas des triomphes d'autrui son œil consterné. Les cris de la Renommée ne seront pas pour son ame un bruit importun; & au lieu que la Médiocrité inquiète & jalouse gémit de tous les succès, parce que le champ du Génie se rétrécit sans cesse à ses faibles yeux, le véritable Homme de Lettres, le parcourant d'un regard plus vaste & plus sûr, y verra toujours & un monument à élever, & une place à obtenir.

Académie de Poëtes Arabes et Maures.

Une espèce d'Académie de Poëtes Arabes & Maures, qui s'assemble tous les mois à Fez en Afrique, a tenu le premier d'Auguste dernier une séance publique devant un grand concours de Peuple, dans un jardin ombragé de hauts Palmiers & rafraîchi par quatre

quatre sources d'eau-vive. Le Poëte le plus applaudi a reçu pour une Romance Turque cent ducats d'or, une robe magnifique, un beau cheval & une jolie Odalisque. — Il faut avouer qu'il y a là de quoi réveiller puissamment l'émulation, & que notre distribution du prix du 25 d'Auguste, dans un étroit salon, autour d'un tapis verd, n'approche pas de ce que pratique un Peuple qu'on ne juge que par ses Pirates, & dont les Rois de l'Europe ne sentent pas qu'ils sont Tributaires.

Das Nationaltheater in Paris hat im Laufe des Theaterjahres von Oſtern 1789 bis Oſtern 1790 folgende neue tragiſche und komiſche Stücke gegeben:

La fauſſe apparence, ou le jaloux malgré lui, ein Luſtſpiel in drey Akten; von Herrn Imbert.

Les fauſſes préſomptions, ein Luſtſpiel in fünf Akten und in Verſen; von Herrn Robert.

Ericie, ou la Veſtale, Trauerſpiel in drey Akten und in Verſen; von Herrn von Fontenelle.

Marie de Brabant, reine de France, ein Trauerſpiel; von Herrn Imbert.

Raimond V., ein Luſtſpiel in fünf Akten, in Proſa; von Herrn Sedaine.

Charles IX., von Herrn Chénier.

La mort de Moliére, Luſtſpiel in drey Akten, in Verſen, vom Ritter von Cubiéres.

Le payſan magiſtrat, Luſtſpiel in drey Akten, in Proſa; von Herrn Collot d'Herbois.

L'eſclavage des noirs, Luſtſpiel in drey Akten, in Proſa; von Mad. de Gouges.

Le reveil d'Epiménide à Paris, Luſtſpiel in Einem Akt, in Verſen; von Herrn Filias.

L'honnête criminel, Drama in fünf Akten, in Verſen; von Herrn von Falbaire. (Durfte vor der Revolution nicht aufgeführt werden.)

Les dangers de l'opinion, Drama in fünf Akten, in Verſen; von Herrn Laya.

Le ſouper magique, ou les deux ſiécles, epiſodiſches Stück, in Einem Akt, in Verſen; von Herrn von Merville.

Louis XII., Trauerſpiel in drey Akten; von Herrn Rouffin.

Philinte de Moliere ou la ſuite du Miſantrope, Luſtſpiel in fünf Akten, in Verſen; von Herrn Fabre d'Eglantine.

Les trois noces, Schauſpiel in Einem Akt, in Proſa mit Geſang und Tanz, von Herrn Dezède.

Auf dem italieniſchen Theater ſind, im Laufe des Theaterjahres, von Oſtern 1789 bis Oſtern 1790 ſiebenzehn neue Stücke aufgeführet worden.

Le deſtin & les parques, in Einem Akt, und in Vaudevilles.

Les Savoyardes, mit Arien, in Einem Akt.

La fauſſe auberge, Luſtſpiel in zwey Akten.

Les époux réunis, Luſtſpiel in Einem Akt.

La vieilleſſe d'Annette & Lubin, Stück mit Arien, in Einem Akt.

Encore des Savoyards, Luſtſpiel in zwey Akten.

Le Soldat par amour, mit Arien, in Einem Akt.

Raoul, Sire de Créqui, mit Arien, in drey Akten.

Le Tuteur célibataire, Luſtſpiel in Einem Akt, und in Verſen.

Caroline,

Caroline, mit Arietten in drey Akten.
Pierre le grand, mit Arietten in vier Akten.
Le bon pere, Lustspiel in Einem Akt.
L'époux généreux, Lustspiel in Einem Akt.
Les brouilleries, mit Arietten in drey Akten.
Le district de village, in Einem Akt, mit Vaudevilles.
La bonne mere, Lustspiel in Einem Akt.
Rose d'amour und
Le diable à quatre, sind mit neuer Musik wieder aufgeführt worden.

Paris. Lettres a Emilie sur la Mythologie, par M. *de Mouslier*. 3 Vols. in 8vo. bey Cailleau und Sohn. Die Brief-Form ist wohl die zweckmäßigste, um Frauenzimmer mit der Mythologie bekannt zu machen, da sie Gelegenheit anbietet, Beschreibungen von Kunstwerken und dichterische Schilderungen der Erzählung einzuweben; und man muß Herrn Moustier zugestehen, daß er sie glücklich benutzt, und daß er den Bannier für Frauenzimmer lesbar gemacht hat. Prosa und Verse wechseln ab. Von letztern mögen folgende, über den Liebesgott, zur Probe dienen:

Il n'eut point d'aîles en naissant;
L'innocence est toujours fidèle:
Il n'en eut point en grandissant;
L'enfance n'est jamais cruelle:
Dans l'âge où naissent les soupirs,
Il ne voltigea point encore;

La conſtance eſt sûre des deſirs
Que ce bel âge voit éclore.

Mais, dès le premier baiſer
Que sa bouche obtint des belles,
Les deux pointes de ses ailes
Commencèrent à percer.
Nouveaux baisers; le plumage
En deux jours se déploya;
Enfin, par ſon doux langage,
Il obtint bien davantage....!
Dès qu'il en fut venu là,
Auſſi-tôt il s'envola.

Voyage à la Baſtille, fait le 16 Juillet 1789 par *Michel de Cubières*, Citoyen & Soldat. in 8vo. bey Garnery und Volland. Die Eindrücke, welche dieſe den Pariſer Schriftſtellern ehemals ſo furchtbare Feſtung auf den Verfaſſer bey ſeinem Eintritt machte, beſchreibt er folgendermaßen:

Vous peindrai-je à préſent l'effroi,
Que m'inspirèrent ces murailles,
Où par un bel ordre du Roi,
Parti le matin de Verſailles,
Ainsi que des oiseaux malignement jaseurs,
On encageait le soir des sages, des penseurs?
Vous peindrai-je ces Tours antiques, suranées,
Dont le sommet audacieux
N'a point encor fléchi sous le poids des années,
Et qui semblent braver les Cieux?

Pein-

Peindrai - je ces fossés, redoutables Abymes,
Où croît un sinistre gazon,
Interprète menteur de l'aimable saison,
Qui n'a jamais fleuri pour les pâles victimes
Qu'enferma pour jamais la Royale Prison?
Ces Chaines, instrumens funèbres
Des Satellites, des Bourreaux,
Et sur-tout ces triples barreaux,
Qui croisés l'un sur l'autre, au fond des noirs Cachots,
Transforment la lumière en horrible ténèbres?

Der Verfasser war eben bey der Frau Grä-finn von Beauharnais, die durch einige Romane und kleine Dramen auch unter uns bekannt ist, und deren Lob eingewebt wird, als man, auf Befehl der Wahlherren von Paris, die Bastille zu demolliren anfing. Die Abbees Brizard und de Cournand,

peu ressemblans
A certains Prestolets qu'on rencontre à Versailles,

und deren (unbedeutende) Schriften ihnen ehedem einen Platz in der Festung verschafft haben würden, gehen dahin, um die Zimmer zu besehen, wo Voltaire, Diderot, und der jüngere Crebillon einige Zeit saßen. Herr von Cubieres gesellt sich zu ihnen, und der berühmte Uebersetzer des Juvenal Dusaulx, dem von der Stadt aufgetragen war, alle Manuscripte und Bücher, die sich in diesem Cachot de la pensée finden dürften, weg-

wegzuholen und zu untersuchen, macht ihnen die Freude, sie herumzuführen. Nun folgen eine Menge, größtentheils itzt sattsam bekannter Anekdoten von Gefangnen, deren Wahrhaftigkeit zum Theil sehr in Zweifel zu ziehen ist. Unter andern wird hier zuerst gesagt, was nachher in den Memoires de Richelieu durch Documente hat erwiesen werden sollen, daß der hohe Gefangne mit der eisernen Maske, ein Zwillingsbruder Ludwigs XIV. gewesen sey. Zu Strasburg wird aber jetzt an einer Schrift gedruckt, welche die Falschheit dieser Sage ins Licht setzen soll.

Von ganz anderer Art, und weit anmuthiger, ist folgende Reisebeschreibung, worin gleichfalls Prosa und Verse abwechseln: Sur quelques Contrées de l'Europe, ou Lettres du Chevalier de *** à Mad. la Comtesse de ***. 2 Vols. in 8vo. bey le Jay dem Sohn. Voltaire, der den ersten Entwurf zu diesen Briefen noch gesehen hat, schrieb auf das Titelblatt;

Ce *Chapelle*, ce *Bachaumont*,
Ont fait un moins heureux voyage;
Tout est Epigramme ou Chanson
Dans ce renommé badinage,
Vous parlez d'un plus noble ton;
Et je crois entendre Platon,
Qui revenu de Syracuse,
Dans Athène emprunte la Muse
De Pindare et d'Anacréon.

Wenn

Wenn Voltaire schon zuweilen das Lob übertrieb, so lobte er doch nie etwas ganz Schlechtes. Italien und die Schweiz werden mit einander verglichen. Dort findet der Verf. den Schatten der Freyheit, hier die Freyheit selbst.

Le Idylles de Théocrite, Traduction nouvelle par M. *Gin*, in 8vo. bey Noyez. Tout est comme chez nous! Die Franzosen besitzen schon seit ungefähr zehn Jahren eine vortrefliche prosaische Uebersetzung des Theokrit vom Herrn von Chabanon, dennoch übersetzt Herr Gin ihn von neuem in Prosa und — weit schlechter. Er hat auch schon den Hesiod und Homer übersetzt, und wird wahrscheinlich noch alle griechische Schriftsteller übersetzen, wenn sich Verleger dazu finden.

Le crime, ou Lettres Originales, contenant les Aventures de Cèsar de Perlencour, par M. *le Suire*. 4 Vols. in 12. bey Defer Demaisonneure. In dem Aventurier Français wollte der Verfasser das Publikum ergötzen; in dem Philosophe parvenu junge Leute belehren; bey gegenwärtigem Roman ist Rührung sein Zweck. Wir haben in allen drey Werken geblättert, und sind leider! weder sonderlich ergötzt, noch belehrt, noch gerührt worden. In Absicht der Schreibart haben indeß diese Original-Briefe freylich noch große Vorzüge vor unsern Original-Romanen.

Les Contes de mon Bisayeul, tirès des Annales secrètes de la Cour de Thémis,

mis, 2 Vols. bey Maradan. Wenn unsere Juristen zum Zeitvertreib etwas anders thäten, als in der Karte spielen; so wollten wir ihnen diese Erzählungen empfehlen. Vielleicht benutzt sie Herr Kreschmann für seinen artigen Juristen-Calender.

Cléopatre, Roman historique. 3 Vols. in 12mo. bey Maradan. Der Marquis von Sürgere hat mit Beyfall die veralteten Romane Caßandra und Pharamund aufzufrischen versucht; gleich hat sich jemand gefunden, der auch die Cleopatra des Calprenede zu verjüngen durch Hunger getrieben ward. Alles wie bey uns!

Französische Kunstnachrichten.

Le Siège de Calais, ein sehr gutes Blatt, das der Nationalversammlung zugeeignet, und nach Berthelemy, Maler des Königs, von Anselin gestochen worden. Kostet 24 Livr.

Portrait du Veillard du Mont Iura, âgé de 120 ans, présenté à l'Assemblée nationale le 20. Oct. gemalt von Garnery, buntfarbig zu 3 Liv.

Ah! C'est bien sa place, stellt die Weisheit und das Genie vor, welche die Büste des Hrn. Necker zwischen die Büsten des Colbert und Sully stellen, gezeichnet und in englischer Manier, und der Madame Baroneſſe von Stael zugeeignet, von Dardel, schwarz 4 Liv. buntfarbig 8 Liv.

Epo-

Epoque de la liberté françoise, allegorisches Blatt, gezeichnet und gestochen von Joseph Maillet, 1 liv. 4 Sous.

Fidelité Héroique, à la Bataille de Pavie, ein Blatt nach einer Zeichnung von dem jüngern Moreau, von de Longueil gestochen; mit folgender Erklärung darunter: Le 24. Fevrier, 1525, Jean Le Sénéchal, Seigneur de Molac & de Carcado, capitaine de cent hommes d'armes, gentil-homme de la chambre de François Ier, voyant qu'un Arquebusier étoit près de tirer sur le Roi, se précipita au devant du coup, & lui sauva la vie par le sacrifice de la sienne.

Les boules de Savon, & le petit chateau de Carte, ein paar bunte Blätter, unter der Aufsicht Bonnets, nach Zeichnungen von Huet gestochen.

Portrait de Monsieur frere du Roi, von Sergent, bunt, nach dem Originalgemälde von Dupleſſis: zu 4 liv.

Prise de la Bastille, von Thevenin gezeichnet und geätzt, ein feuriges Blatt 23 Zoll breit, 17 Z. hoch.

Von den Portraits des grands Hommes, Femmes illustres & Sujets mémorables de la France, ist die 27ste Lieferung, und

Von den illustres François, ou Tableaux historiques des grands Hommes de la France;

ce; von Ponce, die fünfte Lage zu 9 Liv. erſchienen: jedes Bildniß iſt auch beſonders zu 1 Liv. 16 Sous zu haben.

Von der Galerie du Palais Royal, gravée d'après les Tableaux des différentes Ecoles qui la compoſent, avec un Abrégé de la Vie des Peintres & une Deſcription hiſtorique de chaque Tableau, iſt nun die 16ſte Lage erſchienen, zu 12 Liv. Sie enthält: la Magdeleine, nach Guido, von J. Bouillard; le Triomphe de Galathée, nach Carlo Maratti, von Ph. Triere; la Vierge & l'Enfant Ieſus, nach Raphael, von Romanet; la Muſique, nach Valentin, von Huber; la Vendeuſe de Marée, nach van der Werf; von de Launay, dem Jüngern; und les Bergers, von Bartholomäus Breenberg, von J. B. Racine.

Die 17te Lieferung der Galerie du Palais Royal, zu 12 Liv. enthält: le Chymiſte, ein Gemälde von Mieris und Guttemberg geſtochen: la Guitarre, nach David Teniers, von Launay dem Jüngern; les Sbires, nach Pierre de Laer, Bamboche genannt, von Pitement dem Sohne geſtochen; la Viérge aux Chats, nach Fr. Baroche, von Leybold; le Vendeur d'Oeufs, nach van der Werf, von de Launay dem Jüngern; und la Danſe, nach Miel, von Gareau.

Portrait de Charles IX. nach Albin, einem Maler und Zeitgenoſſen dieſes Königes, von Maſſard.

Massard. Dieses Blättchen kann vor das neuerliche Trauerspiel vorgeheftet werden; so wie

La dernière Scene de la Tragédie de Charles IX. von Halbou, nach Barbier gestochen: jedes zu 1 Livr. 4 Sous.

Portrait du Feld-Maréchal de Laudon zu Wien, von J. Hickel gemalt, und v. Bentoly zu Paris gestochen, kostet 3 Liv.

Le Modèle disposé, von Chaponier, nach Friedrich Schall gestochen. Preis 6 Liv.

Prélude de Nina, nach Louis Boilly, von dem Vorhergehenden, ebenfalls zu 6 Liv.

Tableaux des Révolutions de Paris, depuis le mois de Iuillet 1789, gezeichnet und buntfarbig gestochen, erste und zweyte Lieferung, mit einer historischen Nachricht: wird fortgesetzt.

Durch einen Prospectus ist hier folgendes Werk auf Subscription angekündiget, und auch bereits der Anfang damit gemacht worden: Galerie des Peintres Flamands, Hollandois, & Allemands, ou Choix d'Estampes gravées d'après un de leurs plus beaux Tableaux, sous la direction de M. *Le Brun*, Peintre & Garde de Tableaux, de Msgr. Comte d'Artois & du Duc d'Orléans, avec un texte relatif au genre, aux ouvrages & à la manière de chacun des Maîtres. Dieß Werk wird erstlich aus zwölf Lieferungen bestehn, jede zu zwölf Blatt, von den besten französischen, und aus-

wärtigen Künstlern, Lebas, Daudet, Macret, Blot, Winkeler, Schulze, Gaucher, Longueil, Romanet, Legrand, Weisbrodt, Godefroy ꝛc. gestochen, dann 2) aus einem Supplemente von funfzig Platten, wovon 23 durch Lebas bereits verfertiget sind: 3) aus dem Texte, dessen Inhalt der Verf. im Prospectus beschreibt. Die ersten zwölf Lieferungen sind schon mit dem Monat März erschienen, jede zu 18 Liv. Das Supplement von funfzig Blatt ist auf den 1sten Julius, um den Preis von 36 Livres angekündiget. Der Text auf den 1sten Jänner künftigen Jahres, wo auch der Preis desselben bestimmt werden wird.

Von den Tableaux, Statues, Basreliefs & Camées de la Galerie de Florence & du Palais Pitti, gezeichnet von Wicar, einem Zöglinge des Hrn. David, Maler des Königs, und unter der Aufsicht des Malers, Hrn. Lacombe, gestochen, mit Erläuterung der Antiken von Herrn Mongoz, dem ältern Mitgliede der Akademie, der Aufschriften ꝛc. ist die dritte Lieferung, zu 18 Livr. erschienen.

Hier wird jetzt ein Journal général des Gravures de Paris veranstaltet, das unverzüglich erscheinen soll, und zu der sich eine Gesellschaft von den geschicktesten Künstlern verbunden hat. Es soll alles enthalten, was einer Darstellung durch Kupferstich fähig ist, und zum Verständnisse von kurzen erläuternden Anmerkungen begleitet werden, und zwar:

Aus

Aus der Geographie die neusten Entdeckungen, interessante Reisen, Kriegstheater mit außerordentlichen Vorfällen, Planen von Städten, Festungen, Lägern u. s. w.

Porträte großer Männer, besonders der Repräsentanten der gegenwärtigen Generalversammlung.

Skizzen von Gemälden und Kupferstichen der vornehmsten Künstler, die zum Verkaufe stehen.

Musikalien von berühmten Meistern in jeder Gattung.

Die Moden der Hauptstadt, Muster von seidnen Stoffen, Cattunen, Nesseltuch, Bändern, Strümpfen u. s. w. Uhren, Ringen, Schnallen, Ketten, Medaillons, Knöpfen, kurz, was vorzüglich von dieser Art bemerkt zu werden verdient.

Verzierungen von Zimmern, Möbeln, Wagen u. s. w.

Ländliche und häusliche Oekonomie, Naturgeschichte, physische, mathematische und mechanische Erfindungen, in so fern sie auf Künste eine Beziehung haben.

Historische Züge.

Alles wird auf starkes Papier, groß Octav, acht Seiten Druck und regelmäßig alle Sonnabende erscheinen. Der Preis der Subscription ist jährlich 51 Livr. für die Provinz 54 Liv. für die ersten Abdrücke monatlich 5 Sous mehr.

Von der Galerie historique universelle, von M. de Pujol, enthält der 15te Heft, les

Portrais & les notices du Cardinal *d'Amboiſe*; de *Claude Ballin*, Orfevre; du *Corrège*; de Jacques *Cujas*; de *Druſus*, fils de Tibere; d'*Anne de Gonzague*, Princeſſe Palatine; de *Laurent*, Mécanicien, & du Père de *Montfaucon*. Preis zu 3 Liv. 12 Sous.

Portrait de M. Haüy, Interprète du Roi &c. buntfarbig von Sergent, nach de Favart.

Oh! che boccone! Ein Blatt zu London von Burke, nach Sicardi geſtochen, 9 Livr.

Projêt d'un Monument à la gloire du Roi, en face de la Statue de Henri IV., dedié à S. M. le 3 Iuillet 1787, von Giſors, und von Berthault geſtochen. Preis 3 Livr.

La liberté du Braconnier, von Ingouf dem Jüngern, nach einem Gemälde von Benazech geſtochen.

Le Déjeuner & le Goûter, zwey bunte Blätter, unter der Aufſicht von Bonnet, das eine nach Hüet, das zweyte nach Baudouin geſtochen, jedes 3 Livres.

Recueil, d'eſtampes curieuſes ſur les événemens arrivés en 1789, raſſemblées par les ſoins d'un Artiſte, & formant un Volume in 4to. qui contient environ 90 ſujêts, avec l'explication & des notes hiſtoriques entre chaque eſtampe, écrites d'un caractère imitant l'impreſſion. Unter dieſem Titel wird ein Werk angekündiget, von dem die

die Kupferstiche auf folgende Art geordnet seyn werden. 1) Diejenigen, die bey Gelegenheit der Nationalversammlung verfertiget worden. 2) Die jetzigen, die auf die Zerstörung der Bastille eine Beziehung haben. 3) Die die Revolution von Versailles betreffen. Das Bildniß des Königes, des Herrn Necker, des Marquis de la Fayette, des Hrn. Bailly, des alten Greises von 120 Jahren und andere werden an der Spitze dieser Sammlungen stehn. Der Band wird für die Subscribenten 3 Louisd'or kosten: 1 Louisd'or bey der Subscription und 2 Louisd'or vierzehn Tage darnach beym Empfang.

Liste de MM. les Députés à l'Assemblée Nationale, législature de 1789 à 1790. von Godefroy gestochen. Unter diesem Verzeichnisse steht der Altar des Vaterlandes, auf dem das Buch der Constitution, von den Waagschalen der Gerechtigkeit unterstützt, liegt. Auf der Seite des Altars die Vernunft, unter der Gestalt der Minerva, hält einen gefesselten Löwen, das Sinnbild der Leidenschaften, und läßt der vollziehenden Macht, unter der Gestalt des Mars, die zu beobachtenden Gesetze beschwören. Die Basis dieses Monuments enthält ein Basrelief, die eine Sitzung der Nationalversammlung vorstellt: auf beyden Seiten erheben sich Bündel von Pfeilen, das Symbol der Macht, die aus der Eintracht entsteht, kostet 3 Liv.

Inauguration de Louis XVI. au temple de la Constitution Nationale: journée du 4. Fevrier, 1790. Ein allegorisches Blatt von David. Dieß Blatt hat im Julius erscheinen sollen, Preis 12 Livr. erster Abdruck, 24 Livr.

Dors mon Enfant, ein Blatt in englischer Manier, nach Mdlle. Gerard, von ihrem Bruder Gerard, 6 liv.

La Rose défendue, nach einem Gemälde von Simon Julien, durch Laurent, seinen Neffen, Preis 6 liv. Das Gegenbild wird seyn: La Rose enlévée.

Collection Générale des portraits de de MM. les Deputés à Assemblée Nationale de 1789, nach Zeichnungen verschiedener Zöglinge der Akademie unter der Aufsicht des Hrn. Dejabin. Jede Lieferung soll acht Porträte, von der größten Aehnlichkeit zu 4 livres enthalten. Die ersten Lagen sind bereits erschienen.

Portrait de M. Isidore d'Agasse, und Portrait de M. Beaulieu; das erste von Phelippeaux, und das zweyte von Voeite, nach Bauzil, Miniaturmaler, gestochen, zu 24 Sous buntfarbig, 12 Sous schwarz.

Plan de la Bastille, aufgenommen und gezeichnet von Cathala, Architekt und Aufseher bey der Zerstörung der Bastille: er hat hiernächst die Plane der alten Anlagen, die man bey demselben entdeckt, beygebracht.

Por-

Portrait en pied de M. le Marquis *de la Fayette*, Commendant-général de la Garde-Nationale-Pariſienne &c. gemalt und geſtochen in ſchwarzer Manier, von Bûcourt, 9 Liv.

Vues pittoresques, plans & deſcriptions des principaux jardins anglois qui ſont en France. No. 5. iſt die Fortſetzung der mehrmal angezeigten Vorſtellung engliſcher Gärten, koſtet 3 Liv.

Portrait de M. le Comte de Saint-Priest Miniſtre & Secrétaire d'Etât, gezeichnet und geſtochen von Mlle. Dûmesnil, mit der Unterſchrift:

Iuſtum & tenacem &c. *Hor.*

L'eſpoir du rétour, ein Blatt in engliſcher Manier durch Hrn. Gerard, nach einem Gemälde von Mlle. Gerard. Preis 6 Liv.

Le Prélude de Nina & le Modele diſpoſé, in engliſcher Manier von Alexander Chaponnier, nach Louis Boilly, das erſte und das zweyte nach Friedrich Schall, jedes zu 6 Liv.

Portrait de M. le Baron de Trenck, nach dem Leben von Garnerey gemalt, und von ihm ſelbſt geſtochen, en biſtre, oder ſchwarz, 24 Sous, bunt 48 Sous.

Auguſtin le Grand, der aus der Romance Géneviève de Brabant voriges Jahr ein Blatt herausgegeben, hat es mit zwey neuen vermehrt, die das Sûjet vollſtändig machen, das eine macht das Gegenbild von jenem und ſtellt den Augenblick

vor, wo Genéviève calomniée reçoit les reproches du Comte, l'arrêt de sa mort & de celle de son fils, und das Zweyte, das in der Mitte zu stehen bestimmt ist, enthält l'innocence de Genéviève, reconnu par son mari, qui poursuivant une biche, qu'il a blessée à la chasse, aperçoit avec surprise dans la forêt sa femme & son fils, das erste ist nach Mlle. Gerard, das zweyte nach Schall gestochen, und beyde interessant und von einer guten Wirkung.

Die königliche Akademie der Malerey und Bildhauerkunst verlor den 29sten April einen seiner vorzüglichsten Mitglieder in

Carl Nicolas Cochin, geboren zu Paris, 1715.

Er ward von seinem Vater, Mitglied derselbigen Akademie, und seiner Mutter, die gleiche Talente besaß, zur Zeichen- und Kupferstecherkunst bestimmt, indem er eine entschiedene Neigung für diese Künste sowohl, als große Fähigkeiten für die Wissenschaften und Erlernung der Sprachen verrieth.

Von seiner Jugend auf zeigte er Richtigkeit und Nettigkeit in seiner Zeichnung, Leichtigkeit und Würde in seinen Compositionen, einen vorzüglich feinen Verstand in Allegorien und ein poetisches Genie abstrakte und metaphysische Ideen auf eine sinnliche Art vorzustellen.

Er las mit Fertigkeit lateinische, italienische und englische Schriftsteller.

Schon

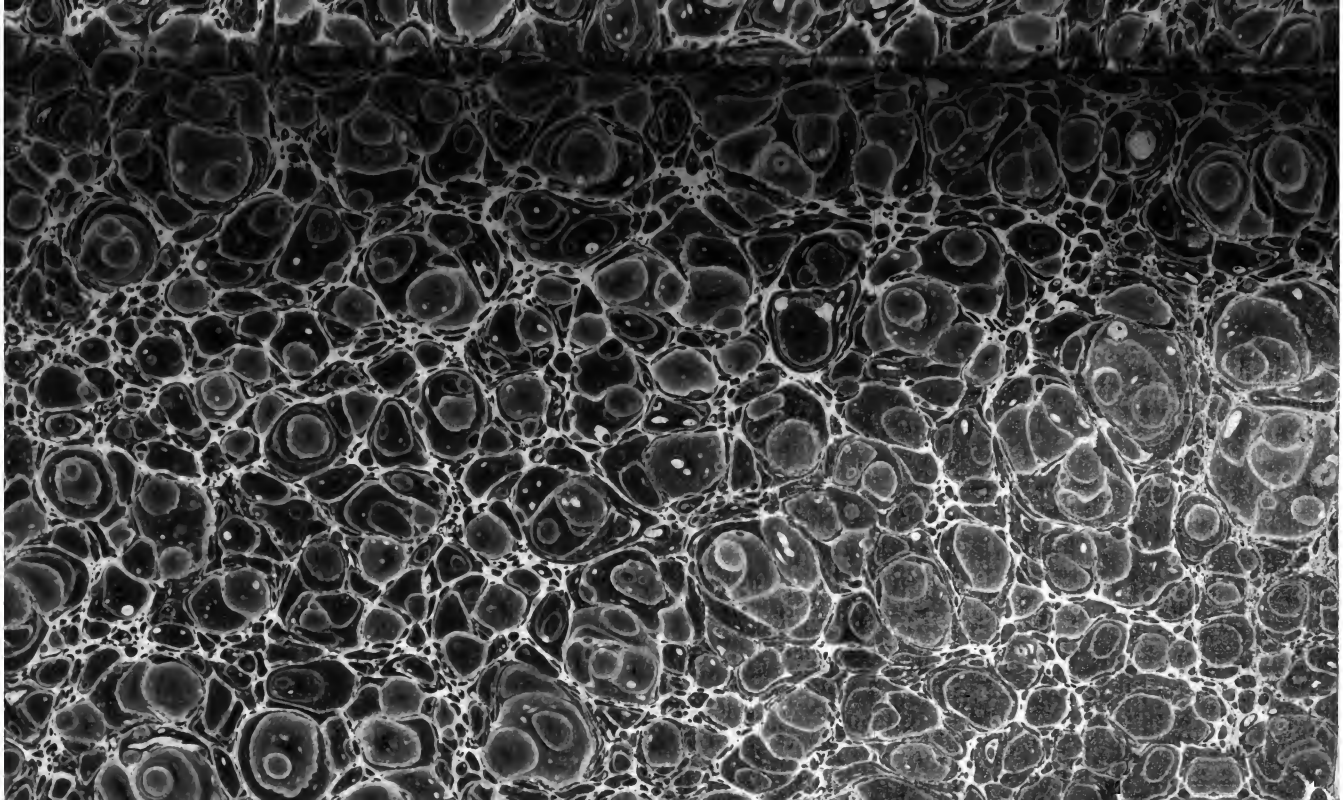
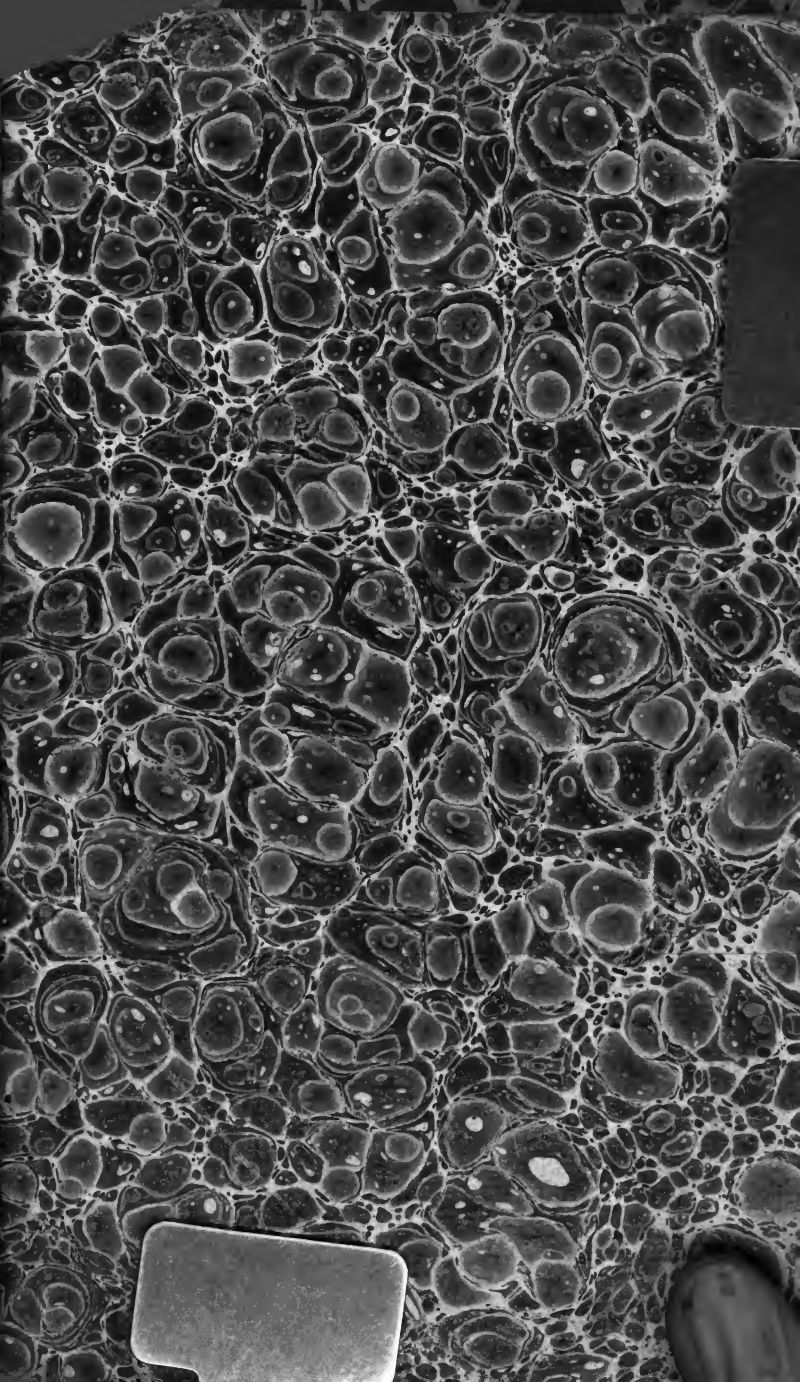
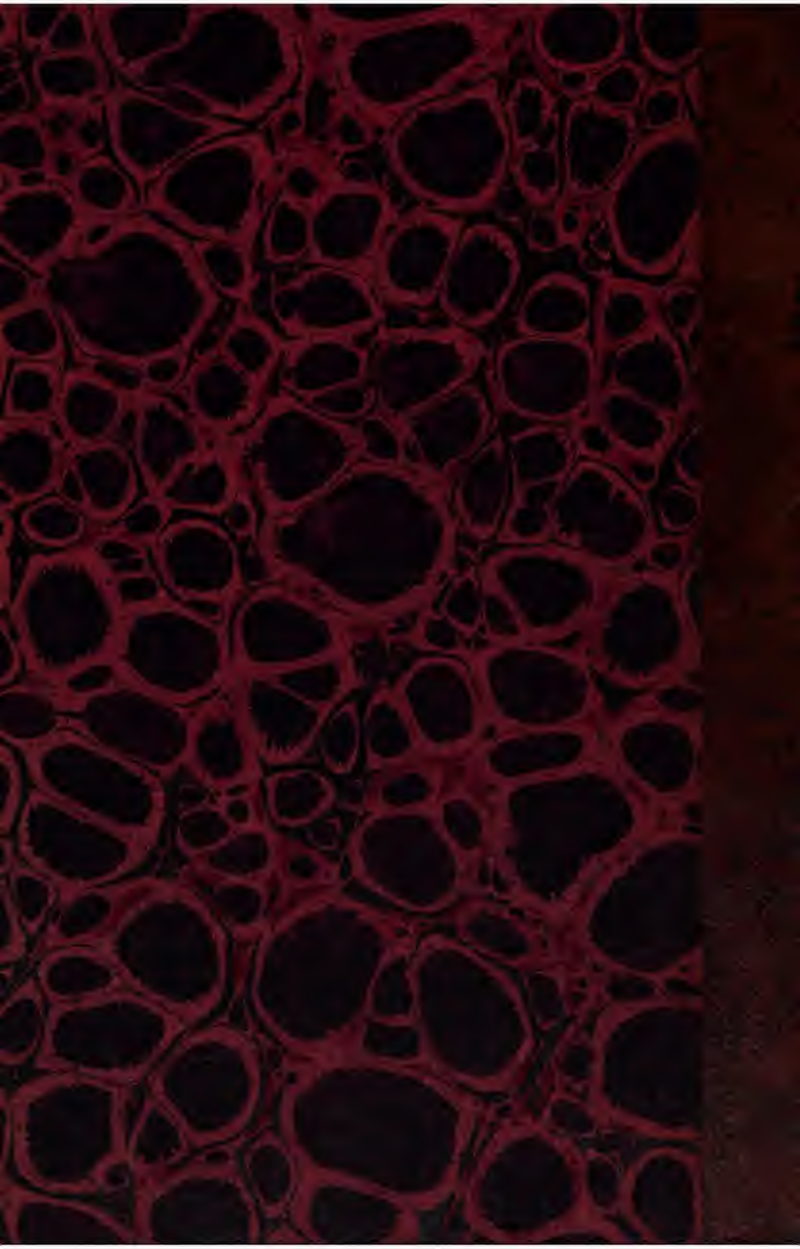
Schon im funfzehnten Jahre zog er die Freyheit der Radiernadel der etwas kalten und monotonen Behandlung des Grabstichels vor, überließ sich ganz der Neigung zu der erstern; und bediente sich ihrer bey seinen geistreichen Zusammensetzungen.

Die Zeichnungen vervielfältigten sich unter seinem Zeichnungsstifte, wie unter seiner Feder, und wurden schon in den Jahren eifrig gesucht, wo Andere nur Hoffnung von sich geben.

Er ward auf eine allegorische Zeichnung, mit schwarzer Kreide und weißer Erhöhung auf blaues Papier, (wo er die Akademie unter dem Genius der Künste vorstellte, der sich im Tempel der Unsterblichkeit, unter dem Schutze des Königs, erhebt, dessen Freygebigkeit die Zöglinge zum Nacheifer durch Wohlthaten ermuntert, die sie vertheilet, und wo man in der Entfernung eine Versammlung von ernsten Greisen erblickt, die über das Verdienst der dargebotenen Werke entscheiden,) zum Eleven der Akademie (mit Pension) aufgenommen, und ihm die Ausführung dieser Zeichnung in Kupferstich zu seinem Receptionsstücke aufgegeben.

Seine Geschäfte, hauptsächlich für den König, hinderten ihn aber, so daß er erst im October 1761 und also über zwanzig Jahr darnach, statt dessen eine Zeichnung, wo er den in einem Aufruhr verwundeten Lykurg darstellte, der Akademie übergab, welche auch von Demarteau 1789 in Kupfer gebracht worden, dessen Aufnahme bey der Akademie dadurch bewirkt ward.

Den 20sten December 1749. ward er mit Herrn de Vandieres, den der König zum General-Aufseher seiner Gebäude ernannt, nach Rom geschickt, wo er bis zu Ende des Septembers 1751 blieb.

Den 27sten November aber von der Akademie mit allgemeinem Beyfalle zum Mitgliede aufgenommen und nach Abgange des Hrn. Coypel, den 23sten Jun. 1752 zum Aufseher über die Zeichnungsschule im Louvre ernannt, und ihm zugleich die Besorgung der Einnahme und Ausgabe aufgetragen, die sonst mit der Stelle des ersten königlichen Hofmalers verbunden ist, da Hr. Karl Vanloo, wegen seiner vielen Arbeiten, sich diese Besorgung von itzt an verbat, und die Hr. Cochin mit viel Verstand und Treue verwaltete.

Nun machte er sich auch als Schriftsteller bekannt, wovon viele der vortreflichsten Reden zeugen, die er über die Kunst, theils in der Akademie abgelesen, theils auch gedruckt erschienen sind: diese erwarben ihm das Amt eines Sekretär und Geschichtschreibers bey der Akademie der Malerey- und Bildhauerkunst, wozu er den 28sten November 1756 ernannt wurde. Seiner Werke sind unzählig, da er bis in sein fünf und siebenzigstes Jahr unabläßig gearbeitet, wo er zum Leidwesen seiner Freunde, der Künstler, und aller derer, die ihn kannten, in die Ewigkeit überging, indem er wegen seiner Menschenliebe, Freygebigkeit und Kunsteifer von jedermann geliebt und hochgeschätzt ward.